
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Erläuterungen deutscher Dichtungen.

Nebst

Themen zu schriftlichen Aufsätzen,

in Umrissen und Ausführungen.

Ein Hülfsbuch

beim Unterricht in der Literatur und für Freunde derselben.

Herausgegeben

von

C. Gude.

Vierte Reihe.

Neunte Auflage.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1906.

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorrede zur ersten Auflage.

In den drei ersten Bänden der „Erläuterungen" ist bereits das eine und das andere Gedicht, welches der neueren Zeit, der Zeit nach Schiller und Goethe, angehört, an geeigneter Stelle herangezogen und besprochen worden. Namentlich haben Gedichte von Uhland, Freiligrath und Lenau Berücksichtigung gefunden. In dem vorliegenden vierten Bande habe ich nun noch eine Reihe von Gedichten erläutert, welche ausschließlich der Neuzeit entnommen sind. Obschon die klassische Periode stets den Mittelpunkt beim Unterricht in der Literatur bilden muß, so hat doch auch die Zeit, welche ihr unmittelbar voraufging und welche ihr nachfolgte, begründete Ansprüche auf Berücksichtigung. Ein richtiges Verständnis jener großen Zeit würde aus einer ausschließlichen Bekanntschaft mit ihr nicht gewonnen werden können, und wer Anspruch erheben will, nur einigermaßen auf der Höhe deutscher Geistesentwickelung zu stehen, von dem muß auch verlangt werden, daß er wenigstens mit denjenigen Schätzen unserer neueren Literatur bekannt ist, die sich bereits einen Ehrenplatz in dem Herzen der Nation erworben und zu der Größe derselben ebenfalls mit beigetragen haben. Dahin gehören vor allen die patriotischen Dichtungen aus der ruhmvollen Zeit der Freiheitskriege, mit ihrem langnachtönenden Widerhall, einem Widerhall, der bis in unsere Tage reicht. Die Töne, zu denen ein Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert im Kampfe gegen unsere Unterdrücker die Harfe stimmten, klingen fort, wenn auch in anderer Weise, in all den Liedern, die das nationale Bewußtsein kräftigen und stärken. Der vaterländische Gesichts-

punkt ist denn auch in dem vorliegenden Bändchen bei der Auswahl der Gedichte vielfach maßgebend gewesen (ich verweise z. B. auf die Gedichte aus dem Kriegsjahre 1870), was man hoffentlich mir nicht zum Vorwurf machen wird. Der Zauber unserer Tage, der Grund unserer Größe ist das von neuem belebte Nationalgefühl, und die Schule hat alle Ursache, dieses zu pflegen. Sind doch die nationalen Empfindungen die edelsten nach den religiösen und die Quelle aller patriotischen Tugenden, deren Dienst kein leichter ist. Mir scheint, als ob jetzt beim Unterricht viel zu wenig Gewicht auf das Erwecken großer, edler Empfindungen und inhaltsvoller Gedanken, dagegen viel zu sehr Gewicht auf ein mannigfaltiges Wissen gelegt wird. Allerdings ist der Besitz einer gewissen Summe verschiedener Kenntnisse notwendig zur Bildung, aber der Schüler soll nicht bloß mit Namen, Zahlen und Vokabeln umgehen lernen, es soll auch sein Herz für das Hohe und Edle, welches in großen Ereignissen zutage getreten ist, empfänglich gemacht und zu einer sinnigen und idealen Richtung hingeleitet werden. Die Literatur bietet dazu reichen Stoff und noch dazu in einer Form, die jedes Herz anspricht. In den höheren Töchterschulen hat der Unterricht in dem Französischen und Englischen vielfach in der Zahl der darauf verwandten Stunden ein solches Übergewicht, daß die eigene Muttersprache und ihre Literatur dadurch beeinträchtigt wird. Wir brauchen uns doch wahrlich unserer Sache nicht mehr zu schämen, und unsere Literatur braucht weder vor der französischen, noch vor der englischen die Segel zu streichen. Das Betreiben einer fremden Sprache hat allerdings seinen großen Nutzen, weshalb denn auch die höheren Töchterschulen das Französische und Englische in den Lektionsplan mit aufgenommen haben (das Publikum freilich fordert das Erlernen dieser Sprachen mehr aus Eitelkeit), aber es dürfen denn doch jene Sprachen nicht ein solches Übergewicht haben, daß die eigene und ihre Literatur dadurch benachteiligt wird, zumal die Rückwirkung derselben auf die Muttersprache in den Mädchenschulen bei weitem nicht in dem Maße stattfindet, als auf den Gymnasien. Doch genug über diesen Punkt. Je mehr

das Nationalgefühl sich kräftigt, desto mehr wird auch unsere Literatur die ihr gebührende Stellung im Unterricht erhalten.

Was nun die methodische Behandlung der Gedichte in dem vorliegenden Bändchen betrifft, so bin ich den früher ausgesprochenen Grundsätzen getreu geblieben. Die Poesie soll nicht den Gegenstand sprachwissenschaftlicher Untersuchungen abgeben, nicht in philologischer und grammatischer Absicht betrieben und zur Befestigung in der Form- und Satzlehre zergliedert werden, sondern soll dazu dienen, die Gedankenwelt der Schüler mit einem edlen, höheren Gehalte zu bereichern, die Empfindung zu vertiefen und für die Gesetze des Schönen ein Verständnis zu eröffnen. Daher muß alles vermieden werden, was dazu beiträgt, den unmittelbaren Eindruck zu schmälern und zu stören. Bei vielen Gedichten habe ich vor der eigentlichen Erörterung durch eine dem Gedichte entsprechende Einleitung das Gemüt für die rechte Stimmung und Auffassung desselben vorzubereiten gesucht. Ein gutes Vorlesen von seiten des Lehrers wird dieses wirksam unterstützen. Wer je einmal Gelegenheit gehabt hat, eine Schillersche Romanze, eine Goethesche oder Bürgersche Ballade von Palleske lesen zu hören, wird wissen, wie mächtig schon das Lesen ergreift und zum Verständnis führt. Wie jedes Gedicht anders gelesen sein will, so will auch jedes Gedicht in seiner Besprechung anders behandelt sein. Eine schablonenartige Behandlung ist sicherlich zu verwerfen. Man kann wohl die eine Pflanze wie die andere besprechen, aber nicht das eine Gedicht wie das andere.

Unter den mitgeteilten Aufsatzthemen sind diejenigen, welche abhandelnder Natur sind, wieder in sehr geringer Zahl vertreten. Mag eine höhere Töchterschule einen noch so hohen Standpunkt einnehmen, für abhandelnde Beurteilungen geht nun einmal den meisten Mädchen Geschick und Verständnis und deshalb auch die Lust ab. Ich bin überhaupt kein Freund von schwer zu behandelnden Themen. Selbst in den Oberklassen haben die Schüler noch mit der Form zu ringen; fehlen ihnen nun auch noch die Gedanken, so können sie natürlich noch weniger etwas Brauchbares zustande bringen und greifen zu fremder Hilfe. Daher ist es ratsam, auch in den Oberklassen

keine zu schwierigen Themen zu stellen; es kommt ja ganz darauf an, wie sie ausgeführt werden. Nur daran und nicht aus den gestellten Themen kann man den Stand der Schule und der Schüler beurteilen.

Möge denn die vierte Reihe der „Erläuterungen" ebenso wohlwollend aufgenommen werden, wie es mit ihren Vorgängern der Fall gewesen ist.

Vorrede zur achten Auflage.

Die neue Auflage unterscheidet sich von ihren Vorgängern hauptsächlich dadurch, daß in ihr mehr als früher der Einfluß nachgewiesen ist, den die geschichtlichen Ereignisse auf den Gang des poetischen Schaffens ausgeübt haben, und daß die Eigentümlichkeit der einzelnen Dichter noch schärfer hervorgehoben worden ist. Außerdem sind auch mehr als früher Fingerzeige über den Vortrag der Gedichte gegeben worden.

Magdeburg, Michaelis 1898.

C. Gude.

Zur neunten Auflage.

Nachdem die achte Auflage noch vom verstorbenen Verfasser in dessen feinfühlender Weise die bessernde Hand erfahren hatte, glaubte die Unterzeichnete von Änderungen ganz absehen zu sollen, und so ist die neunte Auflage bis auf einige Berichtigungen und Berücksichtigung der neuen Rechtschreibung unverändert geblieben, in der Annahme, dadurch dem trefflichen Werk am besten die Gunst zu erhalten.

Leipzig, im Herbst 1905.

Die Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichnis.

Zur Vergleichung herangezogen und besprochen sind außerdem:

1. A. W. von Schlegel und die romantische Schule.

A. W. von Schlegel wurde am 8. Sept. 1767 in Hannover geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Durch einen trefflichen Schulunterricht in seiner Vaterstadt vorbereitet, ging er auf die Universität nach Göttingen und ward dort mit Bürger eng befreundet, der in ihm den Dichter der Zukunft begrüßte und ihn in einem klangvollen Sonett verherrlichte. Nach beendigtem Studium hielt er sich einige Jahre in Holland auf, wo er sich mit den neueren Sprachen bekannt machte. Dann ließ er sich auf Goethes Empfehlung als Professor in Jena nieder, verkehrte dort viel mit Schiller, als dessen Schüler er sich anfangs bekannte, gab nach wenigen Jahren die Professur wieder auf und führte lange Zeit ein ungebundenes, fahrendes Gelehrtenleben, war 1802 in Berlin mit Vorlesungen beschäftigt, 1808 in Wien, und war außerdem Reisebegleiter der geistreichen Frau von Staël durch Italien, Frankreich, Deutschland, Schweden. An dem Werke dieser Frau über Deutschland, wodurch der deutschen Literatur in Frankreich Bahn gebrochen wurde, während das deutsche Volk den Franzosen unterlag, hat er einen bedeutenden Anteil. Nach dem Tode der Frau von Staël nahm er 1818 einen Ruf an die neuerrichtete Universität Bonn an, wo er sich zumeist den Studien des Indischen widmete. In Bonn endigte auch 1845 sein vielbewegtes Leben.

Das Hauptverdienst Schlegels besteht in seiner mit Tieck unternommenen Verdeutschung Shakespeares, durch welche der große britische Dramatiker fast wie einer unserer Klassiker der deutschen Literatur angeeignet ward. Auch bleibt ihm und seinem Bruder Friedrich das Verdienst, den Anfang zu einer allseitig umschauenden Literaturgeschichte gemacht und den Gedanken Goethes, eine Weltliteratur zu gründen, auf deutschen Boden die poetischen Erzeugnisse aller Völker zu verpflanzen, mit aller Kraft erfaßt zu haben. Die Gebrüder Schlegel fühlten sich gleichmäßig hingezogen zu Calderon und Cervantes, zu Dante und Petrarca, zu Ariost und Tasso, zur phantasievollen Weisheit des Orients, wie zu der tatkräftigen Natur des britischen Dichters. 1801 gaben sie gemeinsam „Charakteristiken und Kritiken" heraus; 1804 brachte A. W. von Schlegel seine „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" auf den

deutschen Markt, 1809 seine „Vorlesungen über dramatische Poesie und Literatur", die manche treffliche Bemerkungen enthalten usw. In ihm vereinigte sich, wie in Lessing, der Kritiker mit dem Dichter, nur daß Lessing in beidem viel höher steht. Von seinen poetischen Erzeugnissen haben sich nur wenige bis auf unsere Zeit erhalten; am bekanntesten ist die Romanze „Arion".

* *
*

Die Gebrüder Schlegel sind die Gründer einer Dichterschule, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des neunzehnten als Gegensatz zu den Klassikern unter dem Namen der „romantischen" eine große Rolle spielte, nach und nach eine Menge verschiedener Talente in sich vereinte und über die genannte Zeit hinaus noch lange in Nachklängen sich vernehmen ließ. An die Stelle unserer Dichterfürsten traten wieder ganze Gruppen; an die Stelle der Genies, die über Jahrhunderte walten, Talente, welche die Höhe, auf der jene Fürsten einsam thronten, nicht zu erreichen vermochten. Das Wort „romantisch" erinnert zwar an Rom, hat aber mit der Poesie der alten Römer nichts gemein, sondern weist vielmehr auf die Bewohner der in Süd- und Westeuropa wohnenden Völker hin, auf die Romanen und deren Dichtungen. Die diesen Völkern eigenen Werke tragen indes nicht allein den Charakter des „Romantischen" an sich, welches die neue Schule auf ihre Fahne schrieb. Man fand das „Romantische" auch in orientalischen Dichtungen, in den nordischen Sagen der Edda, in Ossians Nachtstücken, auch in Shakespeare, überhaupt da, wo das Phantastische, das Wunderbare und Märchenhafte so stark ausgeprägt ist, daß es die Einbildungskraft vorzugsweise in Anspruch nimmt, also auch in den poetischen Erzeugnissen des deutschen Mittelalters, welche der dichtende Volksgeist ohne Kenntnis von Kunstgesetzen aus sich selbst heraus geschaffen hatte. An Shakespeare pries man, wie Rümelin in seinen trefflichen Studien über Shakespeare hervorhebt, weniger was ihn zum klassischen Dichter machte, als was ihn von denjenigen, die für klassisch galten, unterschied. Er wurde gerade um desjenigen willen, worin Schiller und Goethe mit bewußter Absicht ihm nicht gefolgt waren, über beide gestellt. Ursprünglich wollten die Gründer der romantischen Schule nur der Poesie neue Quellen eröffnen und der Antike den Platz streitig machen. Schiller und Goethe hatten, gestützt auf die einfache Reinheit und Großartigkeit der alten Kunst, an der sie sich vorzugsweise gebildet, mit schöpferischer Kraft und reizvoller Erfindung eigenartige Werke geschaffen und in kurzer Zeit unsere Literatur zu einer lichten, nie geahnten Höhe emporgehoben, die alles in

den Schatten stellte, was bisher geleistet worden war. Beide waren auf dem von Lessing und Herder angebahnten Wege weitergeschritten und hatten mit ihnen unsere Literatur von dem französischen Regelwerke Gottscheds befreit. In der Wahl der Stoffe hatten sie sich nicht auf das eigenst Nationale beschränkt, sondern hatten die Stoffe verschiedenen Völkern und verschiedenen Zeiten entnommen, mit tiefem Blick das ewig Bleibende, rein Menschliche aus der beschränkenden Hülle von Zeit und Raum gelöst und es mit der gewaltigen Macht des Idealen und dem erhabenen Schwunge der Sprache in kunstvolle Formen gebracht und zur höchsten Höhe erhoben, gleichviel welcher Zeit und welchem Volk der Stoff angehörte. Die Romantiker suchten, um das Ansehen der Klassiker zu entkräften, auf einem anderen Wege Großes zu erreichen. Mit Vorliebe wandten sie sich dem Mittelalter zu, suchten das Poetische in der Mystik und in dem Katholizismus jener Zeit, wie in dem Wunder- und Zauberhaften einer verklungenen Welt, lehnten sich in ihrem Schaffen nicht an die anerkannten Vorbilder, welche auf Gesetzen beruhten, die nach langem Ringen aus dem Wesen und der Aufgabe der Kunst geschöpft und gewonnen waren, sondern behaupteten, der Dichter habe nicht jenen Gesetzen, sondern nur frei seiner Phantasie zu folgen. „Das oberste Gesetz der Poesie ist," wie Friedr. Schlegel sagt, „daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich erkennt," ein bedenklicher Grundsatz, welcher den Verirrungen und dem Phantastischen Tor und Tür öffnete und für die Stimmführer der Romantik um so verhängnisvoller wurde, da sie poetisch unbegabt waren. Nur der wahre Dichter kann frei seinem Genius folgen, der ihn ohne Verstoß gegen die Kunstgesetze richtig leitet. Anfangs traten die Romantiker nicht gleich gegen die Antike und gegen die weimaraner Dichterfürsten auf, kämpften vielmehr an deren Seite gegen die Mittelmäßigkeit und Beschränktheit, die sich zur Zeit unserer klassischen Literatur immer noch breit zu machen suchte.*) Erst nach und nach sagten sie sich von unseren Klassikern los, namentlich von Schiller und fanden die neue Formel: es soll mit der Antike ganz gebrochen, eine volkstümliche, nationale Poesie geschaffen werden, und diese den Einigungspunkt der Geschichte und der Philosophie, der Religion und des gesamten Lebens bilden. Volkstümliche Dichtungen in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes waren die der Klassiker allerdings nicht. Schon eine große Zahl der Stoffe, die sie verherrlicht haben, ist fremden Ursprungs, vielfach der griechischen Sagenwelt entnommen. Griechische Vorstellungen und Beziehungen sind selbst in deutsche Stoffe hineingetragen und diese nicht selten in ein griechisches Gewand

*) Vergl. Goethes Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark".

gekleidet. Zum Verständnis mancher Stellen bedarf es bei dem weniger Gebildeten hier und dort der Erklärung. Sollten indes die poetischen Erzeugnisse für alle Schichten des Volks gleich verständlich sein, so würde das poetische Schaffen dadurch wesentlich herabgedrückt werden; ebenso, wenn man nur nationale Stoffe zum Gegenstande der Poesie ausersehen wollte, was selbst in dem von den Romantikern so hoch verehrten Mittelalter nicht der Fall gewesen ist. Man braucht nur an die aus Frankreich eingeführte und von deutschen Dichtern bearbeitete Gral- und Artussage zu denken. Das Nationale liegt ferner ebenso sehr in der Behandlung des Stoffes, und diese ist bei unseren Klassikern stets echt deutsch, aus deutscher Gemütstiefe und aus deutscher Weltanschauung entsprungen, wofür schon eine Vergleichung der „Iphigenie" von Euripides mit der von Goethe einen vollgültigen Beweis liefert.

Hatten die Leiter der sogenannten Aufklärungsperiode (Nicolai, Felix Weiße usw.) einseitig dem Verstande gehuldigt, so verfielen die Stimmführer der Romantik in den entgegengesetzten Fehler, indem sie ebenso einseitig die Phantasie auf den Thron hoben, die Grenze zwischen Poesie und Religion, zwischen Wirklichkeit und Dichtung geradezu verwischten und so immer mehr in eine Welt des Zaubers und der Wunder, phantastischer Gedanken und überschwenglicher Empfindungen gerieten. Der begabteste von ihnen, Tieck, erklärte ausdrücklich, er kenne in seinem Herzen nur eine Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen und nannte Begeisterung, Entschiedenheit in der Empfindung Heuchelei und Mode. Ein anderer, Novalis, sagte: die Poesie als Darstellung des Gemüts sei eins mit der Religion und der Aberglaube notwendiger, als man gewöhnlich wähne. Nicht auf bestimmte Empfindungen und Gefühle komme es an, sondern allein die Stimmung mache glücklich. Kein Wunder, daß mehrere der Romantiker, wie Friedr. Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner zum Katholizismus übertraten, der ihrer mittelalterlichen Weltanschauung mehr entsprach als der Protestantismus. Nicht umsonst ward von ihnen ferner der spanische Dichter Calderon überschwenglich hoch gestellt, in dessen Dramen der Katholizismus mit allem Zauber der Dichtkunst umflossen ist. Er galt ihnen vorzugsweise als der „christliche" Dichter. Zu den mancherlei Verirrungen, welche die romantische Schule aufzuweisen hat, gehören auch die sogenannten Schicksalstragödien, welche durch sie ins Leben gerufen wurden. In ihnen wird der Untergang des Helden nicht aus seinem Charakter und seiner Schuld hergeleitet, sondern aus einem dunkeln Verhängnis, dem er nicht zu entgehen vermag. Er wird zu dem Verbrechen gleichsam gezwungen, so daß er am Ende nichts weiter zu beklagen weiß, als daß das Schicksal ihn nun einmal

zum Werkzeuge der Sünde und der Schuld gemacht habe, eine Ansicht, die selbst den antiken Schicksalstragödien und auch denen Calderons fern liegt und eine Ausgeburt der Phantasie der Romantiker ist, welche sich mehr und mehr ins Krankhafte und Phantastische verlor und mit einer lächerlichen Selbstberäucherung der romantischen Stimmführer endete. Hatte Friedr. Schlegel seine schriftstellerische Laufbahn damit begonnen, daß er eine Auswahl von Lessings Werken veranstaltete, so endete er damit, Calderon über Lessing zu stellen, dessen „Emilia Galotti" er wegwerfend ein gutes Exempel der dramatischen Algebra nannte, in welchem nur prosaischer Verstand zu finden sei. Die kräftigen patriotischen Lieder des mannhaften, frommen Arndt wurden von A. W. Schlegel in seinem Musenalmanach als „patriotischer Schnaps" verhöhnt, was ein eigentümliches Licht auf ihn wirft, da er das Nationale gepflegt wissen wollte. Wie sehr Schlegel von sich eingenommen war, zeigt eins seiner Sonette, in welchem er von einem großen Geiste spricht, der aller Zeiten Werke verstanden, Muster und Meister in allen Formen geworden und mit Shakespeare und Dante gerungen habe. Das Sonett schließt:

„Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt. Doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel."

Goethe, der Schlegel als talentvollen Übersetzer schätzte, fand Gnade besonders wegen des Stückes „Triumph der Empfindsamkeit", einer Spielerei von geringem Wert; an Schillers Schöpfungen dagegen wies er in der kleinlichsten Weise grobe Verstöße nach, lobte ihn aber schließlich, weil er ein tugendhafter Dichter sei, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüte huldige, was allerdings Schlegel von sich nicht sagen konnte. Die innere Leere und die damit verknüpfte Eitelkeit der Romantiker war Schiller, den man spottend den „moralisch bleiernen Dichter" nannte, widerwärtig. Er fertigte die anspruchsvollsten unter ihnen satirisch in seinen Xenien ab, z. B. in folgenden:

„Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen;
Denn sie verstehen bloß charakteristisch zu sein."

„Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünscht' einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!"

In diesen Worten ist ausgesprochen, was sich bestätigt hat, daß diesem Geschlechte, welches seinen Scharfsinn, seinen „entsetzlichen Witz" mit so viel Selbstgefälligkeit zur Geltung brachte, die schöpferische Geisteskraft abging. Mit der Kunstform der Klassiker und mit dem Kampfesmute der Muse Schillers, dem strenges Pflichtgefühl und sittliche Verantwortung höher standen als das ver-

schwommene Dunkel der Romantik, hatte man gebrochen und war in einer mittelalterlichen Weltanschauung stecken geblieben. Und als nun die drohende Gewalt der politischen Forderungen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sich laut und vernehmlich geltend machte, da waren es nicht die Träumereien der Romantiker, welche den patriotischen Aufschwung und die beispiellose Opferwilligkeit anfachen halfen, sondern die Liebe Arndts, Körners und Schenkendorfs, deren Gesänge die Schlachten von 1813 und 1814 begleiteten, während die Romantiker schwiegen, im Widerspruch mit ihrer Forderung, daß die Poesie den Mittelpunkt des gesamten Lebens zu bilden habe. Auch Goethe schwieg; Schiller würde nicht geschwiegen haben. Während Arndt schon zu Anfang des Jahrhunderts seine mächtig zündenden Brandfackeln gegen Napoleon hatte erscheinen lassen, schrieb Friedr. Schlegel, als die Ereignisse in Frankreich bereits laut und drohend an des Jahrhunderts ernste Scheide klopften, seinen wüsten Roman „Lucinde". Die erschütternden Umwälzungen, der Druck der Fremdherrschaft, welcher auf Deutschland lastete, machte endlich den Traumbildern der älteren romantischen Schule ein Ende. Die Gegenwart lenkte mit gebieterischer Notwendigkeit den Blick auf andere Fragen. Die Zeit war eine andere geworden, und dem Einflusse der Zeit kann sich auch das poetische Schaffen nicht entziehen. Hatte man sich von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Ende desselben vorzugsweise mit der Lösung ästhetischer Fragen beschäftigt, so harrten nun politische der Lösung, denen das ganze Interesse sich zuwandte, auch nach den Befreiungskriegen. Sie beeinflußten die Poesie bis auf die neueste Zeit. Das Ansehen unserer Klassiker, gegen welches die Stimmführer der Romantik Sturm liefen, indem sie wähnten, an deren Stelle Tieck auf den Thron heben zu können, ist nicht erschüttert worden. Das Hauptverdienst der Romantiker besteht darin, daß sie und besonders ihr Nachwuchs unsere Literatur durch manche wertvolle Schätze aus der deutschen Vergangenheit bereichert haben, wozu sie den Anstoß gaben, nicht aus Interesse für das Nationale, sondern um den Klassikern entgegenzutreten. Längst vergessene alte Lieder und Sagen unseres Volks sind dadurch aus dem Grabe wieder ans Tageslicht gezogen worden.

Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano gaben in 3 Bänden (1806—1808) gesammelte Volkslieder unter dem romantischen Titel: „Des Knaben Wunderhorn" heraus, von denen Goethe in seiner bewillkommnenden Anzeige sagt, daß sie in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, sein müßten, um in jedem Augenblick der Stimmung und Umstimmung aufgeschlagen zu werden. Tieck brachte die Minnelieder aus dem schwäbischen

Zeitalter und Friedr. Schlegel seine deutschen Sprüche in der Manier des Freidank usw. Aus den Tagen der Romantik stammt auch eine von Heinrich von der Hagen veranstaltete Ausgabe des „Nibelungenliedes", von welchem W. Schlegel in seinen Vorlesungen mit Recht bemerkt, daß es ein Wunderwerk der Natur sei. Unter dem Drucke der Fremdherrschaft, die ganz darnach angetan war, die versunkene Macht der einstigen Größe Deutschlands wie ein Traumbild mit den Verlockungen der Wehmut heraufzubeschwören, sammelten die Gebrüder Grimm in Kassel zur Zeit der Herrschaft Jeromes die lieblichen und tiefsinnigen Märchen aus dem Munde unseres Volks und begannen in der Stille ihres Gelehrtenstübchens jenes staunenswerte Riesenwörterbuch über die deutsche Sprache, welches die Bewunderung aller gebildeten Nationen auf sich gezogen hat. Die von den Romantikern herausgegebenen Übersetzungen spanischer, italienischer, portugiesischer und britischer Dichter haben ferner den Grund zu der vergleichenden Sprachwissenschaft unserer modernen Philologie gelegt und das Suchen nach neuen Schätzen weiter angeregt.

Der gesunde Kern, welchen die romantische Schule in sich barg, ist daher im Laufe der Zeit aus seiner Umhüllung mehr und mehr hervorgetreten und hat bis in unsere Tage nicht nur das Gebiet der Poesie und der Sprachwissenschaft, sondern auch das der Musik und der Malerei mit kunstreichen Schöpfungen belebt und befruchtet. Ich erinnere nur an die Opern Wagners: an Tannhäuser und Lohengrin, die Meistersinger und den Nibelungenring, ferner an die Gemälde Schnorrs, die sich in München in den Sälen des Schlosses befinden und teils Darstellungen aus dem Nibelungenliede, teils solche aus dem Leben Karls d. Gr., Friedrich Rotbarts und Rudolfs von Habsburg enthalten, erinnere an die Gemälde Schwinds auf der Wartburg, auch an die große Reihe von Dramen, welche ihre Stoffe den Volksepen des Mittelalters, namentlich dem Nibelungenliede, entnommen haben, und an die große Zahl der Elfen-, Nixen- und Zwergballaden, wie an die überaus zarten Dichtungen, die sich an alte Volkslieder lehnen. Zu diesen schönen, nationalen Schöpfungen der Neuzeit hat die romantische Schule den Anstoß gegeben. Ihre Nachwirkung hat sich auch in der Erhaltung und Weiterführung alter Baudenkmäler geltend gemacht, wie z. B. im Kölner Dombau.

Zur Auflösung der älteren romantischen Schule hat außer den klärenden politischen Ereignissen keiner mehr beigetragen, als einer ihrer Jünger, H. Heine, der die Romantiker mit ihren eigenen Waffen, mit der Ironie und dem Spotte bekämpfte, aber nicht minder eitel als jene war und auch gern von sich reden machte. Hatten die Stimmführer der Romantik einer mittelalterlichen, also die

Gegenwart bekämpfenden Weltanschauung gehuldigt, so trat er mit seinem zungenfertigen Witze und seinem gottlosen Spotte gegen alles auf, was der Menschheit als heilig gegolten hatte, predigte offen Haß und Revolution gegen Staat und Kirche und schwärmte für Frankreich und für französische Zustände. Der erhabene Aufschwung des deutschen Volks in den Freiheitskriegen, die unvergleichlichen Opfer, welche es gebracht hat, haben ihn kalt gelassen. Die hohe Meinung aber, welche er von sich hatte, ist ihm bis an das Ende seines Lebens geblieben.

Für den Unterricht in den Schulen möchte es genügen, um den Schülern einigermaßen einen Einblick in die Strebungen der Romantiker zu verschaffen, von den Schicksalstragödien derselben eine zu besprechen. Wenn ich hier als Eingang ein Gedicht bringe, welches weniger als andere der Romantiker bekannt geworden ist und in Sammlungen für Schulen meines Wissens keine Aufnahme gefunden hat, so ist dieses geschehen, weil dasselbe das Wesen der älteren romantischen Schule in seinen Grundzügen enthält: die überschwengliche Verherrlichung der südlichen Dichter und des Mittelalters. Es findet sich als Einleitungsgedicht in den von A. W. Schlegel 1804 herausgegebenen „Blumensträußen" der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie.

An die südlichen Dichter.

1. Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben!
Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was nur einzig das Gemüt kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' denn euch begaben
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

2. Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, des Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Rittertum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für einen Glauben wollten alle streiten,
Die Herzen waren einer Lieb' erschlossen.
Da war auch eine Poesie erklungen,
In einem Sinn, nur in verschied'nen Zungen.

3. Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen;
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen;
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.

Doch, mit unheiligem Gemüt begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe.
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

4. Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröte künden
Und streu'n von ihren Himmelsheiligtumen
Der Erde Liebkosungen, süße Blumen.

Zum Verständnis dieses Gedichts ist nach den voraufgegangenen Bemerkungen über die romantische Schule wenig hinzuzufügen. In der 1. Str. werden die südlichen Dichter als stammverwandt begrüßt, was man nur insoweit gelten lassen kann, als die Reiche, denen sie entsprossen, aus einem Ineinanderwirken germanischer und römischer Elemente entstanden waren, und als manche von ihren Heldendichtungen und Minneliedern den unserigen verwandt sind, woraus freilich noch nicht folgt, daß jene Dichter als uns angehörend zu betrachten sind. Eher ist dieses mit den britischen Dichtern der Fall, die aber nicht dem Katholizismus angehören. Was die Dichter der Franzosen betrifft, so sind die Romantiker mit ihnen noch schärfer ins Gericht gegangen als Lessing. Wenn Schlegel ausruft:

Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was nur einzig das Gemüt kann laben,

so liegt in diesen Worten eine versteckte Auflehnung gegen unsere Klassiker, gegen die man seit 1802 in geschlossenen Reihen zu Felde gezogen war.

Das ersehnte Glanzbild der Romantik führt Str. 2 vor: es ist das Mittelalter, das mit seinen Turnieren und seinen Frühlingsfesten, seinen wandernden Sängern und seinen himmelanstrebenden Domen allerdings poesiereicher war, als unser Zeitalter mit seinem Fabrikwesen und seinen Maschinen, seinem Jagen nach Erwerb und Genuß, wodurch mehr und mehr der schaffende Geist der Poesie und die Freude am Idealen verloren geht. In jener Zeit, so seufzt Schlegel, verband der gleiche Sinn und das gleiche Kreuz den ganzen Erdteil; in jener Zeit waren alle Herzen von einer Liebe erschlossen, von einem Glauben erfüllt und von einer Poesie begeistert. Die dunkeln Schatten, die jenes Glanzbild trüben, die Hierarchie mit ihren Bannflüchen, das Feudalwesen mit seinen

Härten sieht er nicht und tadelt diejenigen, welche es wagen, jene Zeit „der Barbarei“ zu zeihen. Ihm träumte, daß die neue Poesie nicht nur die bisherigen Leistungen überholen werde, sondern daß sie auch imstande sei, die religiös gespaltene Christenheit aufs neue zu einigen; gewiß ein schöner Traum! Die Rückkehr zum mittelalterlichen Wesen und Glauben war ihm aber weniger ein religiöses als ein poetisches Bedürfnis. Die letzte Strophe knüpft an die erste wieder an. Muster und Vorbild sollen ihm die „ewigen Künstler“, d. h. die Dichter des Mittelalters sein, nicht die der „dumpfen Gegenwart“, mit denen geringschätzend, wie schon gesagt, die Klassiker gemeint sind. Und doch hätte gerade Schiller durch viele seiner Romanzen und Dramen ihm zeigen können, wie man den wirklich erfrischenden Hauch des Mittelalters auf die Gegenwart und Zukunft übertragen kann.

Die innere Ohnmacht der romantischen Schule ist unbewußt in dem Schluß unseres Gedichts niedergelegt. Derselbe verläuft, wie die meisten Produkte der Romantiker, in tändelnder, nur halb verständlicher Weise und setzt an die Stelle eines großen, bestimmten und tatkräftigen Wollens ein Bild, welches der griechischen Welt entlehnt ist, indem es an die Göttin der Morgenröte, an Eos (Aurora) erinnert, welche mit rosigen Flügeln am Himmel dahinflog und erquickenden Tau auf die Blumen träufelte. So hoffte auch Schlegel einen neuen Tag in der Poesie herbeizuführen. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen, wenigstens nicht in der Weise, wie er geglaubt hat. Ins Volk gedrungen sind seine Produkte nicht. Für überlebte Zustände kann sich dasselbe nicht begeistern.

Der Bruder unseres Dichters nannte die Romantik diejenige Poesie, die einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen, d. h. in einer ganz durch die Phantasie bestimmten Form darstelle. Der Anfang aller Poesie sei, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzugeben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen. Diese Ansicht, welche an die Stelle der Kunstgesetze die Willkür auf den Thron erhebt, mußte notwendig zu den abenteuerlichsten Ausschweifungen führen und sich selbst das Grab bereiten.*) Die Poesie soll die Wirklichkeit in das Reich

*) Über den Begriff der Romantik ist viel gestritten worden. Jean Paul erklärt das Romantische: „als das Schöne ohne Begrenzung, das schöne Unendliche“ und gibt der romantischen Poesie im Gegensatz zur Kunstpoesie die Unendlichkeit des Subjekts zum Spielraum, worin die Objektenwelt wie in einem Mondlicht ihre Grenzen verliert.“ — Es liegt in dem unklaren Charakter der Romantik, daß sie sich nicht auf einen bestimmten Gedankeninhalt zurückführen läßt. „Ihre Doppelartigkeit trieb

der Ideale erheben, aber zu dem wirklichen Leben sich nicht in solchen Gegensatz stellen, daß sie dasselbe entweder vornehm ablehnend höhnisch zersetzt, oder spielend wie ein Märchen behandelt, noch soll sie, der Gegenwart entfliehend, sich in die Vergangenheit flüchten und nur in dem Zeitlich- und Räumlich-Fernen ihre Anregung finden. Uhland war auch Romantiker. Er griff mit Vorliebe in die Sagen- und Gemütswelt des Mittelalters zurück und weilte gern in Ruinen und Ritterschlössern, in Klöstern und Kapellen; aber er sah dabei der Gegenwart ernst, der Zukunft hoffend in das Auge und wollte nur, daß das Volk seine Vergangenheit, seine einstige Größe und Weltmacht nicht vergesse, um deutsch zu bleiben und wieder groß zu werden. Alles überschwengliche, alles Schwelgen im Phantasieleben meidend, gab er seinen Heldengestalten feste Umgrenzungen und schlug in seinen Liedern einen kräftigen, nationalen Ton an, brachte auch die alten Formen der deutschen, mittelalterlichen Dichtungen wieder zu Ehren und schwärmte nicht für die romantischen Völker und deren Poesie. Während die eigentlichen Romantiker den lebendigen Zusammenhang mit dem Volke und dem nationalen Leben nach und nach lockerten und verloren, knüpfte Uhland durch seine Romantik diesen Zusammenhang erst recht fest, indem er das ewig Menschliche, welches das Mittelalter ebensogut wie das Altertum bietet, verherrlichte. Er verkündete aber eine andere Morgenröte, als Schlegel dies am Ende seines oben mitgeteilten Gedichts tut. Und das war die Frucht seiner tiefen Studien, die er über die Poesie des Mittelalters angestellt und in einer Reihe von Bänden der Nachwelt hinterlassen hat.

Arion.

1. Arion war der Töne Meister;
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

---

sie in den Dienst entgegengesetzter Grundsätze, ihre Unbestimmtheit in die mannigfaltigste Zersplitterung. Hier ward sie eine Stütze der Reaktion, dort verband sie sich mit freisinnigen Ideen; hier versank sie in leere Phantastereien, dort vertiefte sie sich in ernste Studien und regte, wo sie selbst zum Schaffen ohnmächtig war, die größten Kräfte an, das wissenschaftliche und geistige Leben der Gegenwart aus dem Born der Vergangenheit zu befruchten."

2. Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen;
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

3. Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

4. Er steht im Schiff am zweiten Morgen;
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

5. Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

6. „Du darfst, Arion, nicht mehr leben!
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben,
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mög't mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab!"

7. „Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verrietst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Geld nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

8. „Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag,
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!“

9. Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

10. Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

11. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.

12. Er sang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!

13. Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydiken zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

14. Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!"
So sprang er in die tiefe See.

15. Ihn decken alsobald die Wogen;
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort;
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16. Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verlieh'n;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuzieh'n.

17. So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Tier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

18. Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte,
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

19. „Leb' wohl! und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n." —

20. Arion eilt nun leicht von hinnen
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither, nur.

21. Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben;
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

22. Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt!
Die Täter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken;
So nah'n sie wohl sich unbesorgt." —

23. Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke." —
Da, siehe! tritt Arion her.

24. Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

25. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken;
Es trifft sie, wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden!
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

26. „Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren!
Nie labe Schönes euren Mut!"

Das vorliegende Gedicht ist seinem Inhalte nach einer Sage entnommen, die sich bei verschiedenen alten Schriftstellern findet, welche überhaupt reich an Wundererzählungen sind, die von der Zaubergewalt des Gesanges und des Saitenspiels handeln.*) So erzählt der Grieche Apollodor, daß der Sänger Amphion, welchem Apollo die Lyra geschenkt, durch den Klang derselben mühelos die Mauern um Theben gebauet habe. Stein fügte sich an Stein an- und übereinander bei den Klängen seiner Leier. Der Vater der Gesänge, Orpheus, soll durch die Gewalt seiner Lieder sogar sich den Weg in die Unterwelt gebahnt haben, die selbst den Göttern des Olymps verschlossen blieb. Der Tod hatte nämlich seine heißgeliebte Gattin Eurydike ihm früh entrissen. Da saß der Sänger am einsamen Ufer und sang seinen tiefen Schmerz vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen in so ergreifenden Klagen, daß die ganze Natur davon bewegt ward, Baum und Felsen, die Vögel der Luft und die Tiere des Waldes. Zuletzt entschloß er sich, in den Hades hinabzusteigen, ob er vielleicht die Herrscher im Reiche der Toten zur Rückgabe der Geliebten bewegen könne. Durch die Klänge seiner Leier und durch die Gewalt seiner Lieder drang er unaufhaltsam vor. Der furchtbare, dreiköpfige Höllenhund Cerberus, der Wache hielt am Eingange der Pforte, welche in die Unterwelt führt, wedelte ihn freundlich an; die hartherzigen Erinnyen, in deren Augen noch nie eine Träne gekommen, zerflossen in Wehmut; das feurige Rad, auf welches Ixion, der einen Verwandten gemordet hatte, mit Händen und Füßen gebunden war, stand verzaubert still, und Sisyphus saß, seines Leids vergessend, ruhig lauschend auf dem Steine seiner

*) Alle diese Sagen sind sinnbildliche Darstellungen, daß die Poesie ins innerste Wesen des Menschen, ja sogar der Tiere dringt und selbst harte, unbändige und schroffe Naturen erweicht und bewegt. Auch in der deutschen Sagenwelt finden sich der griechischen verwandte Erzählungen. Ich erinnere nur an den Sänger und Helden „Horand" im Gudrunliede, der so süß sang, daß die Vögel in den Gebüschen schwiegen, die Tiere ihre Weide stehen ließen, das Gewürm im Grase nicht weiter kroch, niemand seiner Sinne mächtig blieb, und den Trauernden ihr Leid verschwand. Der ganzen Natur, Menschen und Tieren, Kranken und Gesunden sang er Sehnsucht im Herzen. (Siehe Tl. V der Erläuterungen: Gudrun.)

Qual, den er keuchend einen Berg hinaufzuwälzen hatte, und der, wenn er glücklich auf die Höhe gebracht war, stets wieder zur Ebene hinabrollte. Gerührt durch die Lieder des Sängers, vermochten Pluto und Proserpina der Bitte des Orpheus nicht zu widerstehen. Sie riefen Eurydike herbei und erlaubten ihr, dem Gatten zu folgen, doch nur unter der Bedingung, daß dieser sich nicht nach ihr umsehe, bis er die Oberwelt erreicht habe. Die Liebenden stiegen nun den dunklen, steilen Pfad zum Lichte hinauf, und schon waren sie nicht mehr weit von der Pforte des Tages, als Orpheus, von Liebe und Besorgnis überwältigt, nach der Gattin sich umsah, worauf diese sofort verschwand und klagend mit ausgebreiteten Armen ihm ein letztes Lebewohl leise zurief.

Dieser Sage ist auch in der 12. und 13. Str. unseres Gedichtes gedacht worden. Da zum Verständnis dieser Strophen die Bekanntschaft jener Sage notwendig ist, so möchte es am zweckmäßigsten sein, dieselbe vor der Besprechung des Gedichts zu erzählen, zumal sie ein Seitenstück zu dem Inhalte desselben bildet. Auch ist es notwendig, vorher, um den unmittelbaren Eindruck des Gedichts nicht zu stören und von seinem Grundgedanken: die Verherrlichung des Sängertums, abzulenken, in der Kürze zu erwähnen, daß der griechische Glaube nicht nur das Schattenreich (den Hades) mit Gottheiten ausgestattet hatte, sondern auch das Meer, dessen oberster Herrscher Poseidon (Neptun) war. In der Tiefe des Meeres wohnte in silberglänzender Grotte der alte Nereus mit seinen lieblichen Töchtern, den Nereïden, freundliche, wohlwollende und wohltätige Wesen, auf Delphinen ruhend und reitend. Aus der Schar dieser Töchter ist Str. 19 eine namentlich hervorgehoben, Galatea, die schönste von allen, welche von dem Zyklopen Polyphem geliebt wurde, ihm aber diese Liebe nicht erwidern konnte. Zum Verständnis der Str. 12 sei ferner erwähnt, daß man sich unter den „Heroen" ein der mythischen Zeit angehörendes Geschlecht von Helden dachte, das sich um die Menschheit durch Bekämpfung wilder Tiere u. dgl. große Verdienste erworben hatte. Diese Helden galten als höhere Wesen, als Halbgötter, welche nach ihrem Tode, von den gewöhnlichen Menschen geschieden, ein götterähnliches Leben im „Elysium" führten, fern vom Styx, dem „dunkeln Strome" der Unterwelt. Dieselbe Auszeichnung ward auch berühmten Sängern zuteil. Nach dem griechischen Glauben fand ferner die Seele desjenigen, der nicht begraben worden war, keine Ruhe; sie konnte nicht ins Totenreich gelangen (Str. 6).

Schlegel ist in seiner Dichtung wahrscheinlich dem Herodot gefolgt, der die Sage von Arion dem Stoffe nach so erzählt, wie sie in dem vorliegenden Gedichte sich findet. Bemerkt sei noch, daß

Arion etwa 700 Jahre v. Chr. lebte und sich lange Zeit bei Periander, dem Herrscher von Korinth, aufhielt, von da aber eine Reise nach Italien und Sizilien machte, wo er sich durch seine Kunst große Reichtümer erwarb. Zum Andenken an seine wunderbare Errettung errichtete Periander auf dem Vorgebirge Tänarus im Peloponnes, wohin der Delphin den Sänger getragen, ein Denkmal in Gestalt eines Delphins. Auf dieses Denkmal weist die 18. Str. hin.

Der Inhalt des Gedichtes lautet in allgemeinster Fassung, in welcher von dem Orte und der Zeit des Vorganges wie von den Namen der auftretenden Personen abgesehen ist: Ein Sänger, welcher fern von seiner Heimat durch die Kunst seines Gesanges reiche Schätze sich erworben hat, beabsichtigt in das Land seiner Geburt, das durch ein Meer von seinem jetzigen Aufenthalte getrennt ist, zurückzukehren. Er besteigt zu diesem Zwecke ein Schiff, wird auf der Fahrt von der Schiffsmannschaft, welche nach seinen Schätzen lüstern ist, mit dem Tode bedrohet, bittet nun, ihm vorher wenigstens die Gunst zu gewähren, die Klänge seiner Zither noch einmal zu einem letzten Liede ertönen zu lassen. Die Bitte wird gewährt. Da Rettung vor den Mordgesellen nicht möglich ist, so springt der Sänger, als das Lied verklungen, in das Meer, wird von einem Delphin, der seinem Gesange gelauscht hat, an das ersehnte Ufer getragen und von seinem Freunde aufgenommen. Den Schiffern aber, welche dasselbe Land betraten und wähnten, er sei umgekommen, wird verziehen.*)

Notwendigerweise muß der Dichter uns gleich anfangs über die Zeit und über den Ort, wo die Begebenheit sich zugetragen hat, sowie auch über die Person des Sängers Auskunft erteilen. Diese Angaben bilden die Einleitung und dürfen als solche bei keiner erzählenden Dichtung im Eingange fehlen. Darauf hat dann der Dichter den Vorgang in steter Steigerung bis zum Höhepunkte desselben fortzuführen und nach demselben den Schluß vorzubereiten. Die Einleitung unseres Gedichts füllen die drei ersten Strophen aus, den Höhepunkt erreicht es in der 14. Str., worauf die folgenden bis zur 20. Str. abwärts steigen und dann die Schlußstrophen folgen, so daß das ganze Gedicht in vier Abschnitte sich gliedert. Der erste stellt sogleich den Namen des Sängers an die Spitze des Gedichts, gedenkt sodann der Reise, die er vorhat, wobei wir auch Aufschluß über Ort und Zeit erhalten, und deutet

*) Das Zurückführen eines Gedichts auf seinen Inhalt in kürzester, allgemeinster Fassung ist eine in jeder Weise fruchtbare Übung für die Besprechung desselben und hat mehr Wert, als das ganze Gedicht in Prosa wiederzugeben, sei es mündlich oder schriftlich, was nichts anderes ist, als eine schöne Form zerstören.

außerdem ahnend an, daß den Sänger, welcher der wohlmeinenden Warnung seines Freundes kein Gehör geschenkt hatte, auf seiner Überfahrt nach Hellas zuletzt noch ein Unheil treffen könne. Zur Gewißheit darüber gelangen wir im zweiten Abschnitte, der die Verschwörung der Schiffsmannschaft, die Bitte des Sängers und die Gewährung derselben bringt. Letzteres bildet den Höhe- und Wendepunkt des Ganzen, indem die Bitte des Sängers und die Gewährung derselben unerwartet zur Rettung des Sängers und zum Verhängnis für die Schiffer wird, was der dritte und der vierte Abschnitt vorführt.

Schlegel hat sein Gedicht eine Romanze genannt; poetische Erzählung wäre wohl angemessener gewesen. Zu der Höhe der Schillerschen Romanzen, zu deren Vergleichung die absprechende Kritik unseres Dichters um so mehr herausfordert, erhebt es sich nicht. Es läßt uns kalt. Seine Entwicklung ist nicht spannend, die Schilderung nicht fesselnd, die Steigerung ohne Wirkung. Wie matt ist z. B. der Schluß, die Entdeckung der Räuber, wenn man ihn mit der verwandten Szene in den „Kranichen des Ibykus" vergleicht, wo die Übeltäter sich selbst und zwar widerwillig verraten, die Dichtkunst als geheimnisvolle Macht, der göttlichen Strafgerechtigkeit dienend, erscheint, und die Heiligkeit des Sängers in der unerwartet hereinbrechenden Vergeltung eine überirdische Weihe bekommt. In dem Schlegelschen Gedicht machen daher auch die in den Schluß verlegten, von Periander gesprochenen Worte: „Der Sänger steht in heil'ger Hut" — einen geringen Eindruck, zumal wir außerdem für Arion nicht recht erwärmt worden sind, wenigstens nicht in dem Maße, als Schiller uns für seinen Sänger erwärmt hat, den wir leicht geschürzt nach Korinth ziehen sehen, nicht um dort, wie Arion, mit vielerworbenen Gaben „zu jubeln in der Gäste Schwarm", sondern um dort durch seine Gesänge die verschiedenen Stämme der Griechen im Genusse der Kunst zu geistiger Gemeinschaft zu entflammen und ihr schönes, nationales Fest durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Der von Schlegel mitgeteilte Gesang des Arion ist ebenfalls nicht bedeutend genug, um uns für den Sänger zu begeistern. Der Zauber desselben hätte Herz und Sinn bestricken müssen, wenn er uns die Illusion hätte bewahren sollen, daß Fische und Delphine dem Sänger gefolgt seien, während die Schiffer ungerührt blieben. Er wirkt um so mehr erkältend, da die ihm voraufgegangene Vorbereitung, die jedenfalls die glanzvollste Partie im Gedicht ist, unsere Erwartung hoch gespannt hat. Er kann sich durchaus nicht messen mit der herz- und weltbezwingenden Gewalt des Gesanges der Eumeniden in den Kranichen des Ibykus. Überhaupt tritt die dramatisch fortreißende Kraft einer stark pulsierenden Empfindung, wie wir

solche bei Schiller gewöhnt sind, an keiner Stelle des Schlegelschen Gedichtes hervor, selbst nicht bei der Szene, in welcher es sich um das Leben des Sängers handelt. Die Roheit und Barbarei der Schiffer könnte kaum matter dargestellt sein als durch die Worte:

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben;
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab."

Bei Schiller haben wir ferner eine dramatische Entwicklung und ein so wunderbar schönes Bild griechischen Wesens und Lebens, wie wir kein zweites in einem so engen Rahmen besitzen. Schlegel hat es nicht verstanden, die von Herodot erzählte Mythe künstlerisch zu einem einheitlichen Ganzen auszubilden, so daß alles Unwesentliche, die Aufmerksamkeit Zerstreuende, die Wirkung der Idee Schwächende vermieden worden wäre. Er erwähnt sogar des Denkmals, welches später da errichtet wurde, wo Arion ans Land stieg, spricht davon, daß Delphine durch Musik in die Hände des Jägers gelockt werden können (Str. 16—19) und versetzt uns gleich anfangs vermittelst eines Zwiegesprächs vom Schiffe nach Korinth und dann wieder von dort aufs Schiff. Die Warnung des Periander durfte nicht fehlen, mußte aber in anderer Weise angebracht werden. Außerdem enthält das Gedicht viel zu viel, nur für die wenigsten Menschen verständliche, gelehrte Anspielungen. Mit welcher schöpferischen Kraft hat Schiller dagegen den dürftigen, kärglichen Inhalt der Sage von Ibykus poetisch zu gestalten verstanden, und wie fest und künstlerisch sind da die einzelnen Szenen zu einem einheitlichen Ganzen ineinander gefügt.*) Aus diesen Andeutungen geht wohl hervor, wie viel unser Dichter von Schiller hätte lernen können. Die Fähigkeit, alle planvoll und durchdacht anzulegen und zu gestalten, ging den Wortführern der Romantik ab. Vielerlei zusammenzuwürfeln, hielten sie für volkstümlich, haben aber damit weder das Volk noch die Gebildeten befriedigt.

Das Anziehende des Gedichts liegt hauptsächlich in der ungewöhnlichen, wunderbaren Rettung des Arion. Außerdem hat die Sprache des Gedichtes in vielen Stellen einen angenehmen Wohllaut. Sie ist reich an schönen, vollen Klängen, wozu insbesondere die griechischen Namen beitragen, reich an schönem Wechsel der Laute, der durch eine glückliche Anwendung der Alliteration und Assonanz oft noch verstärkt wird, wie z. B. in Str. 4, V. 2, in Str. 5 u. 20, reich an volltönenden Reimen, die in kunstvoller Weise verschlungen sind (a b a b c c b) und die mit der abwechselnden Länge der Verszeilen (1 bis 4 u. 7 sind vierfüßig,

*) Siehe Teil I der Erläuterungen.

5 u. 6 dreifüßig) dem langen Gedichte ebenfalls Mannigfaltigkeit in der Darstellung verleihen. Die schönste Stelle, und zwar nicht bloß in sprachlicher Hinsicht, ist die, welche den Sänger in priesterlichem Schmucke vorführt (Str. 10 u. 11). Der leichte, bis auf die Sohlen herabwallende Talar veranschaulicht in wirksamer Weise die würdevolle Gestalt des Sängers; die Spangen und das bekränzte Haar versinnlichen die feierliche Stimmung desselben; die halbemporgehobene Rechte, welche das elfenbeinerne Stäbchen hält, mit welchem die Saiten der Zither in Bewegung gesetzt wurden, zeichnet die schöne Haltung, welche durch die Morgensonne in der kräftigsten Beleuchtung erscheint und durch den blauen Hintergrund des Meeres energisch gehoben wird. Der Dichter hat hier alle Mittel angewandt, um ein formenschönes und stimmungsvolles Bild zu erzeugen. In dem Wechsel der männlichen und weiblichen Reime herrscht Wohlklang, in den gebrauchten Adjektiven und Verben Kraft und Innigkeit. Beispielsweise sei erwähnt Str. 10, V. 3 u. 6, wo der Talar und das Haar des Sängers durch die Verben so personifiziert werden, als ob sie ein eigenes, selbständiges Leben hätten. Nicht minder wirksam ist in Str. 11 V. 3 u. 4, wo von dem Sänger gesagt wird, daß er erquickt die Luft zu trinken scheint und in der Morgensonne strahlt.*) Beachtung verdienen in dem Gedichte auch die poetisch zusammengesetzten Beiwörter und Hauptwörter, wie goldbeladen, menschenliebend, Wunderdinge, Wanderleben, Dichterbrust usw.

Dennoch fehlt es hier und dort auch nicht an Verstößen gegen den Sprachgebrauch und an einer klaren Ausdrucksweise. So läßt sich der Ausdruck „Haupt" in den Worten: „Du wärst ein zu gefährlich Haupt" — wohl nicht rechtfertigen; ebenso der Ausdruck „lauschen" in Str. 9, da mit demselben der Begriff der Heimlichkeit und Verborgenheit verbunden ist. An Deutlichkeit leiden die Worte: „Des Meeres verworrenes Gebrause ward stummen Fischen nur verliehn", was so viel heißen soll, daß die Fische keine anderen Töne als das verworrene Brausen des Meeres hören; noch undeutlicher ist der 7. V. der 19. Str., den man wohl nur so auffassen kann: Heilig gesprochen, wirst du sie stolzen Mutes ziehen. Dunkel ist auch der Ausdruck in Str. 9: „Die Bitte kann sie nicht beschämen", d. h. die Bitte des Sängers ist nicht imstande, die rohen Gemüter der Mörder zur Zurücknahme ihres grausamen Entschlusses zu bewegen.

---

*) Eine schöne Personifikation enthält auch die 2. Zeile der 1. Str. wie die 1. u. 2. der 12., und eine schöne Übertragung des Satzes: nur im Schmuck ergreift mich dichterische Begeisterung, enthalten die Worte: „im Schmuck nur reißt Apoll mich hin".

Zum Versmaß hat Schlegel den Jambus gewählt, dessen sich auch Schiller in den Kranichen des Ibykus bedient hat. Der an und für sich frische Charakter dieses Verses ist durch den regelmäßig wiederkehrenden Wechsel in der Zahl der Füße noch erhöhet worden, und das Ohr wird niemals durch rhythmische Härten oder andere Unreinheiten beleidigt, so daß nach dieser Seite hin das Gedicht meisterhaft ist.

Die Sage von Arion ist ein Lieblingsstoff für die Romantiker gewesen, obschon sie nicht dem christlichen Mittelalter, sondern dem heidnischen Altertum angehört. Das Romantische liegt hier in dem Wunderbaren. Die Vorliebe für derartige Stoffe ist jenen Dichtern vorzugsweise eigen und ebenfalls ein charakteristisches Zeichen derselben. Wunderbar ist in der Sage die Wirkung des Gesanges auf die Tierwelt, wunderbar die Rettung Arions als Folge derselben, wunderbar ist auch die Wirkung, welche Orpheus mit seiner Gesangeskunst ausübte, und welche der Dichter mit hineingezogen hat. In Schillers „Kranichen des Ibykus" ist nichts Wunderbares; die verschiedenen Vorgänge entwickeln sich ganz naturgemäß, und doch macht durch die kunstvolle Komposition des Gedichts die Entdeckung der Mörder den Eindruck, als ob die höheren Mächte unmittelbar zu ihrer Entdeckung beigetragen hätten.

Außer Schlegel hat nicht nur Tieck die Sage von Arion poetisch bearbeitet, Novalis hat sie auch in seinem „Heinrich von Ofterdingen" erzählt.*) Sehr bezeichnend heißt es daselbst: „In

---

*) Novalis wurde 1772 zu Wiederstedt im Mansfeldischen geboren und starb schon, als eine früh vollendete und todesreife Gestalt, im neunundzwanzigsten Jahre seines Lebens. Sein eigentlicher Name ist Friedrich von Hardenberg. Er nannte sich nach einer Seitenlinie seines Geschlechts Novalis, vielleicht auch seines religiösen Glaubens wegen, der die moralische Weltordnung in der Form eines poetischen Ideals zu erstreben gedachte. 1790 bezog er die Universität zu Jena, wo er sich ganz den philosophischen und literarischen Studien hingab und Schiller zum Leitstern erkor, „welcher", wie er in einem Briefe an Reinhold sich ausdrückt, „so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viele Gesichtspunkte und doch nur einen hat, und endlich, der einer der seltensten Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimnis von Angesicht zu Angesicht offenbaren, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin ist, und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil ist, das den Menschen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre und echte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt. Stolzer schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn, und er war mein Freund." — Über allen Dichtungen Hardenbergs liegt ein zarter Duft des Geheimnisvollen ausgebreitet. Dieses ist auch in seinem unvollendeten Romane „Heinrich von Ofterdingen" der Fall. Derselbe entstand im Jahre 1799 am Fuße des Kyffhäuserberges, wohin sich der Dichter auf einige Wochen in tiefe Einsamkeit zurückgezogen hatte. In diesem Roman

alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und sinnvoller gewesen sein als heutzutage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Tiere zu bemerken scheinen, und die Menschen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals leblose Körper, und so war es möglich, daß kunstreiche Menschen allein Dinge verrichteten und Erscheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So sollen vor uralten Zeiten in Griechenland Dichter gewesen sein, die durch den seltsamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Strömen verborgenen Geister aufgeweckt, grausame Tiere gezähmt, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt und selbst die toten Steine in regelmäßige, tanzende Bewegungen hingerissen haben" usw. Man sieht hier deutlich, wie Novalis die Sage zur Geschichte erhebt. Ihm war überhaupt nur diejenige Geschichte eine Geschichte, die auch Fabel sein konnte. Sie war ihm um so wahrer, je poetischer sie war. So lehrte er auch, daß die echte Kunst die Natur mit der Geisterwelt wunderbar zu mischen habe.

Tiecks Gedicht, welches zur Vergleichung hier folgen möge, lautet:

Arion.

1. Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner teuern Heimat zu;
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

2. Die Schiffer stehn von fern und flüstern;
Der Sänger sieht ins Morgenrot;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern,
Beschließen sie des Sängers Tod.

3. Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold;
Er klagt und seufzt, das seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

4. Sie aber haben es beschlossen;
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit.
Hinab ins Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

---

schildert er einen nach Weisheit strebenden und zu ihr sich emporringenden jugendlichen Dichter, der in dem gärenden Zeitalter einen neuen Weltzustand herzustellen gedenkt, einen Weltzustand, in welchem Poesie und Leben als eins erscheint und Natur und Leben durch die Poesie verklärt wird. Aber auch in diesem Roman zeigt sich der kranke Keim der romantischen Schule. Er verliert sich in bloße Träumereien von seltsamen Wesen, so daß uns dabei zu Mute wird, als ob fremdartige Geheimnisse sich vor uns aufschließen sollten. Namentlich spielt eine rätselhafte „blaue Blume" in demselben eine Rolle, ohne daß sie jedoch recht zum Vorschein kommt. Die wärmsten und zahlreichsten Freunde hat Novalis sich durch seine geistlichen Lieder erworben. Einige davon sind in die Gesangbücher mancher Gemeinden übergegangen, wie: „Was wär' ich ohne dich gewesen" und „Wenn alle untreu werden", ferner „Wer einsam sitzt in seiner Kammer und schwere bittre Tränen weint".

Novalis starb am 25. März 1801 zu Weißenfels im väterlichen Hause. Er entschlief sanft in den Armen seines Freundes Fr. v. Schlegel. Seine melodienreiche Seele verhauchte unter den Klängen des Klaviers, auf welchem ihm der Bruder hatte vorspielen müssen.

5. Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluten hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

6. Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt;
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

7. „Klinge, Saitenspiel!
In der Flut
Wächst mein Mut;
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

8. Unverdrossen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht; mein Leben ward genossen.

9. Welle hebt
Mich im Schimmer;
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt."

10. So klang das Lied durch alle Tiefen;
Die Wogen wurden sanft bewegt,
An Abgrundsschlüften, wo sie schliefen,
Die Seegetiere aufgeregt.

11. Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

12. Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man solches Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfesten nicht vernahm.

13. Arion sieht mit trunknen Blicken,
Laut singend, in das Seegewühl;
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

14. Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank.
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

15. Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern;
Ihn rührt Gefahr nicht an, noch Tod.

Tiecks Gedicht hat manche Vorzüge vor dem Schlegelschen, läßt uns aber ebenfalls kalt, ja noch kälter. Mit richtigem Takt hat der Dichter Nebensächliches, wie z. B. die Errichtung des Denkmals, das Heranlocken der Delphine durch Musik, um sie zu fangen, u. dgl. fortgelassen. Der frevelnden Schiffsmannschaft ist nur vorübergehend gedacht, das Bekanntwerden ihres Frevels gar nicht erwähnt, desto mehr Raum nimmt dagegen die Darstellung des Gesanges und seine Wirkung auf die Meerbewohner ein. Abweichend von Schlegel, stimmt Arion seinen Gesang nicht auf dem Schiffe, sondern in den Meereswogen an. Derselbe erscheint noch wirkungsvoller als bei Schlegel. Nicht bloß Delphine und andere Wesen des Meeres werden von seinem Zauber ergriffen, selbst die Wogen fühlen die Macht der Töne. Von besonderer Schönheit ist namentlich Str. 12:*)

---

*) Zum Verständnis dieser Strophe sei bemerkt, daß Venus (Aphrodite), die Göttin der Liebe und Schönheit, der Sage nach am Strande der Insel Cypern dem weichen Schaume des Meeres entstiegen sein soll. Gras und

„Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfesten nicht vernahm.“

Zu loben ist ferner, daß Tieck auch den Jubel Arions über die erworbenen Schätze nicht aufgenommen hat. Die Idee der Sage hat er dagegen seinem Gedichte ebenfalls eingefügt. Bei Schlegel ist sie in den Worten ausgesprochen: „Der Sänger steht in heil'ger Hut“, bei Tieck in den Worten: „Der Sänger triumphiert in Wettern, ihn rührt Gefahr nicht an, noch Tod!“ Der poetische Ausdruck läßt indes auch bei Tieck zu wünschen übrig. Das Gedicht leidet hier und dort an Unbeholfenheit, sinkt oft zur nüchternsten Prosa herab, wie z. B. in Str. 1: „Er wird vom Winde fortgezogen, die See in stiller, sanfter Ruh“; ferner in Str. 5: „In Meeresfluten hingebettet, ist Freude von ihm abgewandt“ usw. Ohne poetisches Leben ist ferner die Darstellung der äußeren Erscheinung des Sängers, wie die gefühllose Roheit der Schiffer.

So hält denn auch Tiecks Gedicht mit den Romanzen Schillers den Vergleich nicht aus. Die Romantiker warfen Schiller Phrase und Deklamation vor. Nun, die Phrase und Deklamation ist geblieben, während die poetischen Erzeugnisse der Romantiker nur noch einen literarischen Wert beanspruchen können.

Thema.

Schlegels Arion und Schillers Kraniche des Ibykus.

Zu beiden Dichtungen ist der Stoff aus der griechischen Sagenwelt genommen. Beide gehören einer großen Reihe von Gedichten an, die den Zweck haben, das Sängertum zu verherrlichen. Die wunderbare Rettung Arions, eine Folge von der bezaubernden Gewalt seiner Gesangeskunst. Die Entdeckung der Mörder des Ibykus während der Aufführung einer Tragödie im Theater zu Korinth. Für die Missetäter des Arion wird die Gewährung seiner Bitte Anlaß zu ihrer Entdeckung, für die Mörder des Ibykus das rechtzeitige Erscheinen der Kraniche über dem Theater.

Beide Sänger werden überfallen auf ihrer Reise von Italien nach Korinth. Der eine wird nahe bei Korinth in einem heiligen Haine des Poseidon ermordet, der andere, auf dem Meere mit dem Tode bedroht, will sich selbst den Tod geben, wird aber nur beraubt und durch einen Delphin gerettet, der ihn nach Korinth trägt, wohin das Schiff ihn bringen sollte. Der eine zog mit Schätzen reich beladen nach Korinth, um dort im Besitz

---

Blumen sproßten auf unter den zarten Füßen der Göttin, als sie das Land betrat; die Horen des Frühlings eilten herzu und kleideten sie mit reizenden, goldgewirkten Kleidern, bekränzten ihr Haupt und zierten sie mit Blumen und köstlichem Geschmeide.

der erworbenen Gaben das Leben zu genießen, der andere zieht nach Korinth, um bei den nationalen Festspielen der Griechen mitzuwirken und diese durch seine Kunst zu erhöhen. Wie der Zweck der Reise bei beiden ein verschiedener ist, Ibykus schon dadurch edler als Arion erscheint, so wird auch die Gesangeskunst bei jenem mehr als bei Arion als eine göttliche Gabe gefeiert und die hohe Bedeutung, welche diese Kunst bei den Griechen hatte, zugleich zu einem schönen Lebensbilde derselben gestaltet. Schlegels Gedicht bringt ein solches Bild griechischen Lebens nicht. Auch kann sich die Entdeckung der Räuber an Großartigkeit nicht messen mit der Entdeckung der Mörder des Ibykus. Dieselbe erfolgt hier in Gegenwart eines ganzen, von der Gesangeskunst ergriffenen Volks und erscheint mehr als in dem Gedichte Schlegels als ein erschütterndes Strafgericht der ewigen und unverletzlichen Gerechtigkeit, während Arion gleichsam die Folgen der von ihm unbeachtet gebliebenen Warnung seines Freundes Periander und seiner Sucht nach Schätzen zu büßen hat. Auch in der Komposition und Sprache steht Schlegels Dichtung den Kranichen des Ibykus nach. Der dramatische Bau des Schillerschen Gedichts, die Exposition, die Schürzung des Knotens, der Höhepunkt und die Katastrophe desselben.

Die Sage von dem Sänger Arion hat auch Tieck bearbeitet. Das Wunderbare in dieser Sage war es, was die Romantiker anzog. Das Gedicht erschien 1797, in dem sogenannten Balladenjahre, in welchem auch die Kraniche des Ibykus erschienen. Die spätere Vorliebe der romantischen Schule für das Mittelalter und für die Literatur der romanischen Völker.

---

2. Ludwig Tieck.

Ludwig Tieck, das Haupt der romantischen Schule, wurde am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, wo sein Vater das Seilergeschäft betrieb. „Schon früh," so sagt er selbst, „schon in jener Zeit, wenn die meisten Menschen ihre Jugend fast unbewußt genießen, führte mich mein Gemüt zu den ernstesten und finstersten Betrachtungen. Unbefriedigt von dem Unterrichte, den ich von Lehrern und Büchern erhielt, versenkte sich mein Geist in Abgründe, die zu durchirren und kennen zu lernen, wohl nicht die Aufgabe unseres Lebens ist." In der Bibel und im Götz lernte er das Lesen; als achtjähriger Knabe schwelgte er in Schillers Räubern und stellte auch später noch diese beiden Dichtungen über die anderen Dramen unserer Klassiker. Sie hatten seinen jungen Geist mit Schauer und Zweifel erfüllt. Himmel und Hölle kreuzten sich schon früh in seinen Verzückungen, die ihm bis ins hohe Alter hinauf blieben, so daß er nachts, wie er selbst gestand, wenn er das Licht gelöscht hatte, um einzuschlafen, sich von seltsamen Gestalten umgaukelt sah. Die nüchterne Atmosphäre Berlins, wo Nicolai damals den Ton angab, stimmte nicht zu seiner Welt und war nicht imstande, ihn zu befriedigen. Das Nützlichkeitsprinzip war dort auf den Thron erhoben worden. An die Stelle der Religion hatte man eine nüchterne Moral gesetzt, der Poesie die einseitige Aufgabe gestellt, zu belehren. In jeder Regung der Phantasie erblickte man eine Gefahr für den gesunden Menschenverstand. Im Gegensatz hierzu wuchs Ludwig Tieck mit seinem Freunde Wackenroder heran und verfiel, wie die Jugend dies liebt, bald in das andere Extrem, huldigte ausschließlich dem Ahnungs- und Geheimnisvollen und ließ der Phantasie den freiesten, wildesten Spielraum. Von 1792—94 studierte er in Halle, Erlangen und Göttingen, vorzüglich Geschichte, Archäologie, alte und neue Poesie; weniger betrieb er ein strenges, philosophisches Studium, welches sein Denken und seine Lust am Seltsamen und Schaurigen hätte läutern können, wie dies bei Schiller der Fall war, der mit ganzer Seele sich in die Kantsche Philosophie vertiefte. Tieck fühlte sich am meisten zu dem Mystiker Jakob Böhme hingezogen und wünschte sich oft in die Abgeschiedenheit eines Klosters, um ganz seinem Böhme, seinem Tauler und den

Wundern des Gemüts leben zu können. Im Jahre 1799 weilte er in Jena, das jetzt ein Hauptsitz der Romantiker wurde, wie später Rom und Paris, wohin Fr. Schlegel gezogen war. Von den Tagen in Jena schreibt Heinrich Steffens, der Norweger: „Ein neues Zeitalter wollte beginnen und regte sich in allen empfänglichen, jugendlichen Gemütern. Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunkt des wechselseitigen Verständnisses gefunden hatten. Goethe gehörte diesem Kreise an und ward als Stifter betrachtet. Der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, Schlegel (Novalis erschien als Gast), Schleiermacher gehörten ebenfalls zu dem Kreise, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so verschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahnten ihn kaum und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit.“ Von Jena wandte sich Tieck über Hamburg nach Berlin, lebte von 1801—1803 in Dresden, dann einige Zeit in Ziebingen bei Frankfurt a. d. O. auf dem Landgute der befreundeten Familie von Burgsdorf. Im Winter 1804 war er in München, wo er schwer erkrankte. Überreizt, von nervösen Anfällen und einseitigen Ideen gequält, ging er in Begleitung seiner Frau und seiner Tochter nach Rom, um unter dem lauen, italienischen Himmel Heilung zu suchen und in dem Vatikan die mittelhochdeutschen Dichtungen in den Handschriften zu studieren. Nur allmählich weckte die italienische Sonne die gesunkene Lebenskraft. Mit Schmerzen ringend, schlich er am Stocke durch die Straßen Roms. In schlaflosen Nächten, wenn draußen die Springbrunnen so traurig murmelten, die Glocken der nahen Klöster in eintöniger Klage erklangen, brach er oft in wehmütige Tränen aus. Er suchte in dem Aufruhr der fessellosen Phantasie nach einem Ruhepunkte, ohne ihn finden zu können. Seine Frau und Tochter fanden den Ruhepunkt; sie wurden in Rom katholisch. Er selbst empfahl jungen Künstlern den Katholizismus aus ästhetischen Gründen. Von 1806 an lebte er abwechselnd in Ziebingen, Wien, München und Prag, wo er während der Befreiungskriege seine Zeit zubrachte. Hatte schon der frühe Tod seines Freundes Novalis ihn tief erschüttert, so tat dies nicht minder das unglückselige Ende Heinrichs von Kleist, des größten Dramatikers der romantischen Schule, der 1811 an der kranken Zeit und der fieberkranken romantischen Schule zugrunde ging, wie Hölderlin, der im Wahnsinn starb.

Im Jahre 1818 ging Tieck nach London, um dort Forschungen über Shakespeare anzustellen, 1819 nach Dresden, wo er an der Theaterdirektion teilnahm und dramatische Vorlesungen hielt. Allmählich erlosch jedoch sein Eifer, auf die lebendige Kunst einzuwirken; seine tiefere, bessere, aber oft launenhaft romantische Ein-

sicht zog sich hinter das stille Bewußtsein eines spöttischen Lächelns zurück. „Er ward jetzt", wie Gustav Kühne in seinen deutschen Charakteren mitteilt, „an einem häuslichen Herde als dramatischer Vorleser der Mittelpunkt eines abendlichen Kreises von mehr als allgemein deutscher, von europäischer Bedeutung. Er gebot über den tief poetischen Zauber eines Organs, das vom Gelispel der leisesten Schüchternheit, alle Tonarten der Klaviatur hindurch, bis zum Aufschrei der tobenden Leidenschaft, vom Girren der Taube bis zum majestätischen Zorn des Löwen seinen Umfang hatte. Eine geistvolle, tiefgefühlte, unabsichtlich und ohne allen gesuchten Maskenzwang entwickelte Mimik unterstützte die Modulation seines Vortrags, und seine tiefdunkeln, geheimnisvoll leuchtenden Augen übten eine magische Gewalt, wenn Begeisterung ihn erfüllte. Am meisten gelang ihm das dämonisch Gewaltsame, namentlich aber das burlesk Komische, zu welchem alle Kobolde, Gnomen, Berg- und Wassergeister seiner romantischen Unterwelt ihm die Lichter und Schatten lieferten. Es waren weihevolle Abende im schwarzroten Eckhause auf dem Altmarkt zu Dresden. In der Tat war es wie eine Loge Eingeweihter, die dort, dem Lärm der Welt entrückt, Andacht übte und bei dem Priester der Romantik Kirche hielt, wenn die Gräfin Finkenstein, die Genossin des Hauses, hinter dem grünen Lichtschirm heimlich still herumlugte, ob sich kein unwürdig Profaner eingeschlichen."

Im Jahre 1831 traf Tieck der härteste Schlag; seine geliebte Tochter Dorothea, der die meisten seiner Shakespeare-Übersetzungen angehörten, starb am Nervenfieber. Kalt, starr, tränenlos, ohne ein Wort oder irgend einen Laut zu finden, verbarg er sich in dem entlegensten Zimmer. Man mußte für sein Leben fürchten. Da erhielt er von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. den Ruf, in seine Vaterstadt Berlin zurückzukehren. Mit einem Jahrgehalte lebte er abwechselnd dort und in Potsdam, freilich als eine Ruine ehemaliger Größe. Seine Gesundheit war gebrochen, so daß er nur noch einen kleinen Kreis von Freunden um sich sehen konnte. Nach langem, schmerzvollem Leiden starb er in seinem achtzigsten Lebensjahre am 28. April 1853. Wie Klopstock, so hatte auch er seinen Ruhm überlebt. Ein anders denkendes Geschlecht war erwacht. Sie alle, mit denen er gelebt und gestrebt, waren begraben. Unter der Erde schon lag seine Zeit. Die Hand seines kunstsinnigen Gönners hat jedoch nicht von ihm gelassen. Auf dem Friedhof der Dreifaltigkeitskirche, vor den Toren seiner Vaterstadt ruhet der alte Phantasus, nicht weit von Schleiermacher, wie er es gewünscht. Flieder und Pappeln rauschen über seinem Grabhügel.

* * *

Man hat Tiecks Dichtungen nach den Zeiträumen, in welchen sie entstanden, in drei Hauptgruppen geteilt, welche zugleich die Entwicklungsstufen, die der Dichter in seinem an Forschungen und Wanderungen reichen und vielbewegten Leben durchgemacht hat, wiederspiegeln.*) In seiner ersten Entwicklungsperiode, in der Periode des jugendlichen Suchens und Strebens, verfaßte er den gespenstischen und wilden Roman Abdallah und den William Lovell, der 1796 vollständig erschien. In diesem Roman, der eine Nachblüte der Sturm- und Drangperiode ist, lehnte sich Tieck ganz an Goethe an; denn in dem Helden des Romans sind durchaus dieselben Krankheitsstoffe der Zeit, die schon Goethe in seinem Werther und Faust behandelte, die lyrische, tatlos zerfließende Gefühlsseligkeit und der schrankenlose, bald nach Taten, bald nach Genuß verlangende Weltschmerz verschmolzen und bekämpft. Tieck erklärte später, er habe mit dieser finstern und wilden Dichtung eine Fehde gegen seine Zeitgenossen schreiben, ihnen ein Gemälde ihrer Verirrung und ihres Seelenübermuts vorhalten wollen. Dieses kann jedoch das Werk um nichts angenehmer und bedeutsamer machen. „Die moderne Zerrissenheitsepoche hat," wie Gottschall bemerkt, „keinen Faust und Don Juan hervorgebracht, der mit diesem Giganten der Blasiertheit wetteifern könnte. Er ist ein Verbrecher, der mit Gemüt und Geist Sophistik treibt, spielend Mord um Mord begeht, ein mystischer Faust im Abällinomantel." Mit solchen Ausgeburten der Phantasie hob das Schaffen Tiecks an. Nachhaltiger war der Künstlerroman „Sternbalds Wanderungen", welcher die Entstehung einer romantischen Schule von Malern bewirkte und in überschwenglicher Weise die Kunst zum Inhalte der Religion machte.

Mit dem Jahre 1799 und 1800 begann Tiecks zweite Periode des Schaffens. Er trat nun zunächst als poetischer Streitschriftler in seinen Lustspielen auf, von denen die bekanntesten sind: „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack", „der gestiefelte Kater", „die verkehrte Welt" und „Blaubart". „Eigentümlich ist ihnen allen, daß das Märchen mit der wirklichen Welt der Gegenwart verschmolzen, oder, was dasselbe ist, daß die Märchenwelt als Grundlage dient, an welcher der Dichter den Tiefsinn des wirklichen Lebens entwickelt. Daher kommt es, daß diese Lustspiele alle phantastische Charaktere haben. Eine andere Eigentümlichkeit derselben besteht darin, daß sie gegen das Philistertum in der Poesie, gegen die von aller Poesie verlassene Nüchternheit der Nicolaischen Richtung ankämpfen." Besser wäre es freilich gewesen, tüchtige Leistungen an die Stelle zu setzen, aber dazu fehlte den

*) Vgl. Karl Barthel: „Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit".

Romantikern die Kraft. Unter den Lustspieldichtern war ihnen unleugbar Kotzebue überlegen, den sie als flach und nüchtern ebenfalls angriffen. In den dramatischen Märchendichtungen „Genoveva“ und Kaiser „Octavian“ erreicht Tieck seinen Höhepunkt. Er dichtete sie in demselben Jahre, als Schillers Wallenstein über die Bühne ging. Jene Dichtungen sind überschwengliche Verherrlichungen des Mittelalters; beide mischen alle Formen der Poesie, die Lessings kritischer Geist scharf geschieden hatte: epische, lyrische und dramatische durcheinander; beide strömen über von malerischen und musikalischen Motiven, lassen selbst im Dialog Sonette und Terzinen erklingen und „feiern einen Karneval der Natur, der hier mit tausend Zungen spricht“. Trotz ihrer dramatischen Form sehen sie von der wirklichen Bühne vollständig ab und spielen in einer phantastischen Welt. Der romantische Ästhetiker Solger nannte freilich „Genoveva“ das größte dramatische Gedicht des Zeitalters; aber dieses „größte dramatische Gedicht“ ist nie zur Aufführung gekommen, oder sonst irgendwie ins Volk gedrungen, während Schillers Dramen rasch Lieblingsstücke wurden. Und doch nannte Tieck unsern größten Dramatiker einen ungermanischen Dichter, weil er dessen volkstümliches Element nicht zu würdigen verstand. Das Volk aber unterscheidet sehr wohl, was bloß geistreiches Phantasiespiel ist und was aus einem ethischen Pathos entspringt und gibt letzterem den Vorzug.

Am populärsten ist Tieck durch seinen „Phantasus“ geworden, der von 1812—17 in 3 Bänden erschien. Er ist eine Sammlung von Novellen und Märchen romantisch-satirischer Dichtungen und alter köstlicher Volkssagen. (Der getreue Eckhart, der Tannhäuser, die Haimonskinder usw.) Leider fehlt ihnen der Hauptreiz einer Märchendichtung: die Naivetät. Es wechseln nicht nur Prosa und Vers, die Einheit wird auch durch eingelegte Kunstgespräche gestört.

In der dritten Periode seines Lebens wandte Tieck sich von der Romantik im Sinne der früheren Zeit ab und gab sich mehr der novellistischen Tätigkeit hin. „Der Aufruhr in den Cevennen“, „Dichterleben“, „des Dichters Tod“, „der junge Tischlermeister“ usw. sind Produkte aus dieser Zeit. Vielleicht würde der „Aufruhr in den Cevennen“ als ein großes Werk deutscher Dichtung dastehen, wenn es nicht Bruchstück geblieben wäre. Den Walter Scott hat Tieck nicht erreicht. In seiner krankhaften Eitelkeit verstieg er sich so weit, auch diesen Meister gering zu achten.

Für die reifere Jugend möchte am meisten noch sein „Phantasus“ zu empfehlen sein, der nicht nur eine reiche Nahrung für die Phantasie, sondern auch ein Muster für die Kunst des sprachlichen Ausdrucks bietet.

Waldeinsamkeit.

O holde Einsamkeit!
O süßer Waldesschatten,
Ihr grüne Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit

Ihr kleinen Vögelein
Sollt immer meine Gespielen sein.
Ziehende Schmetterlinge
Sind meiner Freundschaft nicht zu geringe.

Unbefangen
Zieht des Himmels blaue Luft,
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen.
Ihr baut euch euer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gesänge aus,
Von Himmelsruhe rings umfangen.

Weit, weit
Liegst du, Welt, hinab,
Ein fernes Grab.
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit!

Kommt, ihr Beengten,
Herzbedrängten,
Entfliehet, entreißt euch der Qual!
Es beut die gute Natur,
Der freundliche Himmel
Den hohen, gewölbten Saal,
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur!
Entflieht dem Getümmel!

O holde Einsamkeit!
O süße Freudigkeit!

„O holde Waldeinsamkeit!“ So lautet auch eins von den Zauberworten, welche die Romantiker auf ihre Fahne schrieben, namentlich Tieck, den man deshalb auch den Erfinder der „Waldeinsamkeit“ genannt hat, wie Novalis den Erfinder „der blauen Blume“. Aus der Sehnsucht nach dem Dämmerlicht des Waldes, dessen Stille den Sinn geheimnisvoll umfängt und mit unsichtbarer Gewalt ins Dunkel der Wunder trägt, spricht zunächst die den Romantikern eigene Flucht aus dem Leben, von dem sie sich träumerisch abwandten, gleich hoch Erleuchteten, die mit der ge-

meinen Wirklichkeit nichts zu schaffen haben wollen. In der von der Welt abgeschlossenen Waldeinsamkeit erschien ihnen die Gegenwart wie eine längst verschollene Zeit:

Weit, weit
Liegst du Welt, hinab,
Ein fernes Grab.

Aber nicht allein um der Gegenwart zu entfliehen, die sie unbefriedigt ließ, huldigten die Romantiker dem berauschenden Zauber der Waldeinsamkeit, es hatten auch viele der Sagen und Märchen der Vorzeit, die sie aus dem Dunkel in das helle Sonnenlicht des Tages gezogen, ihnen den deutschen Wald, diesen lieblichen Irrgarten der Märchen, wieder zu einem lebendigen Gedichte des deutschen Volksgeistes gemacht, dem ja der Zug zur Natur, insbesondere zu den geheimnisvollen Hallen des Waldes von jeher eingeboren gewesen ist. War doch die alte Volksreligion vorzugsweise ein tiefsinniger Waldkultus. Die Axt der Heidenbekehrer konnte wohl den Baum niederstrecken, aber die Ehrfurcht und die Scheu vor dem Schatten der Wälder, vor dem Rauschen ihrer Kronen nicht ausrotten. Die alten Götter hatte man daraus vertrieben, aber die Geisterwelt der Zwerge und Waldmännchen, der Bergfrauen und Wasserweibchen war darin wohnen geblieben und trieb nun in den Märchen ihr Spiel, meistens als gute Geister, die das gedrückte und bekümmerte Menschenherz, welches zu ihnen in den Wald flüchtete, von seinem Kummer und Weh befreiten. Noch heute liebt kein Volk den Wald so sehr, wie das deutsche. Bringt es ihn doch an dem schönsten Feste, welches die Christenheit feiert, an dem heiligen Weihnachtsfeste, gleichsam ins Haus, und werden doch die deutschen Sänger nicht müde, ihn in Liedern zu feiern.

Tieck hat in seinen Märchen und Sagen des „Phantasus" dem von Sorge und Kummer befreienden Zauber des Waldes ebenfalls einen tiefsinnigen Ausdruck gegeben. Im „blonden Eckbert" fliehet ein kleines, achtjähriges Mädchen, das die Eltern für einfältig und dumm hielten und daher oft auf die grausamste Weise züchtigten, tief in den Wald, wo es freundlich von einer schwarz gekleideten und an einer Krücke sich fortschleppenden Waldfrau aufgenommen wird, die in ihrer einsamen, von Felsen umgebenen Hütte einen wunderbaren Vogel birgt, der von Zeit zu Zeit folgende Worte singt, die wie ferne Schalmeien klangen:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ew'ger Zeit.
O, wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Das reizende Märchen schließt leider, wie dies bei vielen Erzeugnissen der Romantiker der Fall ist, mit einer schrillen Dissonanz. Das Mädchen, welches durch jenen Vogel zu großem Reichtum kommt, heiratet, als es wieder in die Welt zurückkehrt, unbewußt den eigenen Bruder.

Der überschwengliche Zug der Romantik fehlt auch unserem Gedichte nicht. Wohl kann der Wald mit seinem ahnungsvollen Dämmerlichte und seiner lieblichen Feiertagsstille, die nur von dem Rauschen der Wipfel und dem Gesange der Vögel unterbrochen wird, zum Sinnen und Träumen stimmen, ja, er kann vorübergehend auch ein Weh vergessen machen; aber wenn der Dichter „die Beengten" und „Herzbedrängten" einladet, dem Menschenleben zu entfliehen und die Vögel und Schmetterlinge für immer als Gespielen zu erwählen, in der Absicht, daß das Herz dadurch von seinem Weh genesen könne, so ist das eine krankhafte Einbildung. Der Umgang mit Vögeln und Schmetterlingen, mit Blumen und Wolken kann auf die Dauer nicht befriedigen, kann keine blutende Herzenswunde heilen und das tiefe Sehnen nach teilnehmenden Menschen nicht stillen. Vergebens sucht der Unglückliche in der Natur nach einer verlangenden Hand, nach einem liebevollen Auge, nach einer antwortenden Stimme. Nur im Umgange mit dem Menschen, vor allem im Wirken und Schaffen zum Wohle anderer kann das kranke Herz gesunden. Goethe richtete seine gramvolle Brust in dem wunderschönen Gedichte „an den Mond" auf durch den Gedanken, daß ein treues Freundesherz ihm geblieben sei, in welches er seine tiefsten und geheimnisvollsten Gefühle frei und rein ergießen könne. Die Einsamkeit der Nacht, das waldumkränzte Tal, der stille Mond, der rauschende Fluß hatten wohl seinen herben Schmerz in sanfte Wehmut aufgelöst, aber heilen konnten sie ihn nicht.

Selbst in den Märchen sind es nicht die Bäume, nicht die Vögel und Schmetterlinge, welche das Weh stillen, sondern die teilnehmenden Waldgeister. Die Romantiker, welche sich von dem lebendigen Zusammenhange mit dem handelnden Menschenleben losgelöst hatten, faßten die Natur als ein unabhängiges, selbstlebendes Wesen auf, das ein geheimnisvolles sympathisches Mitgefühl dem suchenden Menschen entgegenbringe. Sie haben, und das ist ihr Verdienst, der bloß beschreibenden, seelenlosen Naturpoesie gegenüber, wie sie Matthisson und andere vertraten, einen innigeren und sinnigeren Inhalt in die Naturpoesie gebracht, aber auch oft einen überschwenglichen Kultus mit derselben getrieben, und so verläuft auch das vorliegende Gedicht ohne erhebenden Aufschwung in das tatenlose Leben eines Einsiedlers.

Nacht.

1. Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann;
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:
„Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit;
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid;
Ihr kleinen, goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne."
2. Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer;
Er dünkt sich neu erwacht:
„O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht;
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen, goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne."

Dieses Gedicht erschien zuerst 1802 in dem von A. W. Schlegel und Tieck herausgegebenen Musenalmanach. Es ist ein Stimmungsbild der Nacht, in welchem sich schön und erhebend Zagnis und Hoffnung, Trübnis und Trost das Gleichgewicht halten. Tiefe Schwermut und heiße Sehnsucht durchzittern den ersten Teil des Gedichts, zuversichtliches Hoffen und erquickender Friede den zweiten Teil. In jeder der beiden Strophen sind die vier ersten Zeilen erzählend gehalten, die übrigen dagegen in Anredeform ausgeführt. Dadurch ist jede Strophe wieder in zwei Teile gegliedert, von denen jeder sein ihm entsprechendes Gegenbild hat. Der klagenden Rede des einsam unter den Sternen Wandelnden entspricht die tröstende Gegenrede von oben; der dunkeln Nacht auf der Erde steht gegenüber der Himmel mit seinen hellen, ewig funkelnden Sternen. So zeigt das ganze Gedicht in allen seinen Teilen einen schönen Gleichlauf.

Daß wir es in demselben mit einem Unglücklichen zu tun haben, lassen schon die einleitenden Verse der ersten Strophe erkennen Wer in der Nacht, die über die Erde stillen Frieden und erquickenden Schlummer ausgießt, keine Ruhe auf seinem Lager finden kann, sondern einsam umherirrt und die Sterne anruft, den muß ein

tiefes Weh drücken, ein Weh, das menschliche Hilfe nicht zu lindern vermag. Was für ein Leid den Wandrer getroffen, darüber läßt uns der Dichter im dunkeln. Ebensowenig erfahren wir, wer der Wandersmann ist. Das ganze Erscheinen desselben hat etwas Geheimnisvolles, wie die Nacht selbst. Kraftlos irrt der Unglückliche umher, die Brust von Wehmut zerrissen. Nirgends findet er Linderung, mag er rückwärts oder vorwärts schauen, nirgends ein Herz, das seinen Kummer mit ihm teilt, nirgends ein Auge, das liebend auf ihm ruhet. Und doch hat er das Bedürfnis nach Teilnahme. Mit tränendem Antlitz wendet er daher seinen Blick nach oben. Dort schauen aus einer unergründlichen Welt die Sterne auf ihn hernieder, freundlich und mild, wie immer, als ob es da oben kein Leid und kein Weh gäbe. Und schon fühlt er sein Herz nicht mehr so schwer. Lichter wird die Nacht in seinem Innern, immer heller und freundlicher schauen ihn die blitzenden Sterne an. Ja, es ist ihm, als vernähme er deutlich ihre Stimme, als höre er tröstend sie sagen:

„O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht;
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht:
Wir kleinen, goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne."

So bringen die stillen Lichter der Nacht den Frieden in das bange Herz des Pilgers, einen Frieden, der von oben stammt. Der anfangs ihm ewig fern scheinende Himmel ist mit seinen freundlichen Sternen ihm näher getreten, Empfindungen gegen Empfindungen mit ihm austauschend in der lebendigsten Weise persönlicher Teilnahme, wie es bei dem höchsten Grade der Gebetsstimmung geschieht.

Was die Form unseres Gedichts betrifft, so ist dieselbe von großer musikalischer Wirkung. Dazu trägt nicht nur der Längenwechsel der jambischen Verse bei, deren Bewegung durch Cäsuren mannigfach unterbrochen wird, sondern auch der sehnsüchtig nachklingende Trochäus des elften Verses mit seiner Wiederholung desselben Wortes und seinem darauf folgenden daktylischen Schlußverse. Das Gedicht wurde bald nach seinem Erscheinen von Reichardt komponiert, später von Zelter und von Methfessel. Auch die Melodien desselben sind wohl imstande, das friedlose Herz zu besänftigen und den Glauben zu beleben, daß es ein Auge gibt, welches liebend auf uns ruhet und eine Hand, die den Verlassenen nicht verläßt. Die Beziehungen des schönen, ergreifenden Liedes zu dem Leben des Dichters sind aus der mitgeteilten Biographie leicht ersichtlich. Das Lied mag ihm über manche schwere Stunde hinweggeholfen haben.

3. Ernst Moritz Arndt und die Dichter der Befreiungskriege.

Arndt wurde am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1769, also im gleichen Jahre mit dem großen Korsen, für dessen Bekämpfung er unermüdlich gewirkt hat, in Schoritz auf der damals schwedischen Insel Rügen geboren, woselbst sein Vater Verwalter und später Pächter eines Gutes war.*) Die Eltern besorgten anfangs wegen Mangel an einer Schule selbst den Unterricht ihrer Kinder. Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, die Mutter hielt die Leseübungen, erzählte fleißig Geschichten und Märchen und machte die Kinder früh mit Bibel und Gesangbuch vertraut. „Gegen das Jahr 1780," so erzählt Arndt, „bezog mein Vater eine Pacht, etwa eine Meile von Stralsund, und nun wurden wir in eine ordentliche Schule getan. In dieser Zeit war Deutschland zu neuem literarischen und poetischen Dasein erwacht, und selbst die Ungelehrten, wie z. B. meine Eltern, nahmen daran teil. Lessing, Claudius, Bürger und Stolberg wurden von alt und jung mit Jubel begrüßt. Wir lasen Verse und lernten solche machen. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht aber auch diejenigen Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gerne, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackern Wettkampfe uns Strengen und Härten auferlegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände und diese oft recht geschwind gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben und herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jugendlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten, oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, so wurden wir darauf gesetzt, oft, wenn es ins Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der über-

*) Das Wort Arndt ist aus dem mittelalterlichen arn entstanden und heißt Adler.

schwemmten Wiesen, Vogelstellen im Herbste, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines 17. Jahres so fortgelebt, wie es sich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich studieren zu lassen. Da kam es durch fremde Hilfe, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt wurde und in die Sekunda jener Schule eingeführt wurde. Das war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeug; wenn es ein bißchen besser sein sollte, einen grauen, plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vater zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig weit zugeschnitten, meine Stiefeln ungefähr in ähnlicher Art. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Not bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Burschen zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe; denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können; dieser aber ließ mich ungeheiet."

So weit Arndt. Aus dem Mitgeteilten geht schon hervor, welche urgesunde Jugend unser Dichter genossen hat, eine Jugend, die wesentlich mit den Grund zu der Bedeutung eines Mannes legte, der schon als Knabe kein Unrecht erdulden konnte, ohne Verzärtelung und Zersplitterung der Kräfte aufwuchs, mit nordischem Ernst und spartanischer Strenge vom Vater erzogen wurde, während die Mutter den Sinn für Poesie in ihm weckte. Im Jahre 1791 bezog Arndt die Universität Greifswald, um nach dem Wunsche der Eltern Theologie zu studieren. Später ging er nach Jena, wo er sich vorzugsweise mit Philosophie und Geschichte beschäftigte und viel Anregung von Fichte empfing. Nachdem er dann einige Zeit im elterlichen Hause zugebracht und aus Liebe zu den Seinen auch öfter gepredigt hatte, trat er in unbestimmtem Drange nach Neuem mit dem Stabe in der Hand und dem Bündel auf dem Rücken eine Reise an, die ihn nach Wien, Ungarn, Italien, Frankreich und Belgien führte. Bei seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe und seinem gesunden Sinn sammelte er auf dieser Reise den Stoff zu seinem ersten Werke: „Germania und Europa" und zu seiner späteren „vergleichenden Völkergeschichte". Das erstere

erschien 1802, nachdem er bereits Universitätslehrer in Greifswald war. In demselben wirft er zum ersten Male dem großen Korsen, den alle Welt bewunderte, den Fehdehandschuh vor die Füße. Schon jetzt durchschaute er die dämonisch ehrgeizigen Pläne desselben. Wieder trieb es ihn fort auf Reisen, diesmal nach Schweden, bis in das Land der Lappen. Wie sehr sein Herz für Deutschland schlug, geht daraus hervor, daß er einem schwedischen Offizier, der bei einem Glase Wein über Deutschland ein schlechtes Wort fallen ließ, so zusetzte, daß es zum Duell kam. Arndt erhielt eine Kugel und lag viele Wochen lang auf dem Krankenbette. Als er genesen war, kehrte er nach Deutschland zurück und erlebte jetzt die Schmach der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, die Schmach des Rheinbundes, welcher das deutsche Reich mit seinem Kaisertum durch die Übermacht des französischen Zwingherrn und die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände zu Grabe trug. Da erglühete er in ungeheurem Schmerz und Zorn und warf wie eine mächtig zündende Brandfackel den ersten Band seines „Geist der Zeit" (1806) in die verblendeten Gemüter. Noch nie hat das Wort eines einfachen Schriftstellers so jäh und gewaltig gewirkt, wie diese Schrift, die mit der Stimme eines gewaltigen Propheten zur Einkehr und Buße mahnte und wie die Posaune des Gerichts ertönte, das bald darauf in der Schlacht bei Jena hereinbrach. Was wenige zu denken gewagt, das war hier kühn und feurig ausgesprochen. Das Buch flog von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt; der Verfasser aber, der dem übermütigen Herrn Europas das Visier abgerissen und den Völkern das Bild ihres Tyrannen und der eigenen Schande vor Augen gerückt hatte, floh übers Meer nach Stockholm unter den Schutz seines Monarchen Gustav IV. Aber auch da war seines Bleibens nicht lange. Als Bernadotte den schwedischen Thron bestieg, floh er nach Deutschland zurück (1809), wanderte längs dem pommerschen Strande, erkannt, aber unverraten, nach Rügen und von dort als „Sprachlehrer Allmann" nach Berlin. Hiermit begann seine große Irrfahrt, die er selber seine „abenteuerliche Hedschra" genannt hat. 1810 ging er nach Breslau, wo Blücher, Scharnhorst und Gneisenau über Preußens Erniedrigung und Deutschlands Schmach in Trauer saßen, dann nach Rußland, wo er 1812 in Petersburg eintraf, von Stein als wackerer Patriot und Mitarbeiter an dem großen Werke zum Sturze des Tyrannen begrüßt. Er ward des geächteten Mannes Schreiber und verfertigte in dessen Namen Schmähschriften, Aufforderungen, Widerlegungen französischer Kriegsberichte und Lügen. Stein sagte zu ihm: „Recht so! Sie sind immer kurz und gradaus! Ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge: sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen."

Im Januar 1813 ging Arndt von Petersburg nach Königsberg, dann nach Breslau, darauf nach Berlin usw. Rasch schrieb er nacheinander: „Wort an die Preußen“, „Landwehr und Landsturm“, „Soldatenkatechismus“, „Wehrlieder“ usw. Alle diese Schriften sind einem tiefreligiösen Patriotismus entquollen, der da liebt und glaubt, hofft und betet und darin sich rüstet, das Vaterland von der Schmach und Schande zu befreien, in die es versunken war. „Wer ist ein Mann?“ fragt Arndt im Jahre 1813 und gibt in einem schönen Liede die Antwort: der beten kann, der glauben kann, der lieben kann, der streiten kann, der sterben kann. Seine Lieder und Schriften waren mächtige Weckstimmen vaterländischer Gesinnung. Sie durchflogen in kurzer Zeit in Tausenden von Exemplaren die deutschen Gaue und begeisterten Tausende zum Kampfe fürs Vaterland. Es waren gewaltige Waffen; sie schlugen dem Feinde tiefe und breite Wunden, wie ein Dichter sie schlagen kann, und riefen einen Sturm der Begeisterung hervor. Seine Liebes- und Scheide-, seine Gesellschafts- und Wiegenlieder offenbaren ebenfalls das frische und freie, das fröhliche und fromme Gemüt des kernhaften Mannes. 1817 ließ sich Arndt in Bonn nieder, wo er Professor der Geschichte wurde und sich von neuem einen häuslichen Herd gründete, indem er die Schwester Schleiermachers heiratete. Wenige Jahre darauf (1819) erschien der 4. Bd. seines Buches „Geist der Zeit“. Frankreich war zwar besiegt, aber Elsaß-Lothringen ihm geblieben, Preußen beim Frieden durch den Neid der Mächte schlecht weggekommen und das mit Sehnsucht erhoffte deutsche Kaiserreich nicht erstanden. Die unter dem Drucke Frankreichs lebendig gewordene Volkskraft wurde gefürchtet. Man suchte sie darniederzudrücken. Da ließ Arndt in dem 4. Bde. seines Geistes der Zeit abermals seine Stimme ertönen, stark und kühn, nicht gegen den Feind von außen, sondern gegen die Feinde im Innern. Das ward ihm zum traurigen Verhängnis. Man klagte ihn demagogischer Umtriebe an und entsetzte ihn seines Amtes. Die Anklage lautete auf Teilnahme an geheimen Gesellschaften, auf Verführung der Jugend, auf republikanische Bestrebungen. Man machte ihn verantwortlich sogar für diejenigen Schriften, die einer Zeit angehörten, die sich gegen die Tyrannei Napoleons gewaffnet hatte, und bedachte nicht, daß ohne Aufrüttelung der niedergedrückten und sittlich erschlafften Gemüter jene Schlachten der Freiheit hätten gar nicht geschlagen werden können, bedachte nicht, daß auch im Frieden Mannhaftigkeit und Wehrhaftigkeit jedem Volke notwendig sind. Arndt trug die Anschuldigungen mit Ruhe und Würde, wie solche das gute Gewissen verleihen; aber er fühlte doch tief, wie er sagt, „die langsame Zerreibung und Zerwürfung seiner besten Kräfte“. Dazu kam der

Verlust seines Gönners Stein, der 1831 in Westfalen starb, und der Verlust seines jüngsten und liebsten Sohnes, den er vor seinen Augen im Rhein ertrinken sah, und dessen Tod er fünf Jahre hindurch in tief ergreifenden Klageliedern betrauert hat. Nicht weniger bedrückten sein Gemüt die politischen Wirren Deutschlands. Dennoch hat er die Saiten seiner Harfe nie zum Aufruhr und zur Empörung gestimmt und mit den revolutionären Dichtern nie gemeinschaftliche Sache gemacht, trotz der unverdienten Verfolgungen und Kränkungen. Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. (1840) wurde er mit allen Ehren wieder in sein Amt eingesetzt; der „Rote Adler" folgte nach. Im Jahre 1848 empfing man den immer noch jugendfrischen Greis in der Nationalversammlung der Paulskirche zu Frankfurt durch allgemeines Aufstehen und durch ein dreimaliges Hoch; aber bald fühlte er heraus, daß sein gutes, altes deutsches Gewissen, wie er selbst sagt, mit dem demokratischen Geiste, welcher den größten Teil der Versammlung beherrschte, nichts gemein hatte. Nachdem er mit der Kaiserdeputation den vergeblichen Gang nach Berlin gemacht hatte und die Geister in der Paulskirche immer wilder miteinander ringen sah, trat er mit Gagern und dessen Partei aus. Aber auch jetzt stand er wieder liebend mahnend und zornig warnend seiner Zeit gegenüber, bis er mit dem zwar „etwas krausen" und sonderbaren, aber doch köstlichen, prächtigen, seinen ganzen Menschen wie eine gewaltige Erzstufe bloßlegenden Buche schloß: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" (1858). Im Jahre 1859 feierte das ganze Volk seinen neunzigjährigen Geburtstag. Es war der letzte Sonnenblick seines Lebens; denn am 29. Januar 1860 trat der Tod an ihn heran, mild und sanft. Am linken Rheinufer bei Bonn erhebt sich sein Grab und Standbild, „an dem der Dank der Nation es nicht wollte fehlen lassen, eine beredte, mächtige Predigt, daß, wo nicht seine Leiche im Grabe sich umkehren soll, nie ein Franzose siegreich darüber hinschreiten darf."*)

Vaterlandslied.

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,

---

*) Eine vortreffliche Darstellung von Arndts Leben und Wirken ist dem deutschen Volke von Wilhelm Baur geboten. Das Buch sollte in keinem Hause fehlen. Es ist bereits in 7. Auflage erschienen.

Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände:
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

5. Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

6. Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen.

Auf! fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Seit Ulrich von Hutten hatte die Muse der patriotischen Dichtung kein so feuriges und gewaltiges Lied erklingen lassen, wie das eben mitgeteilte.*) Außerordentliches mußte erst geschehen, der übermütige Sieger von Jena mußte erst Schmach über Schmach auf das deutsche Volk gehäuft und es seinem staatlichen Untergange nahe gebracht haben, ehe es den Kampf gegen den verhaßten „Korsen" aufnahm, wozu Preußen die Losung gab, als Napoleons „große Armee", mit der er seine Weltherrlichkeit vollenden wollte, in Rußlands Schneefeldern wie durch ein furchtbares Gottesgericht war vernichtet worden. Ein frischer Zug ging wieder durch das geistige Leben der Nation, eine kräftige Luft wehete wieder durch alle Gaue des deutschen Landes und wirkte neubelebend auch auf die Poesie. Überall griffen jetzt die Sänger zur patriotischen Leier; an allen Orten schlugen ihre Lieder in heiliger Flamme auf dem Altare des Vaterlandes empor und strahlten in allen Weisen zündende Funken aus: in Oden und Sonetten, in Volksliedern und Hymnen, die in Flammenschrift mitten in die Zerrissenheit des deutschen Volks als Sinnbilder deutscher Einheit leuchteten und wieder Mut und Zuversicht in die gedrückten Herzen brachten. Diese Lieder zogen mit hinein in Kampf und Schlacht und umstrahlten die Freiheitskriege mit einem so schönen poetischen Glanze, wie er einzig in den Kriegsgeschichten dasteht.

Obiges Gedicht ist der Errichtung der Landwehr geweihet, welche noch heute an ihrer Kopfbedeckung als äußeres Zeichen die Form des „eisernen Kreuzes" trägt, das am Todestage der Königin Luise gestiftet wurde und die schöne Inschrift führt: „Mit Gott für König und Vaterland." Arndts Lied ist neben Körners Aufruf: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" — das glühendste Kampflied, welches die Befreiungskriege gebracht haben. Es ist entquollen einem heiligen Zorne über die Erniedrigung des Vaterlands, entquollen dem patriotischen Herzschlage eines freien Mannes, der die Schmach und Schande nicht länger ertragen kann, entquollen dem Groll des verhöhnten, ausgeplünderten, bis aufs Blut gereizten Volks, das in den Leidensjahren einen so furcht-

*) Die Anfangsworte dieses Gedichts prangen seit 1865 an dem schon erwähnten Denkmale, das zu Bonn auf hoher Zinne steht, von welcher der getreue Eckart, wie Rückert Arndt nannte, als Wächter auf den grünen Rhein schauet.

baren Haß in sich aufgesogen hatte, wie ihn Deutschland nie vorher empfand. Nicht ein Heer von angeworbenen Söldnern soll den Kampf ausfechten, sondern das Volk in den Waffen; nicht niedere Leidenschaften sollen zu dem Schwerte greifen, sondern das hohe Gefühl der Pflicht, das Gefühl für Recht, für Ehre und Vaterland. Gott selbst will diesen Kampf, der unter allen Kämpfen der sittlich berechtigtste ist; denn er gilt dem Fortbestehen des deutschen Landes, gilt deutscher Sitte und deutschem Glauben, deutscher Sprache und deutscher Ehre. Für diese Güter hat Gott die Liebe tief in die Brust des Menschen gepflanzt, hat ihm zur Verteidigung derselben nicht nur die wunderbare Macht der Rede verliehen, sondern hat ihm auch, wenn diese nicht ausreicht, als letztes Mittel in dem Eisen, welches er wachsen ließ, das Schwert gleichsam in die Hand gedrückt, damit er auf Tod und Leben für jene heiligen Güter kämpfen könne. Ist doch kein Wesen wehr- und schutzlos geschaffen worden. Ein Herabdrücken des Menschen zur Knechtschaft ist zugleich ein Angriff auf den Willen Gottes, denn die Knechtschaft bringt den Menschen um die Würde, die Gott ihm bei der Schöpfung hat zuteil werden lassen und streitet gegen das Wort der Schrift (1. Korinth. 7, 23). Diese Gedanken bilden den Inhalt der Einleitungsstrophe. Sie bezeichnen den bevorstehenden Kampf als nicht im Widerspruch stehend mit dem Willen des Schöpfers, woran sich nun die in den beiden ersten Zeilen der zweiten Strophe enthaltene Mahnung ganz von selbst knüpft: in rechter Treue festzuhalten an dem, was Gott gewollt, weder im Solde eines knechtenden Despoten das Schwert zu ergreifen, noch für Tand (Vergängliches) und Schande zu fechten. Wer solches tut, der hat Gott und dem Vaterlande die Treue gebrochen und verdient in dem bevorstehenden Kampfe nichts weiter, als gleich einem Feinde Gottes und der Menschen behandelt zu werden. Enthielt die erste Strophe eine Anspielung auf die bereits erwähnten Zornesreden des Dichters lange vor dem Ausbruche des Befreiungskampfes, so enthält die zweite Strophe eine Anspielung auf die entehrenden Bündnisse, welche einzelne Staaten des zerrissenen Deutschlands unter dem Drucke der siegreichen und gefürchteten Macht Napoleons mit diesem eingegangen waren, also eine Anspielung auf den erniedrigenden Rheinbund, der es mit sich brachte, daß Deutsche im Solde des Tyrannen als Vasallen desselben gegen Deutsche kämpfen mußten, und der noch bestand, als Arndt „das Vaterlandslied“ dichtete. Erst nach der Schlacht bei Leipzig wurde derselbe gesprengt. So tief war unsere Erniedrigung, so groß das Unglück des staatlich zerrissenen Deutschlands!

Nachdem der Dichter in den beiden ersten Strophen den bevorstehenden Kampf als einen sittlich berechtigten gekennzeichnet

hat, frei von allen frevelhaften, selbstsüchtigen Zwecken, nur durch Notwehr hervorgerufen, schließt er den ersten Teil des Gedichts in der 3. Str. mit einem berechtigten, feierlichen Schwure auf das Vaterland und spricht in derselben im verstärkteren Maße als in der 2. Str. die Acht über diejenigen aus, welche bei dem sich vorbereitenden, allgemeinen Aufstande immer noch für Frankreich Heeresfolge leisten wollen, und meint damit diejenigen, welche aus Eitelkeit oder Gewinnsucht Zeitungen und Zeitschriften im französischen Sinne herausgegeben und Napoleon verherrlicht hatten. Er nennt sie „Buben" (Bösewichte) und „Knechte", die als Verräter am Vaterlande den Tod am Galgen verdienen, und endet die Strophe mit dem erquickenden und ermutigenden Hinweis auf den siegreichen Befreiungskampf der geeinigten deutschen Stämme unter der patriotischen Führung Hermanns und fordert rächende Sühne für alle die Schmähungen und Bedrückungen, welche die Franzosen an dem deutschen Vaterlande verübt haben. Das Gedicht erreicht in dieser Strophe in der Liebe zum Vaterlande wie in dem aus dieser Liebe entsprungenen Hasse gegen die Feinde desselben den Höhepunkt. Die letzten Zeilen der genannten Strophe leiten ganz naturgemäß über zu dem zweiten Teile des Gedichts, der zum Handeln auffordert, nachdem der erste Teil die sittlich berechtigten Beweggründe zu dem Kampfe auf Leben und Tod dargelegt hat. Mit dem Bewußtsein, Gott will den Kampf, sollen die Krieger sich scharen und gegen den Feind ausziehen. Immer feuriger erklingen jetzt die Töne der patriotischen Leier. Ganz Deutschland soll aufstehen, Mann für Mann, und zum Kampfe sich rüsten. Form und Ausdruck steigern sich von Strophe zu Strophe. Alle drei beginnen gleichmäßig, alle drei enden freiheits- und todesmutig. Zuerst fordert der Dichter, durch helle, lichte Flammen, gehobenen Herzens überall das Zeichen zum Aufstande zu geben, eine Anspielung an die Feuersignale, welche in alten Zeiten die Väter auf den Bergen emporlodern ließen und eine Anknüpfung an die in der 3. Str. erwähnte Hermannsschlacht. Das Losungswort der Feuerzeichen soll sein: „Die Knechtschaft hat ein Ende". Sodann sollen Trommeln und Flöten zum Sammeln der einzelnen Truppenteile erklingen, und der Tag der Rache jedem ein süßer sein. Endlich sollen die wehenden Standarten der Reiter und die Fahnen des Fußvolks zum Siegen oder Sterben dem Feinde entgegenfliegen. Alles soll von begeisterter Kampfeslust erbrausen, ganz Deutschland eine einzige Waffenschmiede werden. Jedes Mannes Brust soll nur von dem einen großen Gedanken und dem einen großen Wollen erfüllt sein: das Leben für das Vaterland einzusetzen. Dieser Gedanke wogt mit immer stärker werdenden, zur Tat hindrängenden Empfindungen durch das ganze Gedicht. In seinen letzten

Strophen schreitet er in leidenschaftlichen Ausrufungssätzen mit wahrhaft dämonischer, nach Taten durstiger Gewalt ungestüm einher, als brauste ganz Deutschland, Mann für Mann, im Sturmschritt dem Feinde entgegen. Und es ist im Sturmschritt ihm entgegengebraust. Glänzend hat sich am Ende des Jahres 1813 erfüllt, was der Dichter 1812 (in welchem Jahre er sein Gedicht schrieb) prophetisch sang. Neben dem Jünglinge stand da brüderlich vereint der Mann des friedlichen Erwerbs, neben dem Ungelehrten der Gelehrte, neben dem Bürgersmann der Adelige, — „die Herzen himmelan, die Hände himmelan", — bereit zu siegen oder zu sterben, mit Gott für König und Vaterland. Es waren die Edelsten, welche ihre Brust frei und kühn dem Feinde entgegenstellten, mit einem starken, in der Prüfung geläuterten und gestählten Willen. Und die Sänger, die zu Kampf und Sieg in Liedern aufgerufen hatten, sie waren nicht die letzten, welche sich mit dem Schwerte umgürteten und dieses mit der Leier vertauschten. Ein Körner, Schenkendorf, Platen, Immermann, Fouqué, Follen, W. Müller, E. Schulze, auch die Schauspieler Holtei und Marr, kurz unsere Besten haben die Waffen des Freiheitskrieges getragen. Selbst ein Fichte, der zwar nicht in Liedern, aber in seinen gewaltigen „Reden an die deutsche Nation", wie ein Demosthenes zum Kampfe aufgerufen hatte, in dem Akademie-Gebäude der Dorotheenstraße zu Berlin, wo seine deutschen Worte die auf den Straßen übermütig rasselnden französischen Trommeln übertönten, selbst ein Fichte trat als fünfzigjähriger Mann noch als Gemeiner in den Landsturm ein, „daß er bestände bis aufs Blut, bis auf den Tod die Fehde". Ebenso Niebuhr, der spätere große Geschichtsschreiber Roms. Freudig trug er die Flinte und schrieb vom Felde der Waffen aus einem Bekannten die rührenden Worte: „Ich freue mich, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bilden; denn solange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das Gewehr gewaltig ein." Diese freudige opferwillige Hingabe hat in den gewaltigen Ringkämpfen der Jahre 1813 und 14 ungeschwächt in allen Wechselfällen des Krieges unter Mühsalen und Entbehrungen aller Art ausgeharrt als leuchtendes Zeugnis, daß, wenn in dem Menschen ein Höheres lebt, welches ihn begeistert, keine irdische Macht, auch die größte nicht, dasselbe vernichten kann. Die Begeisterung hat im patriotischen Wetteifer ohne Rast und Ruh den Mann gestürzt, vor welchem ganz Europa zitterte, und der das kleine durch Erpressungen und Gewalttaten zur Ohnmacht und Verarmung gebrachte Preußen zu vernichten gedachte.

Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er die Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg;
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld.
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane — o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall! wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen! in Frankreich hinein!

Dieses Gedicht entstand, wie aus dem Schlusse desselben zu ersehen ist, in der Zeit, welche zwischen dem Siege der Verbündeten bei Leipzig und ihrem Zuge nach dem Rhein und Frankreich liegt, also am Ende der schweren und harten Kämpfe, welche im Jahre 1813 den Zusammenbruch des Napoleonischen Thrones einleiteten, und in welchen Blücher durch seinen Mut, durch seine Geistesgegenwart und Kühnheit eine so hervorragende Rolle spielte, daß er zum Feldmarschall ernannt wurde (Str. 8), eine Ernennung, welche vom Volke und Heere, deren Liebling er geworden war, mit Freude begrüßt wurde und für den Dichter auch bestimmend für die Wahl der Überschrift seines Liedes geworden ist. Nach der großen Völkerschlacht bedurfte es noch mancher dringlichen Lehre und manches schweren Kampfes, bis die leitende Politik sich zu dem Gedanken emporschwang, daß nur die Vernichtung des Napoleonischen Thrones auf Frankreichs Boden der Welt den Frieden wiedergeben könne. Blücher war einer der wenigen, der darüber von Anfang an keinen Augenblick im Zweifel gewesen ist. Wäre es nach ihm, dem Marschall „Vorwärts“ gegangen, er hätte gleich nach der Schlacht bei Leipzig ohne Ruhe und Rast Napoleon nach Frankreich hinein verfolgt; war er ihm doch immer dicht auf den Fersen geblieben, so daß er sich in der Regel nachmittags in demselben Zimmer befand, welches Napoleon am Morgen verlassen hatte. Aber er mußte auf höheren Befehl, besonders auf Österreichs Betreiben, diese rastlose Verfolgung einstellen. Er gehorchte, wenn auch voll Unmut und Zorn. Endlich ward sein Lieblingswunsch erfüllt, die Truppen über den Rhein nach Frankreich zu führen. Der Übergang geschah in der Nacht des 31. Dez. 1813 und zwar auf drei Punkten, bei Mannheim, Kaub und Koblenz. Bei Kaub war er selbst dabei. Ganz still und heimlich setzten die Truppen über, so daß der Feind am jenseitigen Ufer es erst merkte, als die preußischen Truppen ihm statt eines „Prosit Neujahr“ ein lautes, freudiges „Hurra“ zuriefen.

Denken wir uns in Beziehung auf unser Gedicht, daß der sehnlichst erwartete Befehl zum Aufbruch in dem Lager des alten Marschalls eben eingetroffen sei, so ist damit auch das Verständnis für den Anfang des Gedichts gewonnen. Dasselbe beginnt mit einer Frage der Krieger, nämlich mit der Frage, warum denn schon so früh die Trompeten zum Sammeln geblasen werden.*) Noch wissen die sich verwundernden Streiter also nicht, daß der Befehl zum Vormarsch eingetroffen ist. Daß aber etwas Beson-

*) Arndt beginnt gern seine Lieder mit einer spannenden Frage. Das Lied von der Leipziger Schlacht ist ganz nach altdeutscher Spielmannsweise in Frage und Antwort durchgeführt.

deres bevorstehe, erkennen sie teils aus dem ungewöhnlich frühen Weckruf der Trompeten, teils daran, daß der Feldmarschall bereits zu Pferde sitzt, das Schwert aus der Scheide gezogen hat und im fliegenden Saus durch die Scharen seiner braven Truppen reitet. Wie immer ist er der erste auf dem Platze, wenn es gilt, und es ist dann alles Leben an ihm und in ihm. Freudig schwingt er sein blitzendes Schwert, das er ungern in der Scheide hat; freudig tummelt er sein mutiges Roß, das er am liebsten gegen den Feind führt; mit Vergnügen hört er das Blasen der Trompeten, es ist seine liebste Musik; denn am wohlsten fühlt er sich, wenn die Waffen klirren, um Deutschlands Ehre wieder herzustellen und das Land vom Feinde zu säubern. Dann ist er wie verjüngt. Diese überwallende Kampfeslust erinnert an die alten Recken der Nibelungen, von deren grimmigem Haß und deren Freude am Kampf in Blücher etwas steckte.

Der Held hat seinen sausenden Ritt durchs Lager beendet; das Heer hat sich marschbereit gesammelt, und nun hält der Marschall vor den gescharten Truppen, so daß dieser Augenblick zu einer näheren Betrachtung seiner äußeren Erscheinung gleichsam von selbst einladet (Str. 2). Welche Lust es ist, den Mann in diesem Augenblicke, wo er wieder „vorwärts" gebieten kann, zu betrachten, sagt der sich freudig wiederholende Ausruf: „O schauet". Seine Augen leuchten vor Kampfesfreudigkeit; der Held aus Friedrichs des Großen Zeiten ist ein Jüngling geworden an körperlicher Kraft und Frische, wie an Begeisterung und Tatenlust; sein Alter gleicht dem älter werdenden Weine, dem ein wunderbar frisches Blühen eigen ist, und obschon er 71 Jahre zählt, so wallt doch sein schneeweißes Haar noch kräftig von seinem Haupte. Einem solchen jugendlichen Greise kann man wohl die Oberleitung des Heeres anvertrauen; es ist dies nicht zuviel gewagt. Den Gegnern Blüchers gegenüber (und er hatte deren) schließt der Dichter die 2. Str. mit den Worten: „Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein." Ersetzte er doch allein schon ein Heer von Hunderttausenden, und wirkte doch sein bloßer Name schon wie ein Zauberwort!

Aber nicht allein die jugendliche Frische des Feldherrn rechtfertigt das freudige Vertrauen zu demselben, auch der Schwur (Str. 3), den er in den Tagen der größten Entmutigung der Truppen und ihrer Führer getan hat, und an dem er ohne Wanken und Schwanken in den trübsten und aussichtslosesten Zeiten mutig festhielt. Als nämlich im Jahre 1806 bei den Niederlagen von Jena und Auerstädt ganze Truppenkörper auf offenem Felde sich ergaben oder die Flucht ergriffen hatten, da bat er um die Erlaubnis, mit seinen Reiterschwadronen und mit den

unberührt gebliebenen Truppen einen neuen Angriff auf den Feind machen zu dürfen, um die Schmach der Niederlage auszuwetzen, erhielt auch im ersten Augenblicke Erlaubnis dazu, die aber bald darauf wieder zurückgenommen wurde. Da schwang der alte Held zornmutig seinen Degen zum Himmel empor und schwur beim scharfen, harten Eisen, „den Welschen" zu beweisen, daß deutsche Ehre die Knechtschaft nicht ertragen, nicht ruhen und rasten kann, bis das Land vom Feinde wieder gereinigt worden ist, und daß deutsche Treue auch im Unglück am Herrscherhause festhält. Diesen Schwur hat er in den schweren Leidensjahren nach 1806 treu in seinem Herzen bewahrt, und als zu Anfang des Jahres 1813 der Kriegsruf erscholl, da schwang sich „der weiße Jüngling", eingedenk seines Eides, so frohgemut in den Sattel, als ob ein neuer Strom des Lebens durch seine Adern ränne (Str. 4). Auf Tod und Leben überfiel er im Wettersturm den Feind und rastete nicht eher, bis er ihn aus Deutschland hinausgeworfen hatte, wie man ungebetenen Gästen so den „Kehraus" macht, daß ihnen das Wiederkommen vergeht (Str. 4). Bezeichnend tritt in dieser Strophe das urwüchsige „Hei" auf, welches gleich wild und gleich freudig die Kampfeslust wiederspiegelt und in den alten Heldendichtungen diese stehend begleitet, wenn es gilt, mit überwallendem Mute sich in die Feinde zu stürzen.

In den folgenden Strophen gedenkt nun der Dichter bis zum Schlusse seines Liedes der glänzenden Kriegstaten Blüchers im Jahre 1813, durch die er „mit eisernem Besen" das Land vom Feinde rein gefegt hat, und die als die beredteste Bürgschaft anzusehen sind, daß Volk und Heer in den noch bevorstehenden Kämpfen auf Frankreichs Boden vertrauensvoll zu dem „Verwalter des Schlachtfeldes" aufblicken können. Zuerst gedenkt er der Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813), in welcher die Wucht des Kampfes ausschließlich auf den Preußen lag, und Blücher und York mit ihren Truppen lange Zeit fast allein im Gefecht waren. Ihre Verbündeten, die Russen, erschienen mehr wie Zuschauer, als wie Teilnehmer des Kampfes. Durch die verfehlten Anordnungen ihrer Führer kamen die Ersatzmannschaften zu spät, wodurch der vorher entworfene Schlachtplan vereitelt wurde. Dennoch hielten sich die Preußen todesmutig bis zur Dunkelheit dem an Zahl weit überlegenen Feinde gegenüber. Niemals waren preußische Truppen stürmischer ins Feuer gegangen, niemals hätten sie zäher ausgehalten; ihre Toten lagen da mit verklärtem Angesicht; sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und die frühere Schmach gerächt hätten. Obwohl sie sich vor der Übermacht schließlich zurückziehen mußten, so hatte der Kampf sie doch mit hoher Zuversicht erfüllt, die Begeisterung im Heere wie im

Volke eher genährt, als geschwächt. Blücher war mit blanker Waffe an der Spitze seiner Leute überall mit brennender Begierde da eingedrungen, wo der Kampf am heißesten wütete. Kaum nahm er sich Zeit, die Wunde, die er am linken Arm durch einen Streifschuß erhalten hatte, verbinden zu lassen; kaum war er am Abend zu bewegen gewesen, vom Feinde abzulassen.

Glücklicher war der Erfolg an der Katzbach (26. Aug. 1813), wo bei strömendem Regen und aufgeweichtem Boden den ganzen Tag in der größten Erbitterung mit Bajonett und Kolben gekämpft wurde, da die Gewehre versagten. Unter stürmischem Hurra! drangen die Preußen vorwärts und warfen eine so große Zahl Feinde in die angeschwollene Neiße und Katzbach, daß die Flußbetten von Pferden und Menschen, die mit dem Ertrinken rangen, wie gedämmt waren. Auch hier hatte Blücher sich mit blankem Säbel an die Spitze der angreifenden Reiterei gesetzt, und seine kühne Angriffslust hatte glücklich über alle Hindernisse und Widerwärtigkeiten triumphiert. Die Kämpfe in Schlesien verschafften ihm später den Titel eines Fürsten von Walstatt.

Bei Wartenburg (im Oktober 1813) an der Elbe galt es, den Feind aus einer festen, von zahlreichen Geschützen gedeckten, durch Sümpfe und Gebüsch geschützten Stellung zu vertreiben. Die Preußen drangen, bis an den Gürtel durch das Wasser watend, unter dem Kreuzfeuer der Franzosen und vertrieben diese nach heißem Kampfe aus ihrer Stellung. Hier zeichnete sich namentlich York durch seine zähe Beharrlichkeit und kluge Vorsicht aus. Seine Kolonnen gingen furchtlos unter dem Kreuzfeuer des Feindes mit lautem Gesange des alten Liedes: „Prinz Eugenius, der edle Ritter" usw. über die Brücke. Der Sieg verschaffte ihm später die Ehre des Namens „York von Wartenburg". Der Dichter hat von diesen glorreichen Kämpfen, deren Einzelheiten bei dem Erscheinen seines Liedes noch in frischem Andenken waren, besondere Züge nicht hervorgehoben; dagegen hat er dem Franzosenhasse, der in den sieben Leidensjahren alle Herzen durchglühet hatte, überall Ausdruck gegeben. Schon in der Benennung „Welsche" und „Franzmann" spricht sich Haß und Verachtung aus. Spöttisch heißt es dann in der 4. Str., Blücher habe den Kehraus gemacht und mit eisernem Besen das Land vom Feinde rein gefegt. In der 5. Str. ist die Niederlage und die Flucht des Feindes ebenfalls in verächtlicher Weise ausgedrückt. In der 6. Str. beehrt er die Franzosen mit dem Spottnamen „Ohnehosen" (eine Übersetzung des französischen Sansculottes), den die unteren Schichten des Volks in der französischen Revolution zu einem Ehrennamen erhoben hatten, und ruft dann den in der Katzbach und Neiße Ertrunkenen, denen er in deutscher Erde nicht einmal ein Grab gönnt, ein

Lebewohl zur Ostsee nach, wo die Walfische ihren Leibern ein Grab bereiten mögen. In der 7. Str. vergleicht er seinen Helden mit einem Jäger, wie er vorher ihn mit einem Schwimmeister verglichen hat. Die Franzosen sind die Hasen, die über das Feld springen müssen; hinter ihnen drein läßt der Held sein „Hussa!" erschallen. Alle bisher genannten Kämpfe waren keine entscheidenden Schlachten. Erst die bei Leipzig, deren der Dichter in der 8. Str. gedenkt, waren solche. Hier ändert er plötzlich den bisherigen Ton. Teuer war der Sieg erkauft. An Hunderttausend lagen tot oder verwundet auf Leipzigs Ebenen. Tief erschüttert empfanden die Überlebenden den heiligen Ernst des Tages und beugten sich unter Gottes gewaltiger Hand, die Fürsten wie ihre Völker. Schon am ersten Siegestage bei Möckern stimmten die Krieger, wie einst in der Winternacht bei Leuthen, am Wachtfeuer das „Nun danket alle Gott" an, und am 18. Oktober klangen beim Feuerscheine von zwölf brennenden Dörfern die Dankgesänge in allen Zungen zum Himmel empor. Napoleon aber saß bei hereinbrechender Dunkelheit auf einem hölzernen Stuhle in Schlaf versunken. Die Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schoß. Seine Generale standen verdüstert und verstummt um das Feuer, und in später, finsterer Nacht kehrte er nach Leipzig zurück, während im entsetzlichen Gewirre seine geschlagenen Heermassen sich den Weg zur Flucht bahnten. Die Schmach von Jena war gelöscht, und Blücher, der so vieles geleistet, ward zum Feldmarschall erhoben. Niemand ahnte, daß Napoleon noch einmal zu einem Verzweiflungskampfe die Franzosen ins Feld führen werde. In der letzten Strophe erfahren wir nun, warum die Trompeter so früh geblasen haben, und warum der „Herr Feldmarschall" so freudig und vergnügt zu Pferde sitzt und wie Sturmwind einhersaust. Sein Lieblingswunsch soll erfüllt, der Krieg über den Rhein nach Frankreich getragen werden. Voll freudiger Zuversicht, daß dem Helden die vollständige Vernichtung Napoleons gelingen werde, ruft der Dichter ihm gleichsam die letzten Zeilen seines Liedes nach, und wenn er ihn zum Schluß einen „tapferen Degen" nennt, so beehrt er ihn mit einem Namen, der bei unsern kampfbereiten Vorfahren stets einen guten Klang gehabt hat.

Das Gedicht ist ein Zeichen von der gehobenen Stimmung, welche sich der Preußen am Ende des Jahres 1813 bemächtigt hatte. Man atmete endlich nach der furchtbaren Niederlage bei Jena und nach den fortwährenden Siegen Napoleons wieder auf und sah gehobenen Herzens mit Mut und Vertrauen in die Zukunft. Dieser Stimmung ist insbesondere in der letzten Strophe Ausdruck gegeben. Daß in derselben der leitende Gedanke des Gedichts gipfelt, deutet schon das Wort „drum" an, mit welchem sie beginnt.

Der Grundgedanke des Gedichts ist: Volk und Heer können bei dem von neuem gegen Napoleon ausgebrochenen Kampfe vertrauensvoll in die Zukunft blicken; denn für den glücklichen Ausgang desselben bürgt erstens die jugendliche Frische des kühnen Feldmarschalls, zweitens sein Schwur, drittens bürgen dafür seine Kämpfe bei Lützen, an der Katzbach, bei Wartenburg und Leipzig, so daß unter seiner Führung die Trompeten zu neuen Siegen auf Frankreichs Boden blasen werden. Arndt hat sich in seinem zuversichtlichen Vertrauen nicht getäuscht.*) Am 1. Januar 1814 ging Blücher bei Kaub mit 80000 Mann über den Rhein und im März desselben Jahres hielten die Verbündeten nach schweren, siegreichen Kämpfen, in denen Blücher mit seinen Truppen meistens den Ausschlag gegeben hatte, ihren Einzug in Paris, dort von der wie umgewandelten Bevölkerung als Befreier bejubelt, da man die Herrschaft des ehrgeizigen und kriegsdurstigen Kaisers satt hatte. Der Stimmung, welche Volk und Heer für Blücher hegte, ist später durch einen Zusatz nach jeder Strophe noch ein besonderer Nachdruck gegeben worden. Derselbe lautet:

„Juchheirassassa! und die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig und rufen hurra!"

Dieser Zusatz ist gleichsam ein kleines Jubellied für sich, das von dem ganzen Heere dem Feldherrn zugejauchzt wird, der unter allen Führern vorzugsweise der Abgott der Soldaten war. Wenn der Dichter von den Truppen besonders der Husaren gedenkt, so hat dies seinen Grund darin, daß die Reiterei Blüchers Lieblingswaffe gewesen ist, da sie seinem feurigen, raschen Wesen am meisten zusagte, daß er ferner seine roten Husaren zum Schrecken der Feinde gemacht und den alten Reiterruhm der Seidlitz und Zieten wieder in Ehren aufgefrischt hat.

Unser Lied ist zwar kein Volkslied im strengsten Sinne des Worts, hat aber dessen Ton und Weise glücklich getroffen. In seinem

---

*) Arndt hat den Sturz Napoleons schon frühzeitig geahnt und aus diesem ahnungsvollen Glauben das Feuer seiner Rede und den Mut zur Tat geschöpft. Schon im Jahre 1806 ruft er in seiner Schrift „Geist der Zeit" dem Gewaltigen und Mächtigen zu: „Wie groß, wie gewaltig du bist, nimmer wirst du der Zukunft gebieten! Ein hohles Nichts, das neblig aufschießt, bist du! Ein Riesengeist vom Himmel her wird mit Sturmesflügeln dich fassen und nichts von den Flick- und Stoppelwerken deiner Hände übrig lassen!" Dieser zuversichtliche Glaube, den die edelsten und besten mit Arndt teilten, hat in der Zeit der tiefsten Erniedrigung das unmöglich Scheinende möglich gemacht, hat, mit der Schrift zu reden, Berge versetzt, d. h. die unübersteiglichen Hindernisse zur Befreiung des Vaterlandes gläubig hinweggeräumt. Dieser Glaube ist um seine Hoffnung nicht betrogen worden, ein schlagender Beweis, was ein zuversichtlicher Glaube zu wirken vermag. Ohne solchen ist überhaupt nichts Großes in der Welt entstanden.

kernigen, derben Ausdruck, in seinem feurigen, raschen Fortschritt, wie in seinem spottenden Humor entspricht es ganz dem Tone und der Weise des Volksliedes, wie der Persönlichkeit des Helden. Die Zwischenglieder werden keck übersprungen; bei keiner Begebenheit wird eingehend verweilt, nur die Spitzen derselben werden hervorgehoben. Auch dieses ist volkstümlich, wie die gleichmäßigen Anfänge vieler Zeilen es ebenfalls sind (Str. 1. 2. 7. 8). Ein strenges Versmas waltet nicht ob. Die wuchtigen vier Tonstärken in jeder Zeile erinnern an die altdeutsche Metrik des Nibelungenliedes, so daß Arndts Lied auch in dieser Beziehung ganz aus dem deutschen Volksgemüt entsprungen ist, wie der Held, den es besingt. Die Reime folgen rasch aufeinander und werden in der 3. und 4. Zeile jeder Strophe noch durch Binnenreime vermehrt. Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so ist der Anfang desselben im aufhorchenden Frageton zu lesen, worauf eine Pause eintreten muß. Rasch einfallend kann die Fortsetzung der Strophe im Chor vorgetragen werden. Die folgenden Strophen eignen sich bis zur fünften ebenfalls zum Chorlesen; Ton und Tempo müssen dem Inhalte der Strophen angemessen wechseln. Die nun folgenden Berichte der Kämpfer werden am zweckmäßigsten von einzelnen Schülern vorgetragen mit Berücksichtigung des spottenden Humors. Die Schlußstrophe spricht der Chor. Das Lied ist recht eigentlich für den Volksgesang gebaut, dem es auch bald nach seiner Entstehung anheimfiel, wie der oben angeführte Zusatz beweist.

Zur weiteren Charakteristik unseres Helden möge hier gleich noch ein Gedicht Rückerts folgen.

Blücher.

1.

1. Als Blücher auf dem Feld der Schlacht
Gewaltig disputieret,
Wo Gott der Herr mit seiner Macht
Ihm selber präsidieret,
Hat England ihn dafür
Nach Recht und nach Gebühr
Gemacht zum Doktor juris.

2. Doktor vom echten Ritterrang!
Das Schwert ist deine Feder;
Die Streitsach' ist ein Waffengang,
Das Schlachtfeld der Katheder;
Da trittst du mit Gewicht
Dem Feind vors Angesicht,
Als rechter Doktor juris.

3. Fahr' nur in dem Prozesse fort,
Den du mit ihm begonnen,
Führ' mit Kanonenschall dein Wort,
Bis daß du hast gewonnen.
Lehr' unser deutsches Recht
Den Franzmann im Gefecht,
Held Blücher, Doktor juris!

2.

1. Als Blücher, der Held, und Wellington
Als Sieger zusammentraten,
Die beiden, die sich lange schon
Gekannt aus ihren Taten;
Da sprach zu Wellington Blücher bald:
„Du Held, so jung von Jahren,
An Klugheit und Bedacht so alt,
Wie ich in grauen Haaren!“

2. Da sprach zu Blücher Wellington:
„Du Held von starker Tugend,
Von Locken so gealtert schon,
Das Herz so frisch von Jugend!“—
Da stand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben sich die Hände
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch so ein Paar sich fände.

3.

1. Als Blücher durch die Straßen
Londons im Wagen fuhr,
Drängte sich ohnemaßen
Das Volk auf seine Spur.

2. Sie wollten all ihn grüßen;
Da hielt er aus dem Schlag,
Weil man sie wollte küssen,
Die Hand den ganzen Tag.

3. Sie küßten auf und nieder,
Wo jeder kam dazu,
Die Hand durch alle Glieder,
Die Hand und ihren Schuh.

4. Da sprach der alte Streiter
Still zu sich mit Verstand:
„Wenn das so fortgeht weiter,
So komm' ich um die Hand.

5. Man wird sie ab mir küssen
Und ja nicht weiß ich doch,
Ob ich sie werde müssen
Nicht brauchen irgend noch.“

6. Drauf eine Hand von Leder
Setzt' er an jener Statt:
Da küsse nun sich jeder
Nach Lust am Leder satt.

7. Sie sahn am Wagen baumeln
Die Hand, die schlapp genug;
Sie küßten sie mit Taumeln
Und merkten nicht den Trug.

8. Auffiel ihr welk Geschlotter
Doch einem von der Schar,
Der von Pudding und Porter
Genährt am besten war.

9. „Goddam!“ sprach er verwegen,
„Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?“

4.

1. Da kamen, von dem Namen
Des deutschen Feldmarschalls
Gelockt, die brit'schen Damen
Herbei nun ebenfalls.

2. Begehrten von den Haaren
Des alten Feldmarschalls,
Als Schmuck sie zu bewahren
Am Busen, um den Hals.

3. Da zog er ohne Stocken
Den Hut vom Haupte fein
Und zeigte, daß die Locken
Ihm ausgegangen sei'n.

4. „Verzeihung, schöne Damen
Daß ich mit solchem Flor
Nicht dienen kann; es kamen
Euch andre schon zuvor.

5. Die mir die Locken nahmen
Und stritten drum zumal:
Die Jahre, schöne Damen,
Sind's, die mich machten kahl.

6. Die kriegerischen Jahre,
Sie nahmen alles schier,
Und diesen Rest nur spare
Ich noch für Deutschland hier,

7. Daß, wenn mir altem Tropfe,
Wird dort ein Lorbeerkranz,
Er auf dem kahlen Kopfe
Sei ohne Halt nicht ganz."

5.

1. „Bei Gott, ich muß mich zum Empfang
Des alten Helden schicken,
Den ich verfolgt hab' oft und lang
Von hier mit meinen Blicken.

2. Ich hab' gesehn in mancher Schlacht
Wohl seine Blitzesschnelle,
Und jetzund, eh' ich es gedacht,
Ist er auch hier zur Stelle.

3. Weit drüben, dacht' ich, sei er noch,
Dazwischen weite Klüfte,
Er aber ist hin drüber hoch
Gesprungen durch die Lüfte.

4. Als ob im Dampf er vor sich hab'
Den Graben einer Schanze,
Ist er gesprungen übers Grab
Und ist schon nah im Glanze."

5. Im Himmel sprach's der alte Fritz
Und hob des Blüchers wegen
Sich von dem hohen Heldensitz
Und ging ihm stracks entgegen.

6. Der Blücher kam ihm doch zuvor,
Eintrat er gleich dem Blitze
Und senkte, schreitend durch das Tor,
Vor ihm des Degens Spitze.

7. Vorbei schritt er dem alten Fritz
Und trat, ohn' umzuschauen,
Hin, wo er sah auf ihrem Sitz
Die Königin der Frauen.

8. Da bracht' er seinen ersten Gruß
Der preußischen Luise,
Und beugte vor ihr seinen Fuß,
Daß er ihr Ehr' erwiese.

9. Worauf er den Bericht ihr gab
Von Grüßen, die ihr Gatte,
Sein König, für sie übers Grab
Ihm anbefohlen hatte.

10. Sie dankt' ihm mit Holdseligkeit;
Und so, nach abgetanen
Geschäften, trat er dienstbereit
Zu seines Königs Ahnen.

Nach den schweren Kämpfen und Siegen auf Frankreichs Boden begann nach der Einnahme von Paris (1814) für Blücher die Zeit großer Ehrungen und Huldigungen, die ihm nicht nur in Preußen, sondern auch im Auslande, namentlich in England, welches ihn gastlich eingeladen hatte, zuteil wurden und zwar von dem gesamten Volke allerorten und in einem Maße, wie dies bei den sonst so ernsten Engländern selten der Fall ist. Der Jubel des Volkes steigerte sich von Tag zu Tag. Aus allen Ecken und Enden strömte man zusammen, um den Helden zu sehen. Wenn er sich öffentlich blicken ließ, sammelten sich gleich Tausende um ihn, drückten ihm die Hand, spannten die Pferde vor seinem Wagen aus, erstiegen das Trittbrett, ja die Decke des Wagens und schrieen und jubelten mit stürmischer Begeisterung, so daß er später gegen den Herzog von Braunschweig äußerte, er wolle lieber noch einen Feldzug durchmachen, als solche erdrückenden Ehren ertragen, wie er sie in England habe aushalten müssen. Die gewonnenen Schlachten, die auch den Engländern zugute kamen, waren es nicht allein, die Blücher in so kurzer Zeit zum Liebling des Volkes machten, seine unverwüstliche, heitere Laune, seine sorglose Ungebundenheit und seine liebenswürdige Gutmütigkeit trugen in gleichem Maße dazu bei, ihm die Herzen zu erobern. Dem greisen Helden standen Scherz und Humor ebenso siegreich zu Gebote, als das Schwert. Auch darin gleicht er, wie in seinem überwallenden Mute, den Helden aus alter Zeit. Rückert hat dieses trefflich dargestellt. Ohne der Größe des Mannes etwas zu vergeben, hat er, entsprechend der heitern, volkstümlichen Weise des Helden, auch seine fünf Gedichte im heitern, volkstümlichen Tone gehalten und diesen von Gedicht zu Gedicht gesteigert, wie ja auch der Volksjubel mit jedem Tage, den Blücher in England weilte, immer größer wurde und seinen Humor immer mehr herausforderte.

Die Gedichtsreihe beginnt mit der Huldigung, welche die Universität Oxford dem Helden erwies. Dieselbe nahm ihn in die Zunft der Gelehrten auf und ernannte ihn zum Doktor der Rechte, ein Ehrentitel, welcher studierten Fachmännern, nachdem sie eine gelehrte Abhandlung eingereicht und eine Disputation in lateinischer Sprache bestanden haben, verliehen wird. Nun, ein Gelehrter ist Blücher nicht gewesen, aber gewaltig zu disputieren und zu siegen hat er verstanden. Seine Feder war das Schwert, die Streitsache war die Befreiung des Vaterlands und der Fremdherrschaft, der Katheder das Schlachtfeld. Die Universität Oxford ist, wie der Dichter hervorhebt, ganz im Rechte gewesen, wenn sie den Helden zum Doktor juris machte. Besaß er doch alle Eigenschaften im höchsten Grade, welche zu einem siegreichen Streite in Rechtsfällen erforderlich sind: durchdringenden Scharfblick, um auf

der Stelle die Schwächen und Fehler des Gegners zu erkennen; stolze Zuversicht, im entscheidenden Augenblick zu wagen; Kraft und Mut, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, hatte er bereits den übermütigen Franzmann gelehrt, was deutsches Recht ist, und wird es nun, nachdem er Doktor juris geworden, sicherlich noch besser können.

Das zweite Gedicht enthält die Huldigung, welche Blücher von seiten Wellingtons erfuhr, mit dem er gemeinschaftlich am 18. Juni des Jahres 1815 die Macht Napoleons bei Waterloo vernichtete. Der Dichter läßt dieser Huldigung erst eine ebenso schöne von seiten Blüchers voraufgehen, wodurch er einen neuen, liebenswürdigen Zug an demselben hervorhebt: seine neidlose Anerkennung des Verdienstes anderer, ein Zug, der sich nur bei wahrhaft großen Männern, die keine Eifersucht kennen, findet.*) Ohne langes Besinnen „sprach zu Wellington Blücher bald" usw. In diesem „bald" ist noch auf Blüchers Schlagfertigkeit im Reden hingewiesen. Blücher gehört nicht zu den schweigsamen Heldennaturen, vielmehr war ihm eine gewisse Redelust eigen; aber seine Worte waren immer derart, daß sie einer Tat glichen und die Schlagfertigkeit, des berechtigten Selbstgefühls verrieten, was auch hier der Fall ist.

Die folgenden beiden Gedichte enthalten die Huldigungen, welche unserm Helden von seiten der Männer wie von seiten der Frauen Englands zuteil wurden. Aller Wünsche zu befriedigen, wäre ihm beim besten Willen nicht möglich gewesen. Tausende waren herbeigeströmt, von denen jeder ihm die Hand küssen und von seinem Haupte eine Locke haben wollte. Was da anfangen? Nun, unser Held hat sich immer aus der Verlegenheit zu helfen gewußt und in den schwierigsten Lagen die Fassung niemals verloren. Wußte niemand mehr Rat, er war nie ratlos. Wenn es

*) Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt unser Held in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler. Hierher gehört denn auch das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Überdrusse vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt?" rief er wie begeistert; „es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des Großen Gottes Barmherzigkeit." Ein andermal, in einer großen Versammlung, als bei Tische viele Trinksprüche schon ausgebracht und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, alle überbietend, er wolle tun, was ihm kein anderer nachmachen könne; er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Das Rätsel blieb nicht lange ungelöst; er stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. — Auch bei seiner Ernennung zum Doktor juris gedachte er Gneisenaus, indem er scherzhaft sagte: „Na, wenn ich Doktor werden soll, so können sie man gleich den Gneisenau zum Apotheker machen; denn wir zweie gehören einmal zusammen: er muß die Pillen drehen, die ich den Leuten eingebe."

nicht anders ging, so nahm er seine Zuflucht zur List. So auch hier. Den Kuß verweigern konnte er nicht; die Hand sich abküssen lassen, konnte er auch nicht; denn er mußte sie ja vielleicht noch im Dienst des Vaterlands gebrauchen. Also hielt er nach vielen Küssen zuletzt eine Hand von Leder zum Schlage des Wagens hinaus, und die List glückte ihm so vollständig, daß einer aus der Schar, im Glauben, die wirkliche Hand des Helden geküßt zu haben, verwundert ausrief:

„Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?“

Den Wünschen der Damen entzieht er sich auf eine feinere Weise, indem er an ihr Mitleid sich wendet. Die wenigen Haare, die er noch hat, möchte er gern für den Lorbeerkranz, der seiner in Deutschland wartet, aufbewahren, damit derselbe nicht ganz ohne Halt sei. Sonst würde er sie gern als Schmuck am Busen der Damen hergeben. Dagegen können die Schönen unmöglich etwas einwenden. So weiß er sich denn auch hier in launiger Weise aus der Verlegenheit zu ziehen.

Das letzte Gedicht führt nach den Ehren, welche dem Helden hier auf Erden zuteil geworden sind, seinen Empfang und die ihm widerfahrene Ehre im Himmel vor. Auch diesem Gedichte hat Rückert wieder Charakterzüge seines Helden einzuweben gewußt, zunächst dessen Blitzesschnelle. Ehe der alte Fritz sich's versieht, ist Blücher da, und da ist er immer gewesen, ehe man sich's versah. Aber noch einen anderen Zug hat der Dichter hervorgehoben: die ritterliche Aufmerksamkeit des Helden, die er Frauen gegenüber niemals aus dem Auge setzte. Man sollte nämlich meinen, er würde zunächst bei dem ihm entgegengekommenen alten Fritz verweilen; aber nein, ehrerbietig senkt er vor demselben die Degenspitze und schreitet, ohne umzuschauen, hin, wo die Königin Luise sitzt, beugt vor ihr seinen Fuß, bringt Grüße und Berichte von ihrem Gemahl, und dann erst stellt er sich dienstbereit zu seines Königs Ahnen.

Rückert hat sämtliche fünf Gedichte im erzählenden Tone gehalten. Ohne kunstreichen Bau sind die mitgeteilten Ereignisse einfach aneinandergefügt, daher die häufige Anwendung der Partikeln „als“ und „da“, mit denen nicht nur einzelne Strophen, sondern auch alle Gedichte, außer dem letzten, anfangen. Das Versmaß ist das jambische. Dasselbe entspricht mit seiner kurzen Zahl von Füßen ganz dem frischen und lebendigen Charakter des Inhalts, wie den drolligen, volkstümlichen Scherzen. Ein strenges Innehalten des Versmaßes findet nicht statt, vielmehr läßt sich der Dichter in lässiger Weise hier und dort sowohl in der Zahl der

Versfüße, wie im Versmaße selbst gehen. Auch dieses gibt seinen Blücher-Liedern ein volkstümliches Gepräge. So wenig wie das Volk einen Helden liebt, dem es sich nur mit dem Hute in der Hand nahen darf, so wenig liebt es die poetische Verherrlichung desselben in kunstgerechtem Gewande.

Thema.

Blücher.

Ein kurzer Lebensabriß.

Gebhardt Lebrecht von Blücher wurde am 16. Dez. 1742 in Rostock geboren. Sein Vater, ein mecklenburger Landedelmann, hatte auch Lebrecht zum Landmanne bestimmt und ließ ihn nur in den notdürftigsten Kenntnissen unterrichten. Der wilde Knabe tummelte sich am liebsten mit andern seinesgleichen im kindlichen Waffenspiele umher und zeigte dabei einen Mut, der nicht eher ruhte, bis der Sieg erstritten war. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, hielten schwedische Soldaten die Gegend bei Rostock und auch Rügen besetzt, das damals nebst einem Teile von Pommern noch den Schweden gehörte, die zu den Feinden Friedrichs d. Gr. zählten. Der Anblick der Kriegerscharen machte dem jungen Burschen das Herz vor Freude schlagen. Gar zu gern hätte er sich an die Spitze eines solchen Haufens gestellt und denselben geradeswegs nach Berlin geführt. Im Jahre 1759 ließ er sich gegen den Willen seiner Eltern und Verwandten heimlich anwerben. Seine Verwegenheit brachte ihn nach kurzer Zeit als schwedischen Fahnenträger bei der Reiterei in preußische Gefangenschaft. Dem Obersten von Belling, vor welchen er gebracht wurde, gefiel der stattliche muntere Jüngling. Er bot ihm preußische Dienste an. Doch mochte Blücher nicht auf ein solches Anerbieten eingehen, ohne vorher von seinem Soldateneide bei den Schweden entbunden zu sein. Nachdem dieses geschehen, wurde er Fahnenjunker bei den preußischen Husaren. Bei Kunersdorf und Freiberg hatte er Gelegenheit genug, seinen Mut zu zeigen. Der Hubertsburger Friede machte dem Kriege ein Ende. Die Truppen zogen in ihre Standorte. Das Stillsitzen behagte aber dem heißblütigen Manne nicht, und als er wegen eines eigenmächtigen Vorgehens gegen einen katholischen Geistlichen, von dem er glaubte, er habe zum Meuchelmorde preußischer Soldaten in dem neu erworbenen Polen aufgehetzt, angeklagt, auch wegen unbedachter Äußerungen in Arrest gesteckt wurde, da reichte er eine zornige Beschwerde ein. Die Antwort darauf enthielt den Bescheid Friedrichs d. Gr. „Der Rittmeister Blücher kann sich zum Teufel scheren!" Trotz wiederholter Gesuche und Verwendung anderer gelang es Blücher nicht, den König umzustimmen, oder auch nur eine Antwort auf sein Schreiben zu erhalten, und so sah er sich genötigt, als Landwirt auf einem Gute bei Stargard in Pommern seine Tage zuzubringen, ohne jedoch den Gedanken an Wiederanstellung im Heere aufzugeben, was ihm erst unter Friedrich Wilhelm II. gelang. Wer war froher als er, als er wieder als Husarenmajor sein Roß tummeln konnte. Bald gab es auch tüchtige Arbeit für ihn in den Kriegen Preußens gegen die französische Revolutions-Armee. Hier erwarb er sich bei Kaiserslautern 1794 bereits den Ruf eines rastlos anstürmenden Reiterführers und wurde als Oberst an der Spitze seiner roten Husaren der Schrecken der Franzosen, die ihn bewundernd den „roten König" nannten. Den größten Ruhm erwarb er sich jedoch in den Kriegen gegen Napoleon. Mit tiefer Trauer erfüllte ihn

die schmachvolle Niederlage bei Jena und Auerstädt, wo die preußische Armee wie Spreu vor dem Winde zerstob, und nur wenige Führer sich des preußischen Namens würdig zeigten. Gern hätte er auf der Stelle die Scharte ausgewetzt, mußte aber auf höheren Befehl sein Vorhaben aufgeben und den Rückzug einzelner Truppenteile nach Mecklenburg decken. Es geschah dies mit altpreußischer Entschlossenheit und heldenmütiger Standhaftigkeit unter fortwährenden Gefechten. In Lübeck, wo er sich mit seinen Truppenteilen einzuschiffen gedachte, erlagen seine Tapferen nach heißem Straßenkampfe der ungeheuren Übermacht der Franzosen, und Blücher mußte mit dem Reste seiner Truppen kapitulieren; er tat es mit der Erklärung: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe."

Kummer und Gram über die Erniedrigung Preußens warfen ihn eine Zeit lang aufs Krankenlager. In Fieberanwandlungen griff er nach dem Säbel und schlug mit demselben nach den Fliegen an der Wand, indem er sich unter ihnen Franzosen vorstellte. Unverzagt verließ ihn in den langen Leidensjahren Preußens das gottesfürchtige Selbstvertrauen nicht, ebensowenig der Glaube, daß trotz der beispiellos kriegerischen Erfolge Napoleons, vor dem Europa erzitterte, der Gewaltige doch gestürzt werden würde, und daß er ihn werde stürzen helfen. „Herunter muß er vom Thron", das war sein Wahlspruch, an dem er in den Leidensjahren festhielt, und den er in allen Kämpfen auf Leben und Tod treu in seinem Herzen bewahrte. Die Friedensjahre benutzte er als Kommandierender in Pommern, sein Regiment als Muster und Vorbild zu gestalten. Und als nun die heißersehnte Stunde der Erhebung schlug, war er seelenvergnügt über die hochgehenden Wogen der Volksbegeisterung, die auch einen patriotischen Aufschwung in die Poesie brachte. „Dichten Sie man immer druf," sagte er zu einem der Sänger; „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist; der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel." In dem Frühjahr 1813 beginnt denn auch seine herrlichste Zeit, die Zeit der größten Taten und des unverwelklichen Ruhmes. Freudig und rüstig erschien er auf dem Kampfplatze, ein Jüngling trotz des Silberhaares. Überall war er der Erste, wo die Gefahr am größten war; unerschrocken feuerte er durch Wort und Tat an, mitten im Kugelregen noch zu Heldenscherzen aufgelegt. Als er in der überaus blutigen Schlacht bei Lützen, anfangs Mai 1813, durch einen Streifschuß am Arm verwundet wurde, sagte er scherzhaft zu seiner Umgebung: „Hier wachsen rote Maiblumen" und nahm sich kaum Zeit, seine Wunde verbinden zu lassen. In Schlesien, wo unter strömendem Regen an der angeschwollenen Katzbach und Neisse gekämpft wurde, die Gewehre versagten, die Franzosen mit Kolben oder Bajonett in die reißenden Fluten gedrängt wurden, und die braven Truppen ihm zuriefen: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!" entgegnete er: „Kommt noch besser, Kinder! Paßt man uff!" Es war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg in diesem Feldzuge. Derselbe verschaffte Blücher, wenn auch nicht sogleich, den Titel eines Fürsten von Walstatt.*) Nicht minder entscheidend für den Feldzug war der hart erkämpfte Sieg bei Wartenburg, wo Yorks Korps die fast unangreifbare Stellung der Franzosen mit einem Mute sondergleichen erstürmte, was dem Führer die Ehre des Namens York von Wartenburg verschaffte. Als abends im Wartenburger Schlosse der Becher kreiste, rief Blücher den Sohn Scharnhorsts an seine Seite, gedachte des früh dahingeschiedenen Vaters in bewegten Worten und nannte sich bescheiden einen Handwerker, der nur ausführe, was der Unvergeßliche geplant habe. Den entscheidendsten Wendepunkt brachte endlich die mörderische Völkerschlacht bei Leipzig. Auch hier fiel wieder die schwerste Aufgabe und die blutigste

*) Walstatt, der Name eines Klosters auf der Walstatt, der Kampfstätte der Mongolenschlacht, erbauet.

Arbeit dem unter Blüchers Leitung stehenden Yorkschen Korps zu. Der Feind hatte den steilen Talrand der Elster bei dem Dorfe Möckern besetzt, die Mauern des Dorfes zur Verteidigung eingerichtet und auf den flachen Höhen eine Batterie von 80 Geschützen aufgefahren. Sechsmal drangen die Preußen in das Dorf und verloren es wieder, bis York selbst seine Reiterei zum Angriff gegen die Höhen führte und nach einem wütenden Häuserkampfe den Feind aus dem Dorfe schlug. Am folgenden Tage, dem 17. Oktober, ruhten die Waffen. Nur der rastlose Blücher konnte sich den Kampf nicht versagen und drängte die Franzosen bis dicht an die Nordseite von Leipzig. Am 18. Oktober stellte er sich mit 30000 Mann seines Heeres bescheiden unter den Oberbefehl des zweideutigen und lauen Schwedenkönigs Bernadotte und kämpfte mit seinen braven Truppen, die bis zum Gürtel durch die Parthe marschierten, vom Morgen bis zum Abend gegen den sich wütend wehrenden Feind, bis der Sieg nach schweren Opfern endlich errungen war, und Napoleon die Flucht ergreifen mußte. Der Gang der Ereignisse des Feldzuges hatte es mit sich gebracht, daß gerade in das Blüchersche Heer der Schwerpunkt der ganzen Kriegsführung zu liegen kam. Rastlos und scharfblickend, mit Gott ergebenem Mute und sittlichem Vertrauen hatte der greise Held die schwierigsten Aufgaben gelöst. Nach dem Siege bei Leipzig ward er, der bisher nur die bescheidene Rolle eines untergeordneten Befehlshabers innegehabt hatte, zum Range eines Feldmarschalls erhoben. Volk und Heer gaben ihm den Ehrentitel Marschall „Vorwärts". Dieses Vorwärts hat ihn geleitet von den schlesischen Gefilden bis Paris, wohin er nach der Schlacht bei Leipzig den geschlagenen Kaiser am liebsten sogleich verfolgt und sein Losungswort eingelöst hätte: „Herunter muß er vom Throne", die einzige Möglichkeit, die Welt vor dem schrecklichen Ehrgeize des Gewaltigen fernerhin zu schützen und den Völkern den Frieden zu sichern. Zu seinem großen Verdruß mußte er die bereits begonnene Verfolgung auf höheren Befehl einstellen. Man verbrachte die edle Zeit mit Friedensanerbietungen. Da wetterte Blücher in seiner Weise über die Federfuchser und Tintenkleckser, die wieder verdürben, was das Schwert gut gemacht habe. Erst in der Neujahrsnacht 1814 konnte er den Rhein überschreiten und auf Paris losgehen. Doch gab es bis dahin noch manchen schweren Strauß zu bestehen. Am 30. März stand endlich der greise Held vor Paris. Obwohl krank, ließ er es sich doch nicht nehmen, dem Sturme auf den Montmartre beizuwohnen. Seine Augen waren entzündet. Der Schleier eines Damenhutes, den er aufgesetzt hatte, bedeckte sie. Paris ergab sich, die Verbündeten zogen am 31. März in die Stadt ein, und Blücher konnte im Palais Royal zum Kartenspiel niedersitzen, welches er leidenschaftlich liebte, aber während des Feldzuges nicht einmal daran sich erfreut hatte. Vor der Rückkehr nach Deutschland folgte er einer Einladung nach England, woselbst ihn „das närrische Volk", wie er sagte, fast vergötterte. Alle suchten seine Freundschaft. Wo er sich sehen ließ, sammelten sich gleich viele Tausende, jubelten und schrien, drückten ihm die Hand und spannten die Pferde aus. Schöne Hände bemächtigten sich sogar seines Federbusches, zerpflückten denselben, um wenigstens eine Feder als Andenken mit fortzunehmen. Feste aller Art folgten einander unaufhörlich. „Kinder, ihr liebt mich tot!" rief er den ihn umdrängenden Engländern oft zu und äußerte später, er wolle lieber noch einen Feldzug durchmachen, als solche Ehrenbezeugungen ertragen zu müssen.

Dank der übelangebrachten Großmut, welche die Verbündeten, namentlich die Russen und Österreicher, gegen die Franzosen übten, und dank des Zwiespaltes, welcher unter ihnen ausgebrochen war, kam es wirklich noch einmal zu einem Feldzuge gegen Napoleon. Derselbe kehrte nämlich im März des Jahres 1815 von Elba nach Frankreich zurück und hielt am 20. des genannten Monats seinen Einzug in Paris, wodurch er dem kurzen, faulen Frieden ein Ende machte.

Blücher faßte diesmal festen Fuß in Belgien. Ihm zur Seite standen die Engländer unter Wellington. Napoleon warf sich zunächst auf Blücher; es begann am 16. Juni die mörderische Schlacht bei Ligny. Fünf furchtbare Stunden wütete bei stechender Sonne und schwüler Luft der Kampf. Bis in die Stuben und auf die Treppen der Häuser wurde mit Bajonett gefochten. Zuerst waren die Preußen im Vorteil, und gewiß hätten sie schon hier gesiegt, wenn Wellington seinem Versprechen gemäß zur Stelle gewesen wäre, und der übrige Teil des preußischen Heeres unter Bülow hätte heranrücken können. Die große Anzahl der Feinde gewann die Oberhand. Blücher ward das Pferd unter dem Leibe erschossen; er selbst wurde von dem Sturze so betäubt, daß er bewußtlos unter dem Tiere liegen blieb. Sein Adjutant, der treue Nostiz, sprang hinzu und stellte sich mit gezogenem Degen an des Fürsten Seite, bis Preußen und Franzosen in Dampf und Schmutz dicht an ihm vorüber gejagt waren. Es gelang ihm, den Feldherrn zu retten. Mit einbrechender Dunkelheit ordnete Blücher den Rückzug; Napoleon wagte nicht, die Preußen zu verfolgen. Bülow hatte sich unterdessen mit Blücher vereinigt. Ungebrochnen Mutes, ruhig seine Pfeife auf einem Strohbunde rauchend, dachte er nur daran, die Scharte auszuwetzen. Napoleon war mittlerweile mit seiner ganzen Macht gegen die Engländer gerückt, die bei Waterloo, in der Nähe Brüssels, standen. Wellington wandte sich in seiner Bedrängnis an Blücher und bat diesen, ihn mit zwei Heerhaufen zu unterstützen. Blücher ließ ihm antworten: „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere werde ich kommen!" Obgleich noch wund und lahm, brach er dennoch sofort auf. Schon die ganze Nacht vom 17. zum 18. Juni hatte es unaufhörlich stark geregnet. Die Wege waren kaum gangbar, die Brücken weggerissen, das Wasser stand überall fußhoch. Als Blücher diese Wirkung des Regens sah, sagte er: „Seht da, unsere Verbündeten von der Katzbach! Da sparen wir dem König viel Pulver." Der Regen hemmte aber mehr und mehr das rasche Vordringen der Kolonnen. „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" rief Blücher beständig und zeigte sich überall, wo eine Stockung entstand. „Wir müssen vorwärts; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen." Es war aber auch die höchste Zeit, daß die Engländer Hilfe erhielten. Gegen 4 Uhr zeigten sich auf den fernen Höhen im Rücken der Franzosen die ersten preußischen Truppen. Ihr Kanonendonner rollte von den Hügeln hinab ins blutige Gefilde und flößte den Engländern neuen Mut ein. Napoleon mußte seine Streitmacht teilen. Noch einmal entspann sich ein furchtbarer, mörderischer Kampf; doch vermochten die Franzosen nicht mehr, der Tapferkeit ihrer Gegner zu widerstehen. Die große Entscheidungsschlacht von Waterloo war geschlagen. Blücher zog am 7. Juli zum zweiten Male in Paris ein, und dem Kaiser der Franzosen, der in seinem maßlosen Ehrgeize ganz Europa unter seinen Willen hatte beugen wollen, ward die kleine Felseninsel Helena zum Aufenthalte angewiesen.

Aber wie in dem ersten Pariser Frieden scheiterten die gerechten Ansprüche der deutschen Staatsmänner und Patrioten auch jetzt wieder an dem Widerspruche der übrigen Mächte. Elsaß und Lothringen, welches Blücher an Deutschland zurückzugeben verlangte, blieb den Franzosen. Die Diplomaten glaubten, auf diese noch immer zarte Rücksichten nehmen zu müssen, wie solche Frankreich niemals gekannt hat. Blücher hielt seinen Unwillen gegen die „Diplomatiker" nicht zurück, und bei einem Festmahle, welches Wellington den in Paris anwesenden Ministern, Staatsmännern und Generalen gab, brachte er einen mit edlem Freimute ausgesprochenen Trinkspruch aus, welcher lautete: „Möge die Feder der Diplomatiker nicht wieder verpfuschen, was die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung errungen haben". Leider blieb dieses Wort unbeachtet. Preußen, welches die meisten

Opfer gebracht und zum Sturze Napoleons das meiste beigetragen hatte, kam am schlechtesten weg.

Blücher lebte nach dem Frieden still und zurückgezogen auf dem schönen Gute Krieblowitz in Schlesien, welches ihm der König für seine treuen Dienste geschenkt hatte. Am 12. September 1819 starb er daselbst, ruhig und gottergeben, für alle Zeiten ein leuchtendes Beispiel entschlossenen Mutes und begeisterter Vaterlandsliebe, edler Herzensgüte und edler Menschlichkeit. Kurz vor seinem Tode war der König herbeigeeilt, um seinem treuen Diener den letzten Scheidegruß zuzurufen. Den Sockel des Standbildes, welches ihm aus Erz in Rostock gesetzt worden ist, ziert die kurze, aber vielsagende Inschrift, von Goethe verfaßt:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß —
So riß er uns vom Feinde los."

Das Lied von Schill.

1. Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut.

2. Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß.

3. So ziehet der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

4. Bei Dodendorf färben die Männer gut
Das magdeburger Land mit französischem Blut.
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

5. Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen heraus;
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

6. Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

7. Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Tore schlief.
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme tief.

8. O weh euch, Franzosen! wie mähet der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel rot!
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das deucht ihnen gut.

9. O Schill! o Schill! du tapferer Held;
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viel' ziehen zu Lande; es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

10. O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.

11. O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zugrund;
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

12. Da schreiet ein frecher Franzosenmund!
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
„Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
„Schon fütterte Krähen und Raben satt."

13. So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

14. Sie schnitten den Kopf von dem Rumpfe ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab;
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

15. Da schläft der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein;

16. Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwingt ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er immer: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will."

Schon vor dem allgemeinen Aufstande des Jahres 1813 gab es Männer, die in glühendem Haß gegen die fremden Dränger auf eigene Faust die französischen Fesseln zu zerbrechen suchten. Zu diesen Männern gehörten außer dem Major Schill auch Katt und Dörnberg. Im Jahre 1809 versuchten dieselben im Norden von Deutschland eine Schilderhebung, Katt in der Altmark, Dörnberg in Hessen, um dieses Land von Hieronymus Bonaparte zu befreien. Schill, der tapfere Reitersmann, der bereits aus der düstern Zeit von 1807 durch seine verwegenen Streifzüge und durch seine Teilnahme an der Verteidigung Kolbergs einen glänzenden Ruf sich erworben hatte, brach von Berlin auf. Es war nicht seine Art, untätig zu sitzen und abzuwarten, und der stattliche, lebensfrische Mann von 36 Jahren schien ganz die rechte Persönlichkeit zu sein, eine Volkserhebung, ähnlich der in Tirol und Spanien, zu veranlassen. Sein zauberisches, gewinnendes Wesen, seine unübertroffene Tapferkeit, seine natürliche Gabe der Beredsamkeit waren ganz geeignet, ihn zum Lieblinge des Volkes zu machen, das ihm denn auch überall, wo er sich zeigte, seine Huldigung und Bewunderung darbrachte, ja ihn fast abgöttisch verehrte, so daß er des Glaubens lebte, er brauche sich nur

zu zeigen, um das Volk zu den Waffen zu rufen und die Armee, ja selbst den König zum Kampfe an der Seite Österreichs fortzureißen.*)

Es war am 28. April des Jahres 1809, als er mit seinem Regimente, 600 Mann stark, zum Halleschen Tore in Berlin hinausritt. Keiner ahnte etwas von seinem kühnen Vorhaben. Unter verschiedenen militärischen Bewegungen und Übungen war man in die Nähe von Potsdam gekommen. Da ließ Schill das Regiment Halt machen und verkündete ihm in begeisterter Rede seinen Entschluß, den Kampf aufzunehmen gegen die Gewalt des fremden Tyrannen, das Land von dem Feinde zu säubern und nicht eher zu ruhen, bis dem geliebten Könige auch das letzte Dorf wieder erobert sei. Ein Jubelruf der Begeisterung war die Antwort. Alle erklärten sich bereit, zu folgen, die meisten in dem Glauben, daß sie nur der Vortrab des preußischen Heeres seien, das ihnen bald nachrücken würde.

So ziehet der tapfere, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Die Kriegsbehörden in Berlin schienen anfangs in dem Ausrücken der Schar nur einen unerwarteten Übungsmarsch zu sehen und sandten daher einen Offizier an Schill, ihm seine Eigenmächtigkeit zu verweisen und ihn zurückzurufen. Die Sendung war fruchtlos; in der Nacht des 29. April kamen sogar noch 300 Freiwillige zu Fuß nach. So zog das kleine Korps, „dürstend nach Franzosenblut“, gen Wittenberg und dann nach Dessau, wo Schill zuerst die deutsche Bevölkerung zum Aufstande gegen Napoleon aufrief und sie aufforderte, zu den Sensen und Piken zu greifen, wo die Gewehre fehlten. In gutem Glauben verkündete er die Siege der Österreicher an der Donau und verwies auf die Erhebung der Hessen. Nur zu bald sollte er erfahren, daß die Nachrichten von den vermeinten Siegen falsch waren. Von Dessau ging nun sein Marsch nach Bernburg. Kleinere Abteilungen wandten sich nach Halle und Cöthen; hier wurden dem franzosen-

---

*) Die zum Verständnis des Gedichts mitgeteilten Ereignisse sind Häussers Geschichte entnommen. Zur Biographie Schills sei noch bemerkt, daß derselbe am 6. Januar 1776 zu Wilmsdorf bei Dresden geboren wurde und der Sohn eines tapferen Rittmeisters war, der später in preußische Dienste überging, zum Oberstleutnant aufrückte und auf seinem Gute Sothof in Oberschlesien, wo unser Held seine Kindheit verlebte, starb. Mit dem 16. Jahre schon trat Schill als Husar in dasselbe Regiment, in dem sein Vater gedient hatte. In der unglücklichen Schlacht bei Jena focht er wie ein Verzweifelter, bis er aus vielen Wunden blutend besinnungslos zur Erde sank. Kaum von seinen Wunden etwas genesen, ging er nach Kolberg, wo er mit Nettelbeck dafür sorgte, die Stadt in einen verteidigungsfähigen Zustand zu setzen, und kühne Streifzüge unternahm. Dann begab er sich nach Schweden, um den König Gustav IV. zu bewegen, den mit den Franzosen geschlossenen Frieden für nichtig zu erklären. Die Umgestaltungen, welche ausgangs 1807 in der Bildung des preußischen Heeres vorgenommen wurden, brachten auch dem Schillschen Korps eine neue Gestalt. Die Kavallerie bildete das 2. brandenburgische Husarenregiment, bei welchem Schill zum Oberbefehlshaber und Major ernannt wurde. Als Ende 1808 der König wieder nach Berlin zurückkehrte, wurde dem Korps Schills die ehrenvolle Bestimmung, einen Teil der Besatzung der Stadt zu bilden und als die ersten in die Stadt einzuziehen. Vor allen Kriegern wurde dieses Korps von den Berlinern am meisten gefeiert. Schill galt ihnen als der wahre Held, als der eigentliche Retter des Vaterlandes.

freundlichen Fürsten Waffen und Pferde weggenommen, seine Leibgarde aufgelöst und ein Teil zum Eintritt in Schills Dienst bewogen. Erst jetzt, am 4. Mai, erhielt Schill die Nachricht von dem traurigen Ausgange der Kämpfe in Österreich; sie trafen zusammen mit der Kunde, daß auch in Hessen schon alles vorüber sei, und mit einer ernsten und drohenden Mahnung von Berlin, sofort umzukehren. In einem Kriegsrate, den er hielt, verbarg er den Kameraden die Lage nicht; aber die Offiziere entschieden sich, den Kampf weiterzuführen und dem Feinde, der von Magdeburg her sich gegen die Schar in Bewegung setzte, entgegenzuziehen. So kam es denn etwa eine Meile von Magdeburg zu dem in der 4. Str. unseres Gedichts erwähnten Treffen bei Todendorf. Schills Korps traf am 5. Mai hier ein; es zählte im ganzen 400 Husaren, 60 reitende Jäger und 40—50 Fußgänger. Ihnen gegenüber standen vier westfälische und zwei französische Kompanien. Der Kampf war heiß, eine Menge Leute auf der feindlichen Seite wurden getötet, 170 Mann gefangen und eine ansehnliche Beute an Gepäck, Waffen und Fahnen gemacht; aber an eine ernstliche Bedrohung Magdeburgs konnte Schill doch nicht denken. Er zog daher um Magdeburg herum nach Stendal und von da nach Mecklenburg, um die Seeküste zu erreichen, damit er im Falle des Mißlingens seiner Pläne auf der englischen Flotte, auf deren Hilfe er leider vergebens gehofft hatte, eine Zuflucht sich sichern könnte. Auf dem Marsche nach Mecklenburg ward ihm noch die freudige Überraschung zuteil, daß sich etwa 160 Mann Infanterie zu ihm gesellten, die heimlich von Berlin aufgebrochen waren. Aber durch die trüben Nachrichten aus Österreich war schon allerwärts die Zuversicht im Volke erschüttert, zumal kein Zweifel mehr darüber blieb, daß Schill ganz auf eigene Faust handelte, und sein Unternehmen das Geschick Preußens leicht verschlimmern konnte. Die tätige Teilnahme blieb tief unter seiner Erwartung; auf einen Aufstand in Masse, auf den man gezählt hatte, war zunächst nicht zu hoffen. Die Zeit war dazu noch nicht reif. Dennoch verlor der kühne, unternehmungslustige Mann den Mut und die Kampfesfreudigkeit nicht. Am 15. Mai überfiel er mit seiner tapferen Schar die kleine Festung Dömitz in Mecklenburg (Str. 5), ließ dort eine kleine Besatzung von 400 Mann zurück und setzte sich nun gegen Stralsund in Bewegung, aus dem er ein zweites Saragossa zu machen gedachte, dessen heldenmütige Verteidigung im spanischen Volkskriege damals alle Welt erfüllte. Aber jetzt zogen von allen Seiten sich die Wetterwolken zusammen. Napoleon hatte 60000 Mann, welche die Elbe decken sollten, zur Beobachtung entsandt, und was von holländischen Truppen an beiden Ufern der Weser verteilt stand, sollte General Gratien schleunigst zusammenziehen und damit ebenfalls nach der Elbe aufbrechen. Schills Korps hatte er für eine Räuberbande erklärt, und der König Jerome hatte bereits auf den Kopf des Führers einen Preis von 10000 Frank gesetzt, eine Verfügung, welche Schill dadurch beantwortete, daß er auf Jeromes Haupt einen Preis von 100000 Franken setzte. Durch verschiedene Scheinbewegungen suchte er das feindliche Korps Gratiens zu täuschen und stand plötzlich vor Stralsund, wo er die Besatzung mit einem kühnen Angriffe überraschte und nach hartnäckigem Kampfe auseinandersprengte. Zahlreiche Geschütze, Munition und andere Kriegsbedürfnisse waren eine erwünschte Beute. Schill schöpfte neuen Mut; er dachte an den ruhmreichen Widerstand, den die Stadt einst gegen Wallenstein geleistet, dachte an Karl XII. von Schweden. Rasch wurden die beschädigten Festungswerke hergestellt, um die Anrückenden gut gerüstet zu empfangen. Tag und Nacht wurde gearbeitet. Aber Schill hatte nur 1800 Mann dem Feinde entgegenzustellen, worunter fast die Hälfte Reiterei. Mißtrauisch gegen fremden Rat unterließ er es, die schon in Anmarsch begriffenen, sorglos aufgestellten Truppen des Feindes mit der Reiterei in ihren Lagerplätzen zu überfallen, worauf die 10. Str. unseres Gedichts hinweist. Außer den

Truppen Gratiens ließ nun auch noch der „Däne, die tückische Schlange" (Str. 9), in feiger Wohldienerei für den französischen Kaiser 1500 Mann gegen Stralsund marschieren. Unbemerkt zogen diese dienstwilligen Schergen Napoleons von der Seeseite gegen die Stadt. In einem heftigen Sturmangriff erzwang jetzt der überlegene Feind den Zugang, erstieg die Werke und nahm die Geschütze. Die kleine Besatzung, in die Stadt zurückgeworfen, leistete Mann für Mann hartnäckigen Widerstand, ward aber von dem stärkeren Feinde weiter und weiter nach dem Markte gedrängt. Hier stand nach Schills Anordnung die Reiterei im Rückhalt, während er selbst die Verteidigung am Tribseer Tore leitete. Da dieses nicht mehr zu halten war, kam er herangesprengt, raffte, was er von Husaren und reitenden Jägern noch fand, zusammen und warf in verzweiflungsvollem Mute alles vor sich nieder, was ihm entgegenstand. Aber schon drängte der Feind in immer dichteren Massen in die Stadt herein; alle Straßen füllten sich; bald war kein Ausgang mehr offen. In diesem fürchterlichen Gewirr, wo jeder das schon verwirkte Leben so teuer als möglich zu verkaufen suchte, hat auch Schill sein Ende gefunden. Man hat ihn noch gesehen, wie er, von einigen seiner Getreuen umgeben, im gestreckten Galopp und mit geschwungener Klinge durch die Gassen sprengte und alles, was sich vom Feinde zeigte, vor sich niederwarf, bis er selbst, von einer tödlichen Kugel getroffen, niedersank. Nachdem sein Leichnam aufgefunden und erkannt war, wurde das Haupt vom Rumpfe gelöst (Str. 14), in Weingeist aufbewahrt, wie der Kopf eines Mörders oder Ungeheuers, und nach Kassel, dann nach Leyden in das naturhistorische Museum gebracht, der Rumpf aber wie der Leib eines Missetäters auf einem Leiterwagen auf Stroh gelegt, nach dem Kirchhof St. Jürgen ohne alle militärischen Ehrenbezeugungen gefahren und daselbst in einem Winkel verscharrt (Str. 13). Wenn der Dichter klagt: „Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt", so ist diese Klage und Anklage später gehoben und die Schuld getilgt worden. Ein schönes Denkmal schmückt jetzt die Stelle des Kirchhofs zu Stralsund, wo der „fromme, tapfere Held schläft" — auch sein Haupt ist, nachdem es zwei Jahrzehnte lang zum Beschauen schmachvoll ausgestellt war, 1837 der Stadt Braunschweig überliefert worden, woselbst vierzehn von den Kampfgenossen Schills vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen worden sind. Auch diesen Tapfern, die man ohne Zittern in den Tod gehen sah, ward im Jahre 1836 ein schönes Denkmal errichtet, bei deren Gebeinen Schills Haupt ruhet. Außer jenen vierzehn wurden vor Wesel auf dem Exerzierplatze am 16. September 1809 elf Offiziere von Schills Korps erschossen. Es waren meistens noch blutjunge Leute; dennoch gingen sie standhaft dem Tode entgegen. Stehend und mit unverbundenen Augen erwarteten sie die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und kommandierten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen zehn tot am Boden; der elfte, v. Wedell mit Namen, erst 23 Jahr alt, aus Braunsfort in Pommern gebürtig, war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief, auf sein Herz deutend: „Hier sitzt das preußische Herz". Einen Augenblick später hatte auch er ausgelebt. Diesen elfen ist im Jahre 1835 an der Stelle, wo sie starben, ebenfalls ein Denkmal gesetzt. Von den Gefangenen wurden viele unter die Galeerensklaven nach Cherbourg und Brest gebracht oder eingekerkert und zum Teil erst erlöst, als das Bonapartesche Regiment zusammengebrochen war.

So hat das kühne, aber verfrühte Unternehmen Schills ein höchst tragisches Ende gehabt. Einen glücklicheren Erfolg hatten die Freikorps, welche sich im Jahre 1813 bildeten. Die Verhältnisse waren um diese Zeit ganz andere und viel günstigere. Der König hatte bereits einen Aufruf an das gesamte Volk erlassen, die allgemeine Wehrpflicht war eingeführt, eine Reform im Staatswesen eingetreten, die Opferwilligkeit des Volks eine

größere geworden, die Freikorps standen unter der Aufsicht des obersten Kriegsherrn, und Preußen hatte Verbündete. Schills Unternehmen ist jedoch trotz seines unglücklichen Ausgangs nicht vergebens gewesen. Das Blut der Märtyrer ward auch hier der Samen für eine heilige, große Sache. Ihr unvergleichlicher Heldenmut blieb in dem Gedächtnis der Mitlebenden so frisch wie die grollende Erinnerung an die blutige Rache des Siegers und stachelt immer von neuem den patriotischen Eifer auf gegen die verhaßte Gewalt und ihre Träger, also daß sich erfüllte, was Arndt am Schlusse seines Liedes singt:

„Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwingt ein Reiter sein blankes Schwert,
So ruft er immer: Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will."

Wie das voraufgegangene Lied Arndts, so ist auch dieses in Sinn und Art eines Volksliedes gehalten. Was räumlich und zeitlich auseinanderliegt, ist so nahe zusammengerückt, daß man es leicht überschauen kann. Der springende Fortschritt der Erzählung, welche die Kreuz- und Querzüge des Helden ganz außer acht läßt und nur die Hauptereignisse mitteilt und auch diese ohne ein eingehendes Bild der einzelnen Schlachtszenen, ist ganz volkstümlich. Dem Dichter kam es weniger darauf an, einen getreuen Bericht der Ereignisse zu geben, die ohnedies beim Erscheinen dieses Liedes allen noch im Gedächtnis waren, als vielmehr dem Nationalgefühl einen wirksamen Ausdruck zu verleihen. Daher sind die mitgeteilten Ereignisse überall in die patriotischen Empfindungen der Begeisterung und der Liebe, des Hasses und des Spottes getaucht. Die lyrische Beimischung, die in der zweiten Hälfte des Gedichts einen elegischen Ton annimmt — daher das oft wiederkehrende „O" — macht dasselbe eben zu einem Liede, wodurch es sich wesentlich von den Rhapsodien unterscheidet. Keiner hat mit solcher Glut des Herzens das eigene patriotische Selbstgefühl so mächtig in seine Dichtungen hineingelegt, wie Arndt, dieser Blücher der Feder, keiner so unverhohlen seine Stoffe mit glühendem Hasse getränkt, als er, ganz so, wie er aus seinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach singt:

„Wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichsten Tod!"

Auch das vorliegende Gedicht ist reich an Liebe, wie an Haß.*) Es ist nicht nötig, auf einzelne Stellen noch besonders aufmerksam zu machen; sie finden sich in jeder Strophe. Arndt, ein Feind aller romantischen Weichlichkeit, hat auch das bejammernswerte Ende seines Helden ohne alle rührselige Anwandlung behandelt, mit dem gesunden Schluß, Rache zu nehmen für die empörende Behandlung des Toten.

Außer Arndt haben noch andere Dichter, z. B. Schenkendorf, Paul Pfizer, Stägemann, die Heldengestalt Schills in Liedern gefeiert und den Geist des Hingeopferten heraufbeschworen, wenn es gilt, zur Rettung des Vaterlands in den Tod zu gehen. Klagend und mahnend zog nicht lange nach des Helden Fall das Lied eines unbekannten Dichters durch Deutschlands Gaue: „Nicht um mich, ihr tapfern Kriegsgenossen, weint um ein entartetes Geschlecht". — In neuerer Zeit hat Geibel einen unverwelklichen

*) Arndts Haß trägt überall den Charakter sittlicher Entrüstung, welche sich nicht bloß gegen die Franzosen geltend macht, sondern ebensosehr gegen den versunkenen und versumpften Geist, dem Deutschland zu Anfang dieses Jahrhunderts verfallen war. Er hat, wie Fichte, durch Schrift und Wort zur sittlichen Wiedergeburt Deutschlands wesentlich beigetragen. Ohne eine solche Wiedergeburt wäre die Befreiung Deutschlands nicht gelungen.

Totenkranz auf das Grab Schills in einem ergreifenden Sonett niedergelegt, das zum Schluß noch folgen mag:

„O! eine Eiche pflanzt auf diesen Hügel,
Die grünste sucht, soweit die Amsel ruft;
Sie streue Schatten auf des Helden Gruft,
Und Lieder rausch' in ihr des Windes Flügel.

Denn gleich dem Roß, das knirschet in die Zügel
Und scharrt und stampfet, spürt es Morgenluft:
So wittert' er zuerst der Freiheit Duft,
Da alles schlief, und schwang sich in den Bügel.

Fürwahr, o Schill, du warst ein echter Reiter,
Und schneller als die Zeiten rittst du gern,
Mit dir, wie Blitze, deine blanken Streiter.

Dein Jagdhorn klang: „der Tag ist nicht mehr fern!"
Da ging der Morgen auf so rot und heiter,
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern."

Arndt ist der Erste gewesen, der es wagte, sich offen und mannhaft gegen die gefürchtete Macht Napoleons aufzulehnen. Gleich nach der Niederlage Preußens im Jahre 1806 begann er den 2. Teil seines Buches „Geist der Zeit". Im Jahre 1810 dichtete er den begeisternden „Schlachtgesang":

„Zu den Waffen, zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf, Männer, auf und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Türmen dringen,
Die Freiheit soll die Losung sein!"

Aus dem folgenden Jahre (1811) stammt das mächtige, gewaltig an alle Herzen pochende „Rachelied":

„Auf zur Rache, auf zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache,
Erhebe lautes Kriegsgeschrei!
Laß in Tälern, laß auf Höhen
Der Freiheit stolze Fahnen wehen!
Die Schandeketten brich entzwei!"

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig erscholl in Jubeltönen sein „Freudenklang", in welchem der Gedanke der deutschen Einheit zum freudigen Ausdrucke kommt, wie in den folgenden Zeilen:

„Drum auf, ihr Männer, auf ins Feld!
Drum auf, ihr deutschen Brüder!
Die Bösen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück ersteht nicht wieder.
Drum auf mit Jubelschalle!
Und ruft und schwöret alle:
Wir sind und bleiben Brüder.
Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Österreich, nicht Preußen.
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen;
Als echte deutsche Brüder
Hau'n wir die Räuber nieder,
Die uns're Ehr' zerreißen."

Am kräftigsten und schönsten ist jedoch der Gedanke von der deutschen Einheit und von dem Zusammengehören aller Stämme zum Ausdruck gekommen in dem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ das zur Nationalhymne geworden ist. Schon im April des Jahres 1813 übergab es Arndt der „deutschen Zeitung“ zur Aufnahme. Gesungen wurde es zum erstenmal am 12. Juli 1815 im Gasthof zur Tanne bei Jena, wo die Burschenschaft gegründet ward. Im Jahre 1817 zogen mit eben diesem Liede die Jenenser Studenten zum Wartburgfeste, das so verhängnisvoll werden sollte, in Eisenach ein. Kein Lied hat wie dieses so sehr alle politischen und patriotischen Regungen in Deutschland begleitet. So oft der Entwicklung der deutschen Einheitsidee nahe getreten wurde, sei es, sie fördernd, sei es, sie hindernd, wurde es gesungen. Es hat wesentlich dazu beigetragen, den Gedanken an Deutschlands Einheit und Größe fort und fort wach zu erhalten.

Arndts Leier ist auch nach den Freiheitskriegen nicht verstummt. Er hat bis ans Ende seines Lebens nicht aufgehört, dem deutschen Volke Trost und Mut einzuflößen und seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft rege und lebendig zu erhalten. Im Jahre 1818 dichtete er auf Schenkendorfs Grabdenkmal bei Coblenz am Rhein das herrniche Lied: „Wer soll dein Hüter sein?“ in welchem er ausführt, daß nicht Burgen, Schwerter, Schanzen, Wall und Graben den deutschen Rhein vor welscher List schützen sollen, sondern ein treues, tapferes, deutsches Herz, wie Schenkendorf es hatte. Zum Schluß singt er:

„Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun, Rhein!
Brause in Wonne fort,
Heilige Landespfort'!
Klinge in Freuden,
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Glanz
Liege sein Grab als Schanz!
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall!“

Als im Jahre 1841 Frankreich drohte, für etwaige Verluste im Orient sich am linken Rheinufer zu entschädigen, da entstand das brausende Sturmlied: „Alldeutschland in Frankreich hinein“, in welchem sich noch einmal der mannhafte Geist, der in den Befreiungskriegen waltete, in der kräftigsten Weise abspiegelte.

Die Kriegslyrik, welche in den Jahren 1813 und 1814 ihren Höhepunkt erreichte, verstummte naturgemäß nach dem Friedensschlusse. Was aber nicht verstummte, das war die Sehnsucht nach einer festen staatlichen Einigung, welche durch die Zerrissenheit Deutschlands wachgerufen war. Die traurigen Folgen der Zerrissenheit hatten sich während der Kriegsjahre in der schmerzlichsten Weise fühlbar gemacht. Fochten doch in der blutigen Schlacht bei Leipzig die Heere der Rheinbundfürsten unter Napoleons Führung gemeinsam mit dessen Truppen gegen Preußen, um diesen Staat zu vernichten. Die Dichter der Freiheitskriege hatten nicht nur den Ruf nach der Befreiung von der Knechtschaft Napoleons, sondern zugleich auch den Ruf nach staatlicher Einigung ertönen lassen und von Kaiser und Reich gesungen, namentlich Arndt und Max von Schenkendorf. Der Widerhall dieses Rufs ertönte nach dem Kriege vernehmlich und laut weiter auf den Universitäten unter Professoren, Studenten und Turnern, besonders in der Burschenschaft. Aber die Metternichsche Politik suchte alle nach Einigung strebenden Stimmen zu ersticken. Arndt war seines Amts entsetzt, der Turnvater Jahn unter polizeiliche Aufsicht gestellt und der Bund der

Burschenschaft, welcher in Jena seinen Hauptsitz hatte, ward aufgelöst. Mit tiefem Schmerz gehorchten die Studenten ohne jede Ausschreitung. Freiherr von Binzer, welcher in Jena studierte, sang dem Bunde ein wehmutsvolles Grabeslied, nachdem alle Versuche, den Befehl der Auflösung des Bundes rückgängig zu machen, vergebens gewesen waren. Selbst der Großherzog von Weimar, welcher stets sich wohlwollend gegen den Bund gezeigt, hatte nichts gegen die in Karlsbad und in Frankfurt gefaßten und genehmigten Beschlüsse vermocht. Das Lied Binzers, welches derselbe auf seiner vergeblichen Reise von Weimar nach Jena im Postwagen dichtete, lautet in seinen Anfangs- und Endversen:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drinn auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich,
So innig, so frei,
Den Schlechten ward es graulich,
Wir hielten gar zu treu.

Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Das Haus mag zerfallen!
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott!

Mit der Auflösung der Burschenschaft war indes die Sehnsucht nach Kaiser und Reich nicht begraben worden; sie wurde in der mannigfaltigsten Weise wach erhalten, selbst auf Gesang-, Turn- und Schützenfesten, bis sie endlich nach mancherlei Irrungen in den Jahre 1870 und 1871 in wunderbarer Weise ihre Erfüllung fand und in allen deutschen Gauen die Muse des Gesanges wie nie vorher zu Preis- und Lobliedern erweckte, ein Beweis, daß berechtigte Wünsche eines Volks schließlich doch sich verwirklichen, wenn das Volk durch ausharrenden Mut und durch ausharrende Opferwilligkeit sich deren würdig zeigt. Es hat viel Kampf, viel Blut und Tränen gekostet.

---

4. Theodor Körner.

Theodor Körner wurde den 26. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wo ihm auch auf dem Georgplatze ein von Hähnel modelliertes, schönes Standbild gesetzt ist. Sein Vater war Appellationsrat und der treueste Freund Schillers, mit dem er bis zu dessen Tode im Briefwechsel stand, den schönsten, den unsere Literatur besitzt. Schiller, der oft im Hause des Appellationsrats weilte, ist dem Sohne des edlen Mannes das ganze Leben hindurch ein leuchtendes Vorbild geblieben. Im Jahre 1810 bezog Körner, nachdem er zu Freiberg in Sachsen sich zwei Jahre dem Studium der Mineralogie gewidmet hatte, die Universität in Leipzig, wo auch seine ersten dichterischen Versuche erschienen. Um ihn in Verbindung mit einem Kreise edler und gebildeter Männer zu setzen, brachte ihn der Vater 1811 nach Wien, wo damals der mit der Körnerschen Familie befreundete Wilhelm v. Humboldt als preußischer Gesandter sich aufhielt, der neben einem klaren Blick und tiefer Gelehrsamkeit ein echt deutsches Herz voll der edelsten Bildung besaß. Körner, welcher überall schnell die Herzen zu gewinnen verstand, fand denn auch bald in jenem Kreise Aufnahme und schuf während seines kaum anderthalbjährigen Aufenthalts in Wien die ganze Reihe seiner dramatischen Dichtungen, von denen namentlich „Zriny", welche Dichtung mit den glühendsten Worten den Opfermut fürs Vaterland und die Treue bis in den Tod schildert, zündend in alle Herzen schlug. Der große Beifall, welchen seine Dramen fanden, führte für den einundzwanzigjährigen Jüngling eine Auszeichnung seltener Art herbei; er wurde nämlich zum Hoftheaterdichter in Wien ernannt, eine Stellung, die angenehm, ehrenvoll und vorteilhaft zu gleicher Zeit war. Auch beglückte ihn die Liebe zu einer Schauspielerin von seltener Schönheit und Anmut, die von den Eltern Körners mit Freuden als zukünftige Gattin des Sohnes begrüßt wurde. Die Verbindung beider ward auf eine nicht zu ferne Zukunft festgesetzt. Alles schien sich zu vereinen, unsern Dichter zu dem glücklichsten Menschen zu machen. Da erscholl plötzlich die Kunde von dem Untergange des französischen Heeres in den Schneefeldern Rußlands; ihr folgte der preußische Aufruf zu den Waffen. Und

wie nun das deutsche Volk überall sich zu rüsten begann, da klang es durch des Dichters Seele:

„Ja, es gibt noch eine deutsche Jugend,
Die allmächtig ihre Ketten reißt“,

da rief er:

„Ihr Sänger vor!“

und war der Ersten einer, der sich mit dem Schwerte zum Kampfe fürs Vaterland gürtete, obschon er nicht preußischer Untertan war. Vorher schrieb er seinem Vater. Der Brief zeigt das ganze, große edle Herz des Jünglings. Es mögen daher einige Stellen daraus hier Platz finden: „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätt' ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes, väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die, zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt; es wird mich jetzo nicht verlassen. Daß

ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.

Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen auch trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden."

Den 19. März 1813 ließ sich der 22jährige Körner in Breslau in das Lützowsche Korps aufnehmen, in welchem er bald zum Leutnant befördert wurde. Als Adjutant Lützows focht er bei Kitzen, wo er, schwer verwundet, das ergreifende Lied „Abschied vom Leben" dichtete und nur durch seine Geistesgegenwart der Gefangenschaft entging. Unerkannt fand er in Leipzig bei Freunden Aufnahme und Pflege, ging dann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad und trat nun freudigen Mutes wieder in sein Korps ein. Zum letzenmal sang und focht er am 26. Aug. 1813 zwischen Schwerin und Gadebusch unweit Rosenberg. Er dichtete hier nach einem langen und beschwerlichen Nachtmarsche bei den ersten Strahlen der Sonne sein herrliches „Schwertlied", las es den Freunden vor, entflammte sie damit zu todesfeuriger Begeisterung, sprengte zum Kampfe vor und — fiel, getroffen, o Schmach, von der Kugel eines Deutschen der Rheinbundsfürsten, welche damals die Waffen unter dem französischen Adler gegen ihr eigenes Vaterland trugen. Er fiel an demselben Tage, an welchem Blücher einen entscheidenden Sieg an der Katzbach erfocht, am 26. August 1813. In der Morgenstunde des genannten Tages ward nämlich dem Major von Lützow das Herannahen eines feindlichen Transports von Munition und Lebensmitteln gemeldet und sofort wurde beschlossen, denselben aufzuheben. Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin kam es zum Gefecht. Der Überfall gelang vollständig. Die Truppen, welche den Transport begleiteten, wandten sich zur Flucht und fanden in einem nahe gelegenen Gehölz einen Hinterhalt. Um sie aus demselben zu vertreiben, setzte sich Körner an die Spitze einer Reiterschar. Diese ward von dem hinter Bäumen versteckten Feinde mit Gewehrfeuer empfangen. Wiederholt ließ Lützow zum Sammeln blasen, aber die Freiwilligen, Körner an der Spitze, ritten im übergroßen Eifer mutig weiter. Da fällt aus dem Dickicht ein Schuß und eine wohlgezielte Kugel trifft Körner, nachdem sie durch den Hals seines Schimmels gegangen war, tödlich in den Unterleib. Außer ihm starben noch

zwei andere jugendliche Krieger den Heldentod. Alle drei wurden auf einen Wagen gelegt und in ein nahe an der Landstraße gelegenes Bauernhaus gebracht, Körners Sarg dann mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt und anderen Tages gegen Mittag unter dem Gesange des Körnerschen Gebets vor der Schlacht: „Vater, ich rufe Dich", in das hergerichtete Grab unter einer mächtigen Eiche nahe bei dem Dorfe Wöbbelin eingesenkt. Tief erschüttert umstanden sämtliche Offiziere dasselbe und schieden mit den Worten: „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!" Die Kunde von dem Tode des Helden gelangte bei den Kriegswirren sehr spät zu den schwer betroffenen Eltern. Erst anfangs November erhielten sie sichere Kunde von seinem Tode. Der Vater ertrug dieselbe mit männlicher Fassung und christlicher Ergebung; schwerer wurde es der Mutter, sich in das bittere Geschick zu finden, am schwersten der Schwester Körners. Sie starb tatsächlich an gebrochenem Herzen den 15. März 1815. Auf ihren Wunsch wurde sie an der Seite ihres Bruders unter derselben Eiche, wo er ruhte, bestattet, wo später auch der Vater und die Mutter Körners ihre letzte Ruhestätte suchten und gefunden haben, indem der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ihnen die für alle Zeiten geweihete Stätte schenkte und zur Aufführung einer Mauer um die Grabstätte sorgte.*) Schon ein Jahr nach dem Tode des Heldensängers ließ der Vater desselben ihm ein gußeisernes Denkmal unter der Eiche errichten, welches die Gestalt eines Altars hat, jede Seite mit Inschriften versehen. Das schönste Denkmal aber hatte der Sänger und Held sich bereits selbst in seinen Kriegsliedern gesetzt, welche der Vater bald nach dem Tode seines Sohnes unter dem berühmt gewordenen Titel „Leier und Schwert" herausgab, worauf die auf dem Denkmale angebrachte Leier mit einem Schwerte, umwunden von einem Eichenkranze, hindeutet. Der Vater starb, 75 Jahre alt, am 13. Mai 1831 als Geh. Oberregierungsrat zu Berlin; 12 Jahre später folgte ihm die hochbetagte Gattin. Dem Sänger ist außer dem Denkmale auf seinem Grabe auch an der Stätte, wo er gefallen, ein Denkmal errichtet worden. Ebenso befindet sich, wie schon erwähnt, in Dresden ein ihn ehrendes Standbild. Alle sind Zeichen von der großen Liebe und Verehrung, welche ihm zuteil geworden ist. Die Befreiung des Vaterlandes stand ihm höher als jeder eigene persönliche Wunsch. Das hohe, sittliche Pathos Schillers schien auf ihn vorzugsweise übergegangen zu sein. An großen, entscheidenden Schlachten teilzunehmen, ist ihm nicht vergönnt gewesen. Das Ansehen, in welchem das Lützowsche Freikorps seiner Zeit gestanden hat, ist durch ihn begründet worden.

---

*) Nach D. Bernh. Rogge.

Aufruf.

1. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
„Der Freiheit eine Gasse!“ — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

3. Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.

4. Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!

Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise schwebe segnend um den Gatten;
Geist uns'res Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6. Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Am 17. März des Jahres 1813 erließ König Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus den bekannten, einfachen, aber ergreifenden Aufruf „An mein Volk!“ In derselben Zeit und zu demselben Zwecke erschien der Aufruf Körners an sämtliche Bewohner Deutschlands, so daß Schillers Wort:

„Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!“

in jenen erhebenden Tagen eine schöne, tatsächliche Bestätigung fand. Wohl hat Schiller jene Tage nicht erlebt, aber einen Mahnruf an das deutsche Volk, aufzustehen gegen fremde Zwingherrschaft, hat er kurz vor seinem Scheiden im Tell wie auch in der Jungfrau von Orleans ebenfalls ergehen lassen. Diese Dramen enthalten in mehr als einer Beziehung den poetischen Hintergrund zu unserem Gedichte; ja manche Stellen erinnern geradezu an dieselben.*)

Der Überschrift des Gedichtes entsprechend, muß die erste Strophe in einleitender, also in allgemein gehaltener Weise Aus-

*) Wie Körner an die Jünglinge und Jungfrauen, an die Männer und Greise seinen Aufruf ergehen läßt, so treten im Tell alle Altersklassen, alle Stände und Geschlechter in inniger Liebe und Freundschaft zum Widerstande gegen die Fremdherrschaft zusammen. Dort und hier wird ferner der Kampf unter die Weihe des Gebets gestellt; dort und hier soll nicht nur in Waffen von Eisen, sondern zugleich in geistlicher Waffenrüstung gekämpft werden. Auch fehlt der Rütlibund nicht. In Deutschland tagte er im hohen Norden. Der leitende Grundgedanke im Tell und in der Jungfrau von Orleans ist derselbe wie in dem vorliegenden Aufruf, daß nämlich die Liebe zum Vaterlande und die Befreiung desselben von einer tyrannischen Zwingherrschaft ein göttliches Gebot ist.

kunft geben, wem der Aufruf gilt, wozu er auffordert, und warum er notwendig ist. Daß er dem gesamten deutschen Volke gilt, und daß er dasselbe zum Kampfe aufruft, sagt gleich die erste Zeile der genannten Strophe: „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!“ Flammenzeichen loderten in früheren Zeiten überall auf den Bergspitzen, wenn es galt, einen gemeinsamen Kriegszug zu unternehmen. Jahrhunderte hindurch sind sie zu diesem Zwecke im Gebrauch gewesen und ersetzten damals unsere heutige Telegraphie. Aber nicht nur die Worte: „die Flammenzeichen rauchen“ melden, daß der Aufruf einem Kriegsrufe gilt, die 1. Str. drückt dieses außerdem noch in den Worten aus: „Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen“ und ferner: „Wasch' die Erde, dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!“ Dringend mahnend läßt der Dichter sein „Frisch auf“ zweimal ergehen, ein Zeichen, daß der Augenblick gekommen ist, die verhaßten Ketten der Fremdherrschaft endlich abzuschütteln. Das zweite Mal folgen dem „Frisch auf“ die Worte: „Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht“, wodurch die Dringlichkeit, den nie wiederkehrenden Augenblick schnell und mutig zu benutzen, noch mehr hervorgehoben wird. Napoleons Stern, auf den der Gefürchtete in seiner stolzen Verblendung fest vertrauet hatte, war im Untergange begriffen. Also jetzt oder nie! Bereits war schon „hell aus dem Norden der Freiheit Licht hervorgebrochen“, wie es in der zweiten Zeile heißt. Zum Verständnis dieser Hinweisung auf den Norden sei folgendes bemerkt. Im Oktober 1812 war Napoleons gewaltiges Heer, mit welchem er nach Rußland gezogen war, durch plötzlich eingetretene furchtbare Kälte und durch das Niederbrennen Moskaus mit seinen Vorräten, wie ein sich nahendes Gottesgericht so gut wie vernichtet worden. Von den 600 000 Mann, welche im Sommer durch Deutschland nach Rußland gezogen waren, kehrte kaum der zwanzigste Teil über die Weichsel zurück, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug wandelnder Leichen, unbewaffnet und zerlumpt. Die Flammen Moskaus, wie die darauf folgende Eiseskälte waren das Vorspiel, welches den Sturz des Gefürchteten vorbereitete. Sie führten das Bündnis zwischen Preußen und Rußland herbei, wofür die in Petersburg weilenden Patrioten, der Freiherr von Stein, Graf Dohna, Clausewitz, Arndt und andere bereits gewirkt hatten, um das französische Joch, unter welchem ganz Europa litt, abzuschütteln. Der preußische General York, welcher Napoleon auf seinem Zuge nach Rußland mit 20 000 Mann hatte Heeresfolge leisten müssen, schloß am 30. Dezbr. 1812 auf eigene Verantwortung, ohne vom Könige beauftragt zu sein, eine geheime Übereinkunft mit Rußland ab, der im Februar 1813 ein förmliches Bündnis folgte. Seine kühne Tat ward im Volke

wie vom Heere mit Begeisterung aufgenommen, namentlich in Königsberg, wo er das Kommando der Provinz übernommen hatte. Die Opfer, welche das ausgesogene, menschenarme Ostpreußen brachte, war staunenswert. Alles eilte, ohne Unterschied des Standes und des Alters, zu den Waffen. Graf Dohna, ehemals Minister, war der erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat. Die Universität in Königsberg stand leer; den ins Feld ziehenden Primanern des Gymnasiums trug der ehrwürdige Rektor desselben zum Abschiede Klopstocks Ode von Hermann und Thusnelda vor. Von Königsberg war also der mahnende Ruf zur allgemeinen Erhebung zuerst ausgegangen, schon vor dem Aufrufe des Königs. Daher heißt es in unserem Gedichte:

„Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!"

Noch sei bemerkt, daß die Worte „der Freiheit eine Gasse" eine Anspielung auf die Tat Winkelrieds enthalten, welcher im Jahre 1386 bei Sempach den Schweizerbauern dadurch eine Gasse in die von Harnischen und Lanzen starrende Mauer der feindlichen Ritter brach, daß er so viel Ritterspieße, als er greifen konnte, umfaßte, sie in seine Brust vergrub, die Ritter mit sich zu Boden riß, sterbend seinen Genossen zurief: „Ich will euch eine Gasse machen", und so den Sieg der Schweizerbauern ermöglichte.

In der 2. Str. begründet und rechtfertigt der Dichter den Aufruf, das deutsche Land mit Blut und Eisen von der grausamen Fremdherrschaft rein zu waschen, als eine heilige Pflicht und als das einzige, letzte Mittel. Die Strophe beginnt mit den Worten: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen", also kein Krieg ruhmsüchtiger Fürstenhöfe, aus Ehrgeiz oder Eroberungssucht unternommen, sondern ein Krieg aus dem sittlichen Bewußtsein des Volkes entsprungen, „ein heiliger Krieg", in welchem der Herr der Heerscharen gewissermaßen selbst das Banner führt, daher denn auch das Eiserne Kreuz mit der schönen Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland" als Ehrenzeichen erkoren wurde. Wie sehr das sittliche Bewußtsein des Volkes bis in die tiefsten Tiefen seines Herzen war erschüttert und verhöhnt worden, sagen die Worte: „Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen". Mit frechem Übermut waren von seiten Frankreichs die schweren, entehrenden Bedingungen des zu Tilsit abgeschlossenen, unglücklichen Friedens (1807) Jahre hindurch verletzt worden. Die vertragsmäßige Räumung der Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau wurde unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben; in Berlin blieben französische Truppen; die Einkünfte der besetzten Landesteile wurden innebehalten, die Bauern durch Einquartierungen und Erpressungen gebrandschatzt;

geheime Spione wurden unterhalten, vor denen niemand sicher war, von französischen Kommissionären Briefe auf den Postanstalten heimlich eröffnet, jede unliebsame Äußerung bestraft, Greise unmenschlich behandelt, Jungfrauen geschändet, Unschuldige zum Tode verurteilt. Das vergossene Blut derselben schrie von der Erde zum Himmel wie das unschuldige Blut Abels und forderte strafende Vergeltung; Religion und Sittlichkeit, Vernunft und Gewissen geboten, der Despotie und deren Willkür ein Ende zu machen und dem sittlichen Gehalte des staatlichen Lebens wieder Achtung und Geltung zu verschaffen, worauf der Schluß der 2. Str. mit seinem gerechten Aufschrei hinweist, denn nie darf die alle Sittlichkeit vernichtende Willkür der Despotie ungestraft bleiben. Das Vaterland von dieser Despotie zu befreien, war eine heilige Pflicht, eine Stimme von oben für jedermann. Der Dichter ruft daher in der 3. Str. alle zum Ergreifen der Waffen: den Landmann wie den Handwerker, den Künstler wie den Gelehrten, den Vornehmen wie den Geringen, um einen Tempel zu bauen, der hoch emporstrebt zum Morgenrot der ewigen, von Gott stammenden Freiheit.

Hierauf wendet er sich an die Frauen und Jungfrauen. Auch sie sollen von diesem Aufrufe nicht ausgeschlossen sein. Zu den Waffen ruft er sie nicht; aber dennoch sollen sie zeigen, daß sie von demselben Willen und von denselben Gedanken beseelt sind, die das Lied fordert, indem sie sich zum Gebet für die Streiter erheben und der Verwundeten sich in zarter Sorge annehmen. Und der Dichter hat sich nicht geirrt. Die Blätter jener Tage sind angefüllt mit den rührendsten Zügen von Vaterlandsliebe und Aufopferung auch des zarten Geschlechts. Nicht nur im Gebet und in der Krankenpflege hat es dieses bewiesen; es haben auch, wie der Anfang der vierten Strophe andeutet, die Tränen von Mädchen und Frauen darüber nicht gefehlt, daß sie nicht mitziehen konnten, ja einige haben sogar das Waffenkleid angelegt und, ohne erkannt zu werden, mit dem Degen sich umgürtet. So war selbst bei dem zarten Geschlechte im stillen der Geist des Widerstandes und der Opferbereitschaft herangewachsen.

In der 5. Str. gibt der Dichter den betenden Frauen Inhalt und Gegenstand ihres Gebets an, wobei er auf zwei abgeschiedene Geister des Königshauses hinweist, die bereits Märtyrer der heiligen deutschen Sache geworden waren, und den Prinzen Louis Ferdinand, der in der Schlacht bei Saalfeld (1806) einer doppelten Übermacht gegenüber sechs Stunden lang heldenmütig standhielt, und auf die Königin Luise, die am 19. Juli 1810 starb, man kann wohl sagen am gebrochenen Herzen über die trostlose Lage des Vaterlands.*)

*) Als die unvergeßliche Königin die schreckliche Nachricht von der Niederlage bei Jena empfing, brach sie in Tränen aus, sammelte ihre

Zu diesen Opfern der Fremdherrschaft sollen sie sich in ihrem Gebet emporrichten, und der Dichter tut's ihnen gleichsam vor und wünscht, daß Luisens Geist den König segnend umschweben möge, damit dieser nicht schwanke und durch verderbliche Einflüsse seiner Umgebung von dem schwer zu erringenden Ziele zurückgeschreckt werde. Des Prinzen Heldengeist aber soll dem Zuge der Krieger voranschweben, ja nicht dieser allein, sondern alle die Heldengestalten, die früher für Deutschlands Größe ihr Leben in die Schanze geschlagen haben.

Die letzte Strophe beginnt mit der unzweifelhaften Gewißheit, daß das deutsche Volk den Sieg davontragen werde. Seiner Erhebung wird die Hilfe vom Himmel nicht fehlen; denn es kämpft um die höchsten Güter und hat aus sittlichen Beweggründen das Schwert ergriffen. Nicht so ist es bei dem Feinde, der aus Ländergier und grenzenlosem Ehrgeiz Krieg führte, den der Dichter als ein Werk der Hölle bezeichnet. Um so mehr kann er aus vollem Herzen, mit dem Hochgefühl einer gerechten Sache das „Drauf" dem Volke zurufen, das er denn auch mehr als einmal erschallen läßt. Tief ergreifend ist der Schluß des Gedichts, in welchem Körner bittet, der im Kampfe Gefallenen nicht zu vergessen, tief ergreifend, weil der Dichter im voraus sich schon selbst unter der Zahl der Toten erblickt. Ist dies bloß eine poetische Wendung, oder hatte er eine Ahnung, daß er auf dem Schlachtfelde fallen und den Tag der Befreiung nicht schauen werde? Geschauet im Geiste hat er diesen Tag; davon legt das Gedicht Zeugnis ab.

Kinder um sich und sprach, nachdem sie ihnen mitgeteilt, was geschehen war, zu ihren Söhnen die denkwürdigen Worte: „Ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück; weinet meinem Andenken Tränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit Tränen allein; handelt, entwickelt eure Kräfte, vielleicht läßt sich Preußens Schutzgeist auf euch nieder. Befreiet dann euer Volk von der Schande, werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht." Diese Worte, die in altertümlicher Größe, als vernähmen wir die Stimme einer germanischen Seherin, uns erscheinen, sind voll und ganz sechzig Jahre später von Kaiser Wilhelm eingelöst worden. Die hohe Frau sollte die Zeit der Befreiung nicht mehr erleben; aber geglaubt und gewirkt für dieselbe hat sie bis zum letzten Augenblick, „und mit schwärmerischer Andacht schauete das Volk zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu all den zornigen Gedanken, die der preußischen Jugend das Herz bewegte, gesellte sich noch der Entschluß, den Schatten der hohen Frau zu rächen". Die Dichter wetteiferten, sie im Liede zu feiern, und wenn Napoleon bei der Nachricht von ihrem Tode sagte: „Der König von Preußen hat seinen besten Minister verloren", so hat auch er, der zu diesem Verluste am meisten beigetragen hat, unwillkürlich ihr das größte Lob gespendet.

Und nimmer wird das Volk, dem der Ruhm rettender Kriegstaten der verständlichste von allen ist, den Heldensänger, der zum Kampfe aufrief, vergessen; es wird seine Urne schmücken mit frischem Laub, so oft es an seinem Grabe steht. „Vergeßt die treuen Toten nicht!" Diese Worte zieren denn auch den Eingang des Friedhofs zu Wöbbelin, wo sich alljährlich am 26. August von nah und fern Kriegervereine und Turner, Sänger und sonstige Verehrer Körners an seinem Grabe versammeln, dasselbe mit frischem Lorbeer schmücken und seinen Todestag mit Gebet, Gesang und Predigt begehen. Zypressen umgeben die Grabstätte, und rings um dieselbe liegen die Mitglieder der Familie des Sängers: seine Schwester Emma, sein Vater und auch seine Mutter, welche 1843 starb. Zu Füßen des Grabes erhebt sich die Eiche, unter welcher Körner am Tage vor seinem Tode auf einem darunter liegenden Steine gesessen und sein: „Du Schwert an meiner Linken" gedichtet hat. Eine aus Erz gegossene Büste des Dichters steht am Kopfende des Grabes.

Die hochaufwallende Begeisterung für das Vaterland, welche aus jeder Zeile unseres Gedichtes spricht, macht auch dieses Kampflied zu einer der edelsten und markigsten Gaben, welche die Freiheitskriege gebracht haben, und diese Gabe ist um so wertvoller, da die Tat, zu welcher der Dichter anfeuert, seinem Rufe auf dem Fuße folgte. Körner war selbst, wie wir aus seinem Lebenslaufe ersehen haben, einer der ersten, der Gut und Blut an die Befreiung des Vaterlandes setzte und nicht bloß beim Singen es bewenden ließ. Das Gedicht zeigt uns aber auch, daß der Patriotismus jener Tage zugleich eine religiöse Weihe hatte, von religiöser Inbrunst gehoben und von religiösem Glauben getragen ward. „Es ist ein heil'ger Krieg, ein Kreuzzug", ruft der Dichter. Sittliche Güter sind es: „Recht, Tugend, Glaube und Gewissen", um welche gekämpft werden soll. „Zum herzlichen Gebet" mahnt er die Frauen, und mit gläubiger Zuversicht weist er auf die Hilfe des Himmels. Ohne diese religiöse Weihe hätte das Gedicht gewiß nicht so gewaltig ergriffen; denn durch die ganze Nation ging damals ein religiöser Zug. Der Aufruf des Königs wurde von den Kanzeln verlesen; in jeder Kirche sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde den nachfolgenden Geschlechtern bewahren; die Freiwilligen zogen aus der Predigt und vom Genuß des Abendmahls weg in den „heiligen Krieg". Sie bedurften nicht der niedrigen Leidenschaften und der Anstachelung zu derselben, um ihre Gemüter zu erhitzen. Von diesem ist denn auch keine Spur in unserm Gedichte. Seinem edlen Inhalte entspricht der hohe Schwung der Sprache, der aus einem tief erregten Herzen kommt, dessen feuriger Drang sich in

Wiederholungen desselben Wortes und derselben Wendungen, in Allitterationen, in Ausrufungs- und Fragesätzen kundgibt, wodurch der Ausdruck in jeder Strophe eine um so kräftigere Wirkung bekommt. Auch die Bilder und bildlichen Ausdrucksweisen, welche der Dichter hier und dort angewandt hat, zeugen von der Glut des Feuers, das in seinem Herzen brannte. Dahin gehört z. B. das kühne Bild in der 3. Str., in welchem der Gedanke ausgedrückt ist, daß durch den Krieg ein solcher Zustand der Unabhängigkeit hergestellt werden soll, daß niemand ferner es wagen darf, die Heiligtümer des deutschen Volkes anzutasten. Der Dichter drückt diesen Gedanken unter dem Bilde eines zu erbauenden Tempels aus. Die Grundmauer desselben sollen die gefallenen Helden, die Bausteine die geschlagenen Feinde sein, und die Kuppel des Baues soll von dem Morgenrot der ewigen Freiheit umstrahlt werden. Am meisten tritt die feurige Kraft des Ausdrucks in den Zeitwörtern hervor, wofür jede Strophe Belege bietet. Auch biblische Anklänge finden sich in dem Gedicht, wie z. B. in der 1. Str. der Zeile 5, welche eine Anspielung an Matth. 9, 38 enthält.

Themen.

1. Weiblicher Heldensinn.

Aus Geschichte und Sage liegen nicht wenig Zeugnisse vor, welche dartun, daß auch das Weib an kriegerischen Unternehmungen sich beteiligt hat, das Schwert ergriff, Truppen zum Siege führte, ja selbst die Stufen zum Throne mit dem Schwerte sich bahnte. Einer Semiramis gelang es, nach langer vergeblicher Belagerung der Stadt Baktra, welche König Ninus eingeschlossen hatte, die Burg derselben mit einer im Feldklettern geübten Schar zu ersteigen und so die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Ninus erhob das kühne Weib zu seiner Gemahlin und hinterließ ihr seine Herrschaft. Sie übertraf alle Männer an Tapferkeit und führte ein großes Heer gegen die Inder. Die Königin Tomiris besiegte Cyrus; Deborah begeisterte die Israeliten zum Kampf; Königin Palmyra schlug mehr als ein Römerheer in die Flucht und machte den römischen Feldherrn Decius im Kampfgewühl zum Gefangenen. Die Jungfrau von Orleans ging den Franzosen im Kriege gegen die Engländer voran. Die Gemahlin Zrinys sprengte die Burg ihres heldenmütigen Mannes in demselben Augenblicke in die Luft, wo die Türken stürmend in dieselbe eindrangen. Die Spanierinnen nahmen unerschrocken an der Verteidigung von Barcelona gegen Napoleon I. teil. Im Jahre 1809 rollten die Tirolerinnen Lawinen von Steinen auf die Franzosen herab. Daß bei den Kämpfen der germanischen Völker gegen die Römer auch die Frauen eine Rolle spielten, dafür liegen unzweifelhafte Zeugnisse römischer Schriftsteller vor. Mit Schwertern und Äxten bewaffnet fanden die Römer deutsche Frauen auf dem Schlachtfelde liegen. Gemeinschaftlich hatten sie mit den Männern gegen die Feinde gefochten. In dem Triumphzuge des Aurelius erblickte man eine Reihe Gotinnen, die mit Waffen in der Hand gefangen genommen worden waren. Die fortschreitende Kultur, die Ausbildung des Kriegswesens und die vielseitige Entwicklung

der häuslichen Aufgaben hat das Weib im Laufe der Zeit mehr und mehr auf seine eigentliche Bestimmung, auf die Wirksamkeit im Hause hingewiesen. Nur bei Völkern, die auf einer niedrigen Kulturstufe stehen, finden wir auch heute noch Frauen in Scharen als Begleiterinnen des Mannes bei Kriegszügen. Die Frauen von Dahomey in Afrika haben sogar einen Amazonenstaat gegründet. Mit großer Gewandtheit tummeln sie das Roß in den Schlachten und schwingen das Schwert im blutigen Kampf. Daß Mut, Unerschrockenheit und Tapferkeit nicht ausschließlich Mannestugenden sind, geht aus den genannten Beispielen, die sich noch vermehren ließen, hervor, und haben auch die Befreiungskriege bewiesen, in welchen mehr als ein deutsches Mädchen im Waffenrock unerkannt in den Reihen der Lützower gefochten und alle Mühen und Entbehrungen, die das Leben im Felde fordert, freudig ertragen hat. Eleonore Prohaska aus Potsdam wurde von der allgemeinen Begeisterung so fortgerissen, daß sie als Jäger unter dem Namen August Renz an allen Gefechten teilnahm. In dem blutigen Treffen bei dem Göhrde-Walde, in der damals hannöverschen Provinz Lüneburg, starb sie am 16. Sept. 1813 in einem Alter von 28 Jahren den Heldentod, indem sie beim Sturm auf eine Batterie, den Sturmmarsch schlagend, ihren Kameraden voran im wütendsten Kartätschenhagel voraufeilte. Verwundet, verriet sie ihren Kameraden, wer sie sei. Ihr letztes Wort war ein Gebet um Trost für ihren alten Vater, ihr letzter Gedanke ein Wunsch für das Waffenglück des Königs. In Potsdam ist ihr später ein Denkmal gesetzt. Eine andere Jungfrau, Auguste Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg, stellte sich unter dem Namen „Lübeck" in die Reihen der freiwilligen Krieger. Sie erkämpfte sich nicht nur den Rang eines Unteroffiziers, sondern auch das Eiserne Kreuz und den russischen Georgenorden. Im Jahre 1815 erhielt sie ihren Abschied in den ehrendsten Ausdrücken und trat, mit ihren Orden geschmückt, an den Traualtar.

Andere Jungfrauen betätigten ihren opferfreudigen Sinn dadurch, daß sie ihre sämtlichen Schmucksachen auf den Altar des Vaterlandes legten, um Geldmittel zu schaffen, die Krieger auszurüsten. Einige ließen sogar ihr schönes Haar abschneiden, verkauften es und gaben das dafür gelöste Geld als Beisteuer zu den veranstalteten Sammlungen. Viele von denen, die solches taten, zeigten eine noch größere Seelenstärke dadurch, daß sie den Bruder oder den Bräutigam, der im Begriff stand, sich als Freiwilliger anwerben zu lassen, nicht nur nicht abmahnten, sondern denselben, wenn auch mit trauerndem Herzen, in seinem Entschlusse bestärkten.

Und wie müssen wir endlich auch diejenigen bewundern, welche in den jüngsten Kriegen sich mit der aufopferndsten Hingabe der Pflege der Verwundeten widmeten, vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast ohne Unterbrechung in der ungesunden Atmosphäre der Lazarette zubrachten, sich jeder Dienstleistung freiwillig unterzogen, Arznei verabreichten, Speise und Trank den schwer Verwundeten einflößten, ihre Wunden verbanden, an ihren Betten lauschten und ihre Schmerzen linderten! Die zartesten Damen haben da eine heldenmütige Ausdauer und eine Kraft entwickelt, die man ihnen nimmer zugetraut hatte. Diese wohltuende Pflege war die beste Arznei für die verwundeten Krieger. Sie trug wesentlich dazu bei, daß dieselben ihr Geschick mit größter Ergebung erduldeten. In den letzten Kriegen, die Preußen und Deutschland 1866 und 1870 führten, haben in diesen Samariterdiensten die Frauen und Jungfrauen aller Stände gewetteifert und bei ihrer Pflege keinen Unterschied zwischen Freund und Feind gemacht, eingedenk des Bibelwortes, in der erbarmenden Liebe vollkommen zu sein wie Gott. Fehlt es auch in den letztgenannten Kriegen an Beispielen, daß Jungfrauen unerkannt im Militäranzuge in Reih' und Glied dem Feinde gegenüberstanden, wie solches in den Freiheitskriegen der Fall

gewesen ist, so haben sie doch unter dem Donner der Kanonen und dem mörderischen Pfeifen der Gewehrkugeln hilfreiche Hand beim Verbinden der Verwundeten geleistet und die Ermatteten durch Speise und Trank gelabt. In der blutigen Erstürmung der steilen Höhen von Spichern unweit Saarbrücken war ein Mädchen aus diesem Orte bald nach dem Beginn des langen Kampfes mit einem Wasserkübel auf dem Kopfe nach dem Schlachtfelde geeilt und hatte verwundete und erschöpfte Soldaten gelabt, ohne der rechts und links einschlagenden Kugeln zu achten, und hatte dieses bis zur Nachtzeit fortgesetzt. Als dasselbe nach einigen Jahren darauf starb, gab ihm das Offizierkorps von Saarbrücken mit der Regimentsmusik das Geleit. Ein Denkmal von Stein bezeichnet die Stätte, wo es ruht und enthält die Worte: „Dem heldenmütigen Mädchen Katharina Weißgerber, Inhaberin des Eisernen Kreuzes 2. Klasse." Daß den germanischen Frauen ein patriotischer Sinn innewohnt, beweisen nicht nur die angeführten Beispiele, sondern es deutet dieses auch die Götterlehre der Germanen schon an. Walküren, Schlachtenjungfrauen waren es, welche auf ihren Geisterpferden den Kampfplatz durchritten und die Gefallenen nach Walhalla führten.

2. Das preußische Volk im Jahre 1813.

Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen, preußischen Frieden hoffen konnten. „Krieg, Krieg!" schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe; „Krieg!" rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war, „Krieg!" der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren tot trieb, „Krieg!" der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, „Krieg!" der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, „Krieg!" die Witwe, die ihren einzigen Sohn in das Feld schickte, „Krieg!" die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen längst ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja, sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen. Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse war eine Waffenschmiede. Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Alter und Stufen vergessen und aufgehoben waren; daß jeder sich demütigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der Brauchbarste war; daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und im Gehorsam. Und so erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine

so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden; es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Übermut, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte. Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen taten, das tat das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die zum Teil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig teuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang; diese Stadt hat bewiesen, daß sie verdient, der Sitz ihrer Herrscher zu sein. Freue dich deiner Ehren, wackre Stadt! Die alten Sünden sind versöhnt, die alten Unbilden vergessen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnsitz bei dir aufschlagen. Ich sage nur das eine: Es war plötzlich, wie durch ein Wunder Gottes, ein großes und würdiges Volk erstanden.

So hat das preußische Volk sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dniepr und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet; sie hatten die Tage von Roßbach und Leuten, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher weder mit einem so großen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei atmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsere Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden — das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit; sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vertreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden.

Arndt.

Lützows wilde Jagd.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!
Es zieht sich hinunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!“

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.

Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!“

3. Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!“

4. Was braust dort im Tale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!“

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht.
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!“

6. Die wilde und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!“

Aus dem voraufgegangenen Prosastücke von Arndt ist ersichtlich, welche Wirkung der Aufruf des Königs gehabt hatte, eine Wirkung, die auch die kühnsten Erwartungen übertraf. Trotz der schmachvollen Niederlage bei Jena, welche nicht durch die Mutlosigkeit und Feigheit der Truppen, sondern durch die unverantwortliche Sorglosigkeit und Unfähigkeit ihrer Führer war herbeigeführt worden, und trotz des Jammers und des Elends, welche jene Niederlage Jahre hindurch nach sich zog, hatte das Volk in alter deutscher Treue an dem Herrscherhause festgehalten und drängte sich jetzt im feurigen Wetteifer einmütig zu den Waffen, ohne

Unterschied der Stände und der Bekenntnisse.*) Der patriotische Opfermut jener großen Tage rief außer den ausgehobenen Truppenteilen noch besondere Freikorps ins Leben, kleine Körperschaften, die sich selbst ausrüsteten, auch ihre Offiziere selbst wählten, den Feind fortwährend beunruhigten, seine Verbindung mit der Heimat störten, Sendungen von Kriegsgütern auffingen u. dgl. Verschlagen und kühn brachen sie bald aus diesem, bald aus jenem Schlupfwinkel hervor, überall von dem regen Eifer der Bevölkerung wirksam unterstützt. Die zahlreichste dieser Truppen war die des Majors von Lützow, unter dessen Befehl auch Körner sich stellte. Sie enthielt einen auserlesenen Kern der deutschen Jugend aus allen Teilen des Vaterlands, vornehmlich Studenten, Söhne von reichen Familien und von Fürsten. Freudig nahmen sie als Gemeine Dienste, vergaßen ihre früheren Lebensverhältnisse und lauschten aufmerksam den Befehlen ihrer Offiziere. Gneisenau, dem Helden von Kolberg, wurde es jedesmal schwer, sich der Tränen zu enthalten, so oft er diese Scharen sah. „Welches Glück," rief er einem Freunde zu, „so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat; nun mag man gern sterben!" Das Lützowsche Korps kündigte sich schon äußerlich als ein „Korps der Rache" an, indem jeder, abweichend von den übrigen Truppen, eine schwarze Uniform trug, womit die Trauer über die erlittene Knechtung und über die tiefe Erniedrigung des Vaterlands ausgedrückt werden sollte.

Hat das Korps auch manche Unglücksfälle gehabt, und sind auch die kühnen Erwartungen, welche man gerade an diese Schar knüpfte, durch die Ungunst der Verhältnisse nicht alle in Erfüllung gegangen, so hat es doch des Bewundernswerten genug aufzuweisen und wesentlich dazu beigetragen, im Volke das Bewußtsein zu erzeugen, daß der Befreiungskrieg eine gemeinsame Sache aller sei.

Obiges Gedicht legt ein beredtes Zeugnis von dem kriegerischen Geiste und dem ungestümen Mute ab, welcher in der jugendlichen Schar lebte, die nur von dem Gebote der Ehre und der Pflicht getragen und angefeuert wurde. Kein Strom dünkt ihr zu breit, kein Berg zu steil, kein Marsch zu beschwerlich. Rastlos soll es wie ein Wettersturm bis in das Land des Feindes vorwärts gehen; Gefahr, Not und Tod sollen nicht gescheut werden. Das Gedicht hat etwas Geisterhaftes, ja Schauervolles. Schon seine Bezeichnung „wilde Jagd" erweckt ein gewisses Grauen, indem sie an die Sage von Wodans Ritt erinnert, welchen dieser zur Nachtzeit unternahm, umgeben von den in der Schlacht gefallenen Helden, eine Sage, die dem „wilden Jäger" von Bürger ebenfalls zugrunde

*) Was würde wohl aus Deutschland geworden sein, hätte das Volk nicht an dem Herrscherhause festgehalten und hätte es gemacht wie die Franzosen nach der Schlacht bei Sedan!

liegt. Aber auch der Ton und die Behandlung der vorgeführten Szenen sind der Art, daß sie Schrecken erregend wirken, wozu namentlich der häufige Gebrauch des unbestimmten Fürworts „es" beiträgt, das fortwährend in die erregteste Spannung versetzt, welche außerdem noch durch viele Fragesätze vergrößert wird, die sich bald an das Auge, bald an das Ohr wenden. Das häufige Hervorheben von Farben und Tönen bringt obenein große sinnliche Lebendigkeit und Frische in das Gedicht, welches mit jeder Strophe, ganz der ruhelosen, tatendurstigen Schar angemessen, eine neue zwar in Bewegung sich befindende Szene eintreten läßt, die stets mit den Worten endet: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd", wodurch die verschiedenen Szenen einheitlich zusammengehalten werden. Bestimmte geschichtliche Ereignisse liegen ihnen nicht zugrunde; sie sind nur der Ausdruck der heißen, patriotischen Begeisterung des Lützowschen Korps. Noch sei bemerkt, daß das Gedicht nach langer Zeit den deutschen Soldaten wieder in die Poesie einführte, nachdem Kleist und Gleim in ihrer Kriegslyrik des Siebenjährigen Krieges den aus der Bewunderung Friedrichs d. Gr. entsprungenen Patriotismus des preußischen Soldaten verherrlicht hatten. Vor den genannten Dichtern haben die Landsknechte vorzugsweise die Kriegslyrik gepflegt. Aber weder die Dichtungen des Mittelalters, noch die des Siebenjährigen Krieges können sich mit denen der Befreiungskriege messen. Die Entwicklung unserer Poesie durch Schiller und Goethe ist nicht der allgemeine Grund dieser Erscheinung; ebensosehr ist von Einfluß gewesen die allgemeine Begeisterung, von der die Dichter der Freiheitskriege getragen wurden, wie die Umwandlung des Heerdienstes, die alle, Gebildete und Ungebildete, zu den Waffen rief.

Gehen wir nun Strophe für Strophe auf das Gedicht näher ein. Die erste Strophe führt in der spannendsten Weise ohne vorhergegangene Einleitung das Lützowsche Korps unmittelbar vor und legt zunächst dar, wodurch es sich von den übrigen Truppenteilen unterscheidet, wozu schon die Überschrift des Gedichts auffordert. Zweierlei hebt der Dichter in dieser Hinsicht hervor: die Farbe der Uniform und das Aufsuchen des Waldes zum Sammeln und zum Hervorbrechen aus demselben. Warum die Lützower eine schwarze Uniform gewählt haben, ist schon erwähnt worden; weshalb aber der Dichter die Schar gerade mit einer Waldesszene einführt, hat seinen Grund teils in der volkstümlichen Benennung der Truppe, die man allgemein als Jäger bezeichnete, teils darin, daß das Aufsuchen des Waldes ganz zu ihrer Aufgabe stimmte, indem ein Überfallen des Feindes durch ein vorheriges Bergen im Walde sich am sichersten ausführen ließ. Die Strophe beginnt, wie die meisten des Gedichts, mit einer Frage, welche sogleich in Spannung versetzt und eine Antwort

fordert. Diese erfolgt jedoch erst am Schlusse. Die Spannung setzt sich bis dahin durch eine Reihe rätselhafter Erscheinungen fort, welche mit den Worten enden: „Und erfüllen die Seele mit Grausen". Diesen Worten gemäß ist auch die Strophe aufgebaut. Was ihnen voraufgeht, und was ihnen nachfolgt, ist ganz danach angetan, ein Grausen einzuflößen. Wir sehen im Dunkel des Waldes ein seltsames Erglänzen und wissen nicht, woher es rührt; in düstern Reihen zieht es sich von der Waldeshöhe mit dumpfem Brausen herunter, aber nicht als das bekannte Brausen des Windes; wir vernehmen den Klang von Hörnern, aber es sind gellende Töne, die wir hören, nicht die fröhlichen Weisen des Jagdhorns; es rückt näher und näher, immer rätselhafter sich gestaltend; um so größer daher wird das Verlangen, zu wissen, woher all das rührt, was wir sehen und hören. Da steht plötzlich eine heranbrausende Schar von Jünglingen vor uns, die von der bewaldeten Höhe heruntergekommen ist, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, mit glänzenden Waffen und mit glänzenden Signalhörnern versehen, eine Überraschung, die nicht minder ein Grausen einflößt, als alles Voraufgegangene und unwillkürlich nun die lang zurückgehaltene Frage auf unsere Lippen drängt, wer die Schar ist, die so ungewöhnlich auftritt und so ungewöhnlich sich ankündigte. Die Antwort hat der Dichter bis zur letzten Zeile verschoben. Dasselbe ist der Fall in den folgenden Strophen, in welchen Ähnliches dem Schlusse derselben voraufgeht. Der Dichter erhält uns auch dadurch in fortwährender Spannung.

Die 2. Str. bringt nun einen kühnen Überfall der todesmutigen Streiter. Die Szene geht wiederum in einem Walde vor, aber nicht, wie in der voraufgegangenen, am hellen, sonnigen Tage, sondern in der finsteren Nacht, der geeignetsten Zeit, den Feind unversehens zu überfallen. Wie sehr die kühnen Streiter sich danach gesehnt haben, das bezeugt ihr freudiges, fröhliches „Hurra!", mit dem sie plötzlich und unerwartet die Feinde aufschrecken. Verächtlich werden diese „fränkische Schergen" genannt und damit als willige Werkzeuge einer despotischen Regierung gekennzeichnet, im Gegensatz zu den Angreifern, die aus freien Stücken in den Kampf gezogen sind. Beim Lesen der Strophe müssen jetzt die Schlußworte derselben: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd" mit gesteigertem Selbstgefühl vorgetragen werden.

Die 3. Str. verlegt den Schauplatz an den Rhein. Ist in derselben auch keine Kampfesszene geschildert, so zeigt sie doch in anderer Weise den kühnen Geist, der in dem Freikorps lebte. Nichts Geringeres haben die schlachtenfrohen Jünglinge im Sinn, als den Krieg nach Frankreich hineinzutragen, ein Zeichen von siegesgewissem Mute, wie von richtiger Einsicht, denn nur im Herzen Frankreichs

konnte der übermütige Feind gedemütigt und Napoleon vom Throne gestürzt werden. Hatte die voraufgegangene Strophe uns die schwarzen Gesellen als verwegene Jäger vorgeführt, so erscheinen sie jetzt als schnelle und verwegene Schwimmer, die den brausenden, mächtigen Strom mit rüstigem Arm durchrudern und dann ans Ufer „mit Gewitterschein" springen, eine Anspielung an den blitzenden Schein ihrer Waffen, deren Leuchten von der schwarzen Uniform der großen Schar sich abhebt, wie der Blitz von einer schwarzen, Verderben drohenden Gewitterwolke. Die Schlußworte: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd" müssen mit noch größerem Nachdruck gesprochen werden, als die voraufgegangenen Strophen. Für den Vortrag möchte es sich empfehlen, die Schlußzeilen sämtlicher Strophen vom Chor lesen zu lassen, das übrige dagegen mit verteilten Rollen von einzelnen Schülern.

Die 4. Str. wird durch zwei Fragesätze eingeleitet, welche auf einen ausgebrochenen, erbitterten Kampf hindeuten, der mit lautem Brausen ein Tal erfüllt und den Höhepunkt des Liedes bildet. Der Dichter hat den Kampf nicht in eine Ebene, sondern dem Lützowschen Korps ganz angemessen in ein Tal verlegt, da die Schar, wie bereits erwähnt, die bewaldeten Höhen am liebsten zum Sammelplatz wählte (Str. 1). Den freudigen, hochaufwallenden Kampfesmut der zu einer Schlacht Gerüsteten hat er nicht nur durch ein neues Beiwort, durch das Wort: „wildherzig" gekennzeichnet, sondern auch dadurch, daß er die Schar in der alten Kampfesweise auftreten läßt, in welcher Mann gegen Mann focht, nicht die Kugel, sondern das Schwert entschied, und die sprühenden Funken der Schwerthiebe Zeugnis von der Erbitterung wie von dem kühnen Mute ablegten. Die Funken der Schwerter werden hier zugleich bildlich als wach gewordene Funken des Freiheitsdranges bezeichnet und die Blutströme der Verwundeten „blutige Flammen" genannt, welche nach den langen Jahren der Knechtschaft als Zeugen eines freudigen Opfertodes auf dem Altar des Vaterlandes emporlodern. Es deutet die sprachliche Ausdrucksweise dieser Strophe, welche die Entscheidungsschlacht enthält, ebenfalls auf den Höhepunkt des Liedes hin.

Die folgenden Strophen unterscheiden sich von den voraufgegangenen zunächst dadurch, daß die Schlußzeilen derselben nicht mehr wie bisher lauten: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd", sondern: „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd". Der Dichter wirft nämlich nach dem Entscheidungskampfe einen Blick auf das letzte Stündlein der Gefallenen, sowohl auf das der Feinde, wie auf das der Lützower, die alle den Heldentod gefunden haben. „Winselnd", also klagend und jammernd, scheiden jene aus dem Leben. Sie haben nicht für die Befreiung des Vaterlands, sondern für den Ruhm eines

ehrgeizigen Despoten als Söldner gefochten. Mit dem Sturze desselben ist ihr ganzes Hoffen und Wünschen der Vernichtung preisgegeben. Nichts kann sie trösten, nichts die bittere Sterbestunde erleichtern. Die Lützower dagegen haben sich freiwillig gestellt und ausgerüstet, freiwillig alle Entbehrungen und Strapazen, die das Kriegsleben fordert, auf sich genommen, um das Land von der Fremdherrschaft zu befreien. Nicht für eitlen Ruhm und Sold sind sie in den Tod gegangen, sondern aus Liebe zum Vaterlande. Mit dem tröstenden Gedanken, daß dieses gerettet ist, und daß sie dafür Gut und Blut eingesetzt haben, können sie aus dem Leben scheiden. Die Todesstunde, so schmerzlich sie auch ist, wird ihnen durch das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung erleichtert. Gut und Blut, Leben und Gesundheit aus freien Stücken zum Opfer zu bringen, ist ja das Höchste, was der Mensch zu leisten vermag und was alle Schrecknisse des Todes überwinden hilft. So hat der Dichter seine Schar auch in der Sterbeszene auf der Höhe patriotischer Begeisterung erhalten.

In der Schlußstrophe faßt er gleich zu Anfang in gesteigertem Maße die ganze Glut des Hasses noch einmal in den Worten zusammen: „Die wilde Jagd und die deutsche Jagd auf Henkersblut und Tyrannen!" Diesen Ingrimm, der jetzt gegen alle Tyrannen gerichtet ist, hat der unmittelbare Anblick der auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten und Sterbenden hervorgerufen, ein Anblick, der unwillkürlich auch allen Jammer, welchen die Tyrannei überhaupt im Gefolge hat, wachrufen mußte, und der dem deutschen Volke in den langen Leidensjahren im reichen Maße war zuteil geworden. Sodann wendet der Dichter sich an die Hinterbliebenen der Gefallenen, an die Eltern und Frauen, Bräute und Geschwister. Auch von ihnen verlangt er einen hochherzigen, der Zeit entsprechenden Sinn. „Nicht geweint und geklagt!" ruft er ihnen zu. Emporheben über den Schmerz soll sie der Trost, daß das Vaterland frei ist, und daß das Morgenrot einer neuen Zeit anhebt. Und wenn der Dichter am Schlusse seines Liedes fordert, daß das Andenken an die besungene Schar von Enkel zu Enkel erhalten sein soll, so hat sich dieses erfüllt. Wesentlich hat dazu Webers meisterhafte Komposition beigetragen, die das Gedicht Körners zu einem Lieblingsliede der gesamten Sängerchöre gemacht hat. Auch erinnert es in mehr als einer Beziehung an das bekannte Reiterlied in „Wallensteins Lager" von Schiller, dessen Schlußverse den Grundgedanken unseres Liedes enthalten: Diese Verse lauten:

„Setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Als Wallensteins Lager zur Zeit der Fremdherrschaft zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde, da erhoben sich bei den

genannten Worten sämtliche Zuschauer und sangen stehend dieselben mit, ein bezeichnender Zug für die Stimmung der damaligen Zeit.

Körner hat die Befreiung Deutschlands nicht erlebt, aber er hat das Leben dafür eingesetzt und hat sie im Geiste geschauet, wie das vorliegende Gedicht beweist, welches einem Glauben entsprungen ist, der das Zukünftige als unzweifelhafte Gewißheit vorwegnimmt. Solch ein tatkräftiger Glaube legt die Hände nicht in den Schoß, sondern ist zu jedem Opfer bereit und hat zu allen Zeiten Großes geleistet. Er hat auch den Mann gestürzt, der sich für unüberwindlich hielt, und vor dessen Macht viele Jahre hindurch Europa erzitterte.

Was nun die Form und Ausdrucksweise unseres Gedichts betrifft, so sei noch erwähnt, daß von den Sängern der Freiheitskriege Körner im Schwunge der Sprache, in der Wahl der Beiwörter, in der Kühnheit der Bilder am meisten an Schiller erinnert. Auch reihet er in dahineilender Hast die Folge der Sätze gern wie Schiller mit dem rasch verknüpfenden „Und" aneinander (Str. 1. 3. 4). Seine erregte Stimmung macht sich namentlich in der Wiederholung der Beiwörter in den Schlußzeilen geltend. Das Wort „wild" ist da nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Rohen zu nehmen, es soll vielmehr, mit dem unmittelbar folgenden Beiworte „verwegen" zusammengefaßt, die auf die Feinde Jagd machende Schar als eine gefürchtete, zu kühnen Wagnissen bereite kennzeichnen. Das Wort „Geselle", welche in Str. 1 und 5 vorkommt, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht, in welcher es einen Gefährten bedeutet. Im Mittelalter nannte die Frau auch wohl den Mann ihren Gesellen.

Wenn Arndt in seinen kräftigen, handfesten Gesängen sich mehr an die Männer wandte, so begeisterte Körner die Jugend, deren Liebling er war, nicht bloß, weil er als Sänger zugleich das Schwert ergriff, sondern weil er wie der wiedererweckende Schiller erschien, dessen lebendiger Herzschlag für die Welt hoher Sittlichkeit sich in den Körnerschen Dichtungen abspiegelt. Hätte die Kugel ihn nicht so früh hinweggerafft, vielleicht hätte er im Gegensatz zu der fortwuchernden romantischen Schule im Drama eine neue Bahn gebrochen.

Wollen wir die Jugend durch edle Vorbilder zur Vaterlandsliebe entflammen, so haben wir gar nicht nötig, sie auf die ihnen so fernstehenden Griechen und Römer hinzuweisen. Unsere Geschichte zeigt in den Freiheitskriegen einen patriotischen Aufschwung, der einzig dasteht, und eine Lebensgeschichte Körners ist geeigneter, das jugendliche Gemüt zu entflammen, als die Geschichte der Helden Griechenlands und Roms. Welche Begeisterung er hervorgerufen hat, dafür zeugt die große Zahl derer, die, durch sein Beispiel entflammt, zu den Fahnen eilten, dafür zeugt die Verbreitung seiner

Lieder, die auf den Flügeln des Gesanges durch alle Gaue Deutschlands getragen worden sind und zu den Lieblingsliedern der Männerchöre gehören. Ich erinnere nur an „Lützows wilde Jagd“, an „das Schwertlied“, an „das Reiterlied“, an den „Abschied vom Leben“, die sämtlich von dem berühmten Meister K. M. von Weber komponiert worden sind.

Was Lützow, den wackeren Führer „der wilden, verwegenen Jagd“ betrifft, so sei bemerkt, daß derselbe am 18. Mai 1782 in der Mittelmark geboren wurde, 1806 als Offizier die Schlacht bei Jena mitmachte, dann an den Schillschen Zügen teilnahm und glücklich der Gefangenschaft entging. Seine eigentliche Tätigkeit als Freiheitskämpfer begann im Februar 1813, als er die Ermächtigung zur Einrichtung eines Freikorps erhielt. Dasselbe bildete sich rasch. Außer Körner traten auch Jahn und Friesen in dasselbe. Der Zudrang war namentlich aus den Kreisen der Studierenden ein sehr großer. Aber selbst an älteren Leuten fehlte es nicht. Unter diesen zog besonders ein hochbetagter siebzigjähriger Greis, Rittmeister Fischer, die Aufmerksamkeit auf sich, eine riesige, kräftige Gestalt mit langem, über die Brust herabwallendem Bart. Man nannte ihn den alten Trompeter, weil er den Siebenjährigen Krieg als Trompeter mitgemacht hatte. Die Zahl der Freiwilligen stieg bald über tausend hinaus. Durch den berüchtigten Überfall bei Kitzen (17. Juni 1813) wurde das Freikorps fast aufgerieben, organisierte sich aber wieder. Im März 1814 geriet Lützow, der schon manche schwere Wunde erhalten hatte, auf einem dienstlichen Ritte zwischen Rheims und Chalons in die Gefangenschaft, aus der er durch den ersten Pariser Frieden wieder befreiet wurde. 1815 geriet er als Kommandierender eines Ulanenregiments in der Schlacht bei Ligny, wo ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, abermals in die Gefangenschaft, aber schon der Sieg bei Belle-Alliance brachte ihm die Freiheit wieder. Er starb 1834 als Generalmajor zu Berlin. Dort ruhet er auf dem Offizierskirchhofe in der kleinen Rosengasse, wo 1873 sein Grabmal feierlich von neuem geweiht wurde.

Thema.

Th. Körner und Ew. von Kleist.

Beide Dichter haben sich einen Ehrenplatz nicht nur in der deutschen Literatur, sondern auch in der deutschen Kriegsgeschichte erworben. Ew. v. Kleist fiel als Held im Siebenjährigen Kriege in der mörderischen Schlacht bei Kunersdorf, Körner raffte die Kugel in den Freiheitskriegen hinweg. Die Kunde ihres Todes erregte allgemein die tiefste Trauer, wovon die große Zahl Lieder Zeugnis ablegt, die ihren Tod beklagen. Die näheren Umstände ihres Todes und ihres Begräbnisses (siehe T. I u. II der Erläuterungen). Ihre Stellung in der Literatur. Ew. v. Kleists Auftreten fällt

in den Anfang unserer klassischen Literatur; ein Verehrer Klopstocks, eng befreundet mit Gleim und Lessing, der ihm in seinem Tellheim ein schönes Denkmal gesetzt hat. Seine Ode „an die preußische Armee", seine Idylle „Irin", sein „Frühling", eine Lieblingsdichtung des Hainbundes. Körners Leben fällt in die Zeit der klassischen Periode unserer Poesie. Von den Dichtern dieser Zeit war ihm besonders Schiller Muster und Vorbild, der als Jüngling in dem Hause seiner Eltern eine gastliche Aufnahme gefunden hatte, und der mit dem Vater unseres Dichters bis an das Ende seines Lebens einen Briefwechsel unterhielt, der zu den denkwürdigsten gehört, die wir besitzen. — Überragen die Dichtungen Körners auch die Ew. v. Kleists, so haben beide Dichter doch die hohe patriotische Begeisterung miteinander gemein. Die Begeisterung Kleists entzündete sich an Friedrich d. Gr., der den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte, und auf den ganz Europa mit Bewunderung blickte. Für ihn und für das Vaterland auf dem Schlachtfeld zu sterben, erschien ihm als der ehrenvollste und wünschenswerteste Tod. Der ganze preußische Dichterkreis teilte mit ihm diese Begeisterung. Körner, obschon Sachse, griff zum Schwerte, als Preußen unter dem Joche der Fremdherrschaft schmachtete, und Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk erließ. Wie Kleist im Verein mit Gleim den preußischen Soldaten in die Literatur einführte, so führte Körner durch seine Lieder den deutschen, für das gesamte Vaterland begeisterten Krieger in die Literatur ein und machte die Verteidigung Deutschlands zu einer gemeinsamen Sache. Seine hohe Begeisterung hielt aus, trotz der schweren Wunden, die er im Gefecht bei Kitzen davongetragen hatte, bis zum letzten Augenblick seines Lebens, wovon sein Schwertlied, welches er kurz vor seinem Tode dichtete, ein schönes Zeugnis ablegt. Dasselbe ist, wie eine Reihe anderer seiner Kriegslieder, in Musik gesetzt und ein Lieblingslied der gesamten Männerchöre Deutschlands. Kleist wie Körner hatten eine Ahnung ihres Todes.

---

5. Max von Schenkendorf.

Gottlieb Ferdinand Maximilian von Schenkendorf war der Sohn eines preußischen Offiziers, der ein kleines Landgut in der Nähe von Tilsit besaß, wo unser Dichter am 11. Dez. 1783 geboren wurde. Nach vollendetem fünfzehnten Jahre ging er nach Königsberg, um Staats- und Volkswirtschaftslehre zu studieren, und hielt sich während dieser Zeit oft in der Familie des Grafen Dohna auf, die sich ebenso durch Geist und Patriotismus, als durch Frömmigkeit auszeichnete und großen Einfluß auf den Jüngling übte. Im Jahre 1804 kehrte er nach Königsberg zurück, wählte nach beendeten Studien das Amt Waldau zu seiner Tätigkeit als Referendar und lernte hier die Frau kennen, die nach langem Kampfe endlich die seinige ward. Manches Gedicht war schon während dieser Zeit entstanden; eifrig wurden von ihm Klopstock, Goethe und Schiller gelesen. Mächtig muß besonders Wallenstein ihn ergriffen haben; denn nach der Lektüre desselben unterzeichnete er sich: Max von Schenkendorf, während er bis dahin Ferdinand als seinen Vornamen geführt hatte. Einen großen Eindruck machte auch die Königin Luise auf ihn, die er in Königsberg, wohin er wieder zurückgekehrt war, kennen lernte, und die auch von Körner, ja von der ganzen patriotisch gesinnten Jugend jener Zeit schwärmerisch verehrt wurde. In seinen Poesien nahm anfangs das Religiöse eine hervorragende Stelle ein; mit Politik hatte er sich bis dahin wenig befaßt. Im Jahre 1813 ergriff ihn aber die patriotische Begeisterung so mächtig, daß er trotz seiner unbrauchbaren rechten Hand, die ihm in einem Pistolenduell verstümmelt worden war, zu den Fahnen eilte, Frau und Freunde verließ und alle Mühen, Sorgen und Gefahren des Feldzuges teilte. Konnte er auch nicht mitfechten, so war er doch unermüdlich, im Lager des Generalstabs tätig und ließ unaufhörlich seine frommen, kühnen, ritterlichen Lieder erklingen. Nach beendigtem Kriege lebte er in Koblenz als Regierungsrat, wo er sich die allgemeine Achtung erwarb und viel dazu beitrug, die Bewohner der Rheinprovinz nach und nach für die preußische Regierung zu gewinnen. Er starb leider schon im Jahre 1817, gerade an seinem Geburtstage. Im Jahre 1861 wurde ihm in Koblenz ein Denkmal gesetzt, bestehend aus einer Bronzebüste. Auf dem schwarzmarmornen Sockel, welcher Schwert,

Leier und Lorbeerkranz trägt, stehen mit einiger Veränderung die Worte aus dem herrlichen Totenliede, welches Arndt ihm als Denkmal gesetzt hat:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen.

Wenn von dem vorher besprochenen edlen Sängerpaare der eine sich zu dem andern wie der Jüngling zum Manne verhält, in Arndts Liedern die unwiderstehliche Gewalt des männlichen Zornes, in Körners Gesängen die jugendlich schwungvolle Begeisterung zur Erscheinung kommt, so tragen Schenkendorfs Dichtungen mehr einen weichen, wehmütigen, fast frauenhaften Charakter an sich und erinnern in demselben Maße an die romantische Schule, wie Körners Lieder an die Schillersche. Mit seinem Patriotismus ist die tiefste Sehnsucht nach der Vergangenheit und ihren Zuständen verbunden, aber in gesunder Weise, frei von aller trüben, romantischen Ziererei, nur auf eine einzige große Tat gerichtet: auf den Befreiungskrieg. „Er preist altdeutsche Kraft, Sittenreinheit und Frömmigkeit als Waffe gegen den äußeren Feind, wie als Schutzwehr gegen inneren Verfall, singt mit schwärmerischer Hingebung vom deutschen Kaisertum, dessen Herrlichkeit er von neuem heraufbeschwören möchte, und ist begeistert für den Rhein und seine Burgen.“ Aus dem Zwiespalt, den das Hängen an dem Alten und das Sehnen nach dem Neuen in ihm hervorrief, ist jener ihm eigene, wehmütige, oft so rührend ergreifende Ton entsprungen, der seinen Gedichten eigen ist, und durch den sie einen weiten Widerhall fanden.

Mit wahrhaft prophetischer Ahnung hat er von der verloren gegangenen Perle des deutschen Reichs, von Straßburg gesungen:

„Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Asche glimmt ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit.
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache,
Das schauet, wer geglaubt.
Dann wollen wir erlösen
Die Schwester, fromm und fein,
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein;
Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreich liegt,
In der nach ewigen Maßen
Erwin den Bau gefügt!“

Das deutsche Reich ist seine Herrin, der er sich ewig verbündet hat:

Wer dich nur schauet, muß entbrennen
In Liebesglut und Andacht gleich!
So laß mich deinen Namen nennen,
Mein heiliges, mein deutsches Reich!

Als aber nach dem ersten Pariser Frieden 1814 die von ihm sehnlichst gehegten Erwartungen einer Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs und seiner Herrlichkeit sich nicht erfüllten, dichtete er das schöne Lied:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich euch doch treu,“

in welchem er den Schwur erneuert, fest an Kaiser und Reich zu halten*):

„Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun:
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich!“

Mit Recht hat man ihn als den „Kaiserherold“ gefeiert, wie man später auch Geibel als einen solchen feiern konnte. Eines seiner schönsten patriotischen Gedichte ist dem Andenken Scharnhorsts gewidmet, dem genialen Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht, dem auch an den glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen im Jahre 1870 sein redlicher Ruhmesanteil gebührt und dessen Name für alle Zeiten unauslöschlich an die Umgestaltung des preußischen Heerwesens geknüpft ist. Zum Verständnis des Gedichts sei zunächst folgendes bemerkt.**) Scharnhorst, „der deutschen Freiheit Waffenschmied“, wie Arndt ihn nennt, wurde 1755 unweit Hämelsee zu Bordenau in Hannover geboren. Vom Vater, einem einfachen Bauer, zum Landmann bestimmt, wuchs er in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. In seiner Jugend hütete er die Schafherden des Vaters. Seiner Sehnsucht entsprach jedoch die Landwirtschaft nicht; es zog ihn unwiderstehlich zum Soldatenstande. Als sechszehnjährigem Jünglinge gelang es ihm, in die Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg zu kommen, wo er den Grund zu seiner reichen, wissenschaftlichen und soldatischen Ausbildung legte. Nach dem Tode seines fürstlichen Gönners trat er in hannöversche Dienste, nahm als Artilleriehauptmann 1793 an dem

*) Das deutsch-patriotische und nationale Lied, von Alexander Baldi.
**) Häussers deutsche Geschichte.

Feldzuge in den Niederlanden teil, rückte rasch zum Major auf und beleuchtete damals schon die Mängel des deutschen Heerwesens im Gegensatz zu der Kriegsführung der Franzosen, so daß er früher als ein anderer den Gegensatz der alten zu der neuen Kriegsweise aufmerksam erfaßte. Sein Wunsch, in preußische Dienste zu treten, ward 1801 durch Vermittelung des Herzogs von Braunschweig erfüllt. Als Oberst im Generalstabe angestellt, war er fortwährend darauf bedacht, durch Schrift und Wort fördernd auf die Offiziere, namentlich auf die jüngern, einzuwirken. Aber in der alten preußischen Armee erschien er wie ein Fremdling, und es fehlte nicht an dünkelhaften Anfeindungen gegen den bürgerlichen Ausländer. Erst die Zeit beispiellosen Unglücks sollte seinen gediegenen Wert erproben, und diese Zeit kam nur zu bald. Nach dem Frieden zu Tilsit erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und seine Berufung in die Kriegsabteilung zur Umgestaltung des Heerwesens. Eine glücklichere Wahl hätte nicht getroffen werden können. Sein Gedanke war, die Armee der neuen Kriegsart entsprechend einzuteilen, zu bewaffnen und auszurüsten, die Bestandteile des Heeres zu veredeln, sittliche und geistige Hebel statt der nur mechanischen anzuwenden, den Soldaten praktisch zu üben, einen tüchtigen Offizierstand heranzubilden. Er hob das bisher übliche, grausame Spießrutenlaufen auf, behielt körperliche Züchtigung bloß für Verbrechen bei, führte die allgemeine Wehrpflicht ein, welche gegenwärtig fast die Runde um den ganzen Erdball gemacht hat, entfernte die ausländischen Söldner, forderte für den Offizierstand nicht mehr die adlige Geburt, sondern Bildung, Sittlichkeit, Tapferkeit usw. Da Preußen vertragsmäßig nur 42 000 Mann Truppen halten durfte, und überall im Lande französische Spione über die Beobachtung dieses Vertrages wachten, so entließ er einen Teil des ausgebildeten Heeres, zog Rekruten dafür ein, ließ auch diese ausbilden, entließ dann wieder einen Teil der älteren Mannschaft und erlangte trotz der Fesseln des Friedensvertrages durch die immer fortgesetzte Vermehrung eine Armee, die beim Wiederausbruch des Krieges wohl dreimal so stark war, als es Napoleon erlaubt hatte. Als nun die Zeit der Erhebung kam, leitete er die große, in der Geschichte beispiellose Rüstung des preußischen Volksheeres. Der Staat war bis aufs Blut ausgesogen. Beim Beginn des Krieges hatte er kaum 3000 Taler in der Kriegskasse. Scharnhorst teilte das Land in verschiedene Militärkreise, abgemessen nach ihrer Wohlhabenheit, und diese hatten die Ausrüstung selbst zu besorgen, wodurch dieselbe gleichsam zu einer bürgerlichen Ehrenpflicht gemacht wurde und eine große Zahl zum „heiligen Kriege“ sich aus allen Schichten des Volkes freiwillig meldeten: Gymnasiasten und Studenten, Beamte und Handwerker, Bauern

und Gutsbesitzer. In Berlin ließen sich allein binnen 3 Tagen 9000 junge Männer als freiwillige Jäger einschreiben. In der Schlacht bei Lützen bestand seine Schöpfung die Feuerprobe. Scharnhorst hatte selbst den Plan zu der Schlacht entworfen. Leider wurde derselbe von dem russischen Oberfeldherrn Wittgenstein nicht inne gehalten, und die Verbündeten wurden infolgedessen zum Rückzuge genötigt. Mit gezogenem Säbel setzte Scharnhorst sich unter lautem Zuruf an die Spitze einiger Abteilungen, um noch eine günstige Wendung herbeizuführen. Verwundet am Knie, mußte er den Kampfplatz verlassen.

Ehe er noch von seiner Wunde genesen war, bat er um die Erlaubnis, nach Wien reisen zu dürfen, um auch Österreich zum Beitritt gegen Napoleon zu bewegen. Nach langem Zögern, da der König wie der Arzt gegen die weite Reise waren, erhielt er auf wiederholtes Bitten die Erlaubnis zur Reise. Die Wunde wurde aber bei den damaligen Anstrengungen des Reisens von Tag zu Tag schlimmer. Dennoch arbeitete der Unermüdliche fortgesetzt an seinem Plane, erlag aber schließlich doch in Prag nach einer schmerzhaften Operation am 28. Juni 1813 seiner Verwundung als erstes großes Opfer der Freiheitskriege. Als die Trauerkunde dem Könige mitgeteilt wurde, rief dieser schmerzerfüllt aus: „Mit Scharnhorst ist mir eine treue, feste Stütze zusammengebrochen; er wird unersetzlich sein.“ Freiherr von Stein, der felsenfeste Mann, brach in Tränen bei der Trauerbotschaft aus, und Blücher schrieb einem Freunde, daß eine verlorene Schlacht kein größerer Verlust für Preußen gewesen wäre. Im Jahre 1802 hatte der König ihn bereits in den Adelstand erhoben; im Jahre 1822 ließ er ihm ein von Rauch gefertigtes Standbild aus Marmor vor der neuen Wache in Berlin setzen.

Auf Scharnhorsts Tod.

1. In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen;
Doch ihn traf der Todesstrahl.

2. „Kugel! raffst mich doch nicht nieder;
Dien' euch blutend, meine Brüder!
Bringt in Eile mich nach Prag.
Will mit Blut um Östreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

3. Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißet alle Blüten ab;
Nennen dich mit leisen Schauern
Heil'ge Stadt! nach deinen Mauern
Zieht uns manches teure Grab.

4. Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rate,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

5. „Grüß euch Gott, ihr teuern Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnewunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!"

6. Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Mut erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

7. Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben:
Scharnhorst ist er drum genannt.

8. Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!

Der im Jahre 1813 eröffnete Feldzug gegen Napoleon wurde gleich anfangs mit einer solchen Hartnäckigkeit geführt, daß Gneisenau bereits im Mai desselben Jahres schrieb: „In vier Wochen haben wir mehr als zwanzig heftige Gefechte und drei Schlachttage

gehabt". Die Kanonen donnerten bald hier bald dort die grausigste Musik, und die schmetternden Hörner gaben oft einen ganzen Tag hindurch die blutigsten Signale. Der Dichter nennt daher den begonnenen Feldzug sehr bezeichnend „einen wilden Kriegstanz" und vergleicht ihn ebenso bezeichnend mit einem großartigen Turnier, in welchem die Helden Preußens ihre Lanze mit Napoleon brachen. Von den Helden hebt er insbesondere Scharnhorst hervor, von welchem er sagt, daß er in diesen Turnieren „die schönste Heldenlanze gebrochen", d. h. den höchsten Preis errungen habe. Kennzeichnen diese Vergleiche Schenkendorf schon als den poetisch-sinnigen Schlachtensänger und Ausdeuter, so tut dies noch mehr die Auffassung, welche er in der 4. und 5. Str. dem Tode des Helden gibt. Der an seinen Wunden Erlegene ist dem Dichter ein Bote, welcher Karl dem Großen verkünden soll, daß das deutsche Volk aufgewacht sei. Schenkendorf lenkt dadurch, wie er dies in vielen Gedichten tut, den Blick von der Trübung der Gegenwart auf eine im verklärten Lichte erscheinende Vergangenheit, wodurch sowohl die Gegenwart weniger schwer empfunden, als auch ein erfrischender Hauch für die Zukunft gewonnen wird. Daß der Held sich nach dem Ausbruche des Kampfes, für dessen Erfolg er lange unermüdlich tätig gewesen war, gesehnt hatte, liegt in den Worten: „Lustig auf dem Feld bei Lützen sah er Freiheitswaffen blitzen", d. h. Waffen für die Befreiung des Vaterlands. War nun auch der Erfolg bei Lützen kein glänzender Sieg, so konnte der verwundete Feldherr sich doch seines Werkes freuen; denn diese Schlacht war so gewaltig und außerordentlich, daß sie das Gelingen des großen Befreiungswerkes schon ahnen ließ. So hat der früh Dahingeschiedene, wenn auch nicht die Frucht, doch die Blüte seines Wirkens vor seinem Tode noch geschauet, was in obigen Worten ebenfalls angedeutet ist.*)

Die 2. Str. enthält in ihrem Anfange eine noch kühnere bildliche Ausdrucksweise, als die erste, indem die feindliche Kugel als persönliches Wesen mit einem bestimmten, aber mißglückten Wollen aufgefaßt und von dem verwundeten, todesmutigen Helden angeredet wird, der, die Wunde nicht achtend, dem bösen Willen der Kugel spottend, zu ihr sagt: „Raffst mich doch nicht nieder" und dann ungebeugten Mutes erklärt, daß er dem Vaterlande weiter dienen werde, was sich darauf bezieht, daß er gleich nach der Schlacht Tag und Nacht reiste, um Österreich zum Bündnis zu bewegen. Wieder lenkt der Dichter den Blick auf ein Ereignis aus der Ver-

*) Die ganze Wucht des Kampfes fiel auf die Preußen, da der russische Oberbefehlshaber Wittgenstein durch seine verfehlte Anordnung nicht rechtzeitig eingriff, während die den Verbündeten weitaus an Zahl überlegene französische Armee fortwährend Unterstützung erhielt.

gangenheit, um daraus eine Art von Trost für den Tod des Helden zu schöpfen, da dieser an einem Orte starb, der bereits von einem anderen Helden durch seinen Tod für das Vaterland geweiht worden war. Vor Prag fiel nämlich 1757 der tapfere Feldmarschall Schwerin.

Mit Wehmut wendet er sich nun an diesen Sterbeort. „Leise Schauer" ziehen dabei durch sein Gemüt. Zuerst nennt er die Stadt eine „arge", weil sie dazu auserſehen scheint, die edelsten und besten Helden in ihren Mauern sterben und Heilige von ihrer Brücke sinken zu sehen. Das letztere bezieht sich auf die bekannte Geschichte von Nepomuk, dem Beichtvater der Gemahlin des Königs Wenzel, auf dessen Befehl Nepomuk von der Brücke der Moldau in die Fluten derselben gestürzt wurde, weil er das Beichtgeheimnis der Königin nicht verraten wollte. Wenn der Dichter nun gleichwohl am Schlusse der Strophe die Stadt eine „heilige" nennt, so tut er dieses vornehmlich in Hinblick auf Scharnhorst und Schwerin.

Die beiden folgenden Strophen, welche zu ihrer Grundlage die altdeutsche Vorstellung von der Versammlung heimgegangener Helden in Walhalla haben, bilden den eigentlichen Kern des Liedes, der in den Gedanken gipfelt: daß die alte Heldenkraft im deutschen Volke erwacht ist, und daß Deutschland wieder wie ehedem eine geachtete, von seinen Feinden gefürchtete Stellung in Europa einnehmen wird. Mit diesem prophetischen Glauben ist Scharnhorst gestorben, in so unzweifelhafter Gewißheit desselben, daß er dem harrenden Kaiser Karl schon vor der erfolgten Befreiung Deutschlands die frohe Kunde bringt, daß Deutschland sein ihm gebührendes „Recht", die lang entbehrte Unabhängigkeit, gefunden habe, obschon die Kämpfe vor dem Tode des Helden noch keine entscheidende Siege gewesen waren. Die Erinnerung an den ersten großen, deutschen Kaiser, der angetan mit seinem Ritterschmucke Vorsitz hält, gehört zu den oft wiederkehrenden Gedanken der Schenkendorfschen Muse, ebenso die ernste Deutung, welche er dem Berichte Scharnhorsts in dieser ewigen Ratsversammlung gibt. Die Wunden des Helden sind ihm Sühnewunden für schwere Verschuldungen des deutschen Volks, und die Lützower Schlacht ist ihm eine heilige Opferschlacht für verschuldete Schande und Schmach, eine Auffassung, die dem Befreiungskriege eine tiefreligiöse Grundlage verleiht, wie sie bei Arndt und Körner zwar auch nicht fehlt, bei diesen jedoch nicht in der strengen Weise der Selbstverschuldung und der Sühne durch Buße bis in den Tod. Durch diese Auffassung wird in den Schenkendorfschen Liedern der glühende Haß, in welchen Arndt seinen Patriotismus taucht (das Wort „Rache" kommt bei Schenkendorf nur selten vor), fern gehalten, aber darum doch nicht

minder der Kampf bis in den Tod gefordert.*) Scharnhorst soll hinfort das Feldgeschrei aller deutschen Krieger werden. Im gleichen Sinne und Eifer, wie er für die Wiedergeburt des deutschen Volks gestritten und gelitten hat, soll das ganze Heer weiter gehen, soll vollenden, was er begonnen, und sein Wort, das er im Himmel als Verklärter verkündet, nicht zur Lüge werden lassen. Und es ist nicht zur Lüge geworden! Nach Lützen und Bautzen kam ein Leipzig. Daß dieses kommen müsse, dieser Glaube lebte bereits nach jenen Schlachten, obschon sie keine Siege waren.

Der Schluß des Gedichts enthält noch eine Charakteristik des Helden, die in sinniger Weise von seinem Namen ausgeht, insbesondere von der zweiten Silbe „Horst", die den Dichter an den Aufenthalt der Adler erinnert und ihn zu der Vergleichung veranlaßt, daß, wie das Leben dieser Vögel an die höchsten Höhen geknüpft ist, auch Scharnhorst von Jugend auf sein Leben nur dem Höchsten zugewandt hat: der Befreiung des Vaterlandes und der Wiedergeburt desselben, der sittlichen wie der politischen. Hierauf werden die hervorstechenden Züge seines Wesens aufgeführt; zuerst wird seiner Treue gedacht. Mit Recht ist diese an die Spitze gestellt; denn die Treue ist das edelste Gut und der beste Schatz in dem Leben des einzelnen wie in dem eines ganzen Volks. Scharnhorst besaß sie im hohen Maße. Von seinem edlen Streben konnte ihn nichts abbringen, kein Hindernis, keine Anfeindung. Unermüdlich hat er für dasselbe lange sorgenvolle Jahre gearbeitet, gestritten und gelitten. Das ist aber nur möglich bei einem Charakter, der keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, auch nicht auf Dank und äußere Anerkennung rechnet. Darum erwähnt der Dichter als zweiten Zug seines Wesens die Reinheit seiner Gesinnung. Beide Eigenschaften machten ihn zu einem werten Freunde des Königs, der denn auch an ihm festhielt, obschon in der Umgebung des Königs anfangs viele Widersacher Scharnhorsts sich befanden, die am alten hingen und der Volksbewaffnung, welche ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit war, ihre Zustimmung versagten. Wenn der Dichter dann fortfährt: „Doch dem Volke schlug sein Herz", so deutet er damit an, daß alles, was Scharnhorst erstrebte,

---

*) In einem andern Liede Schenkendorfs heißt es:

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesamt an Ruhm;
Man hat, o Herr, uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel.

nur dem Wohle des Volkes galt, und daß er nicht etwa aus Ehrgeiz und persönlichen Rücksichten sich die Gunst des Königs zu erwerben suchte. — Es sind keine blendenden Eigenschaften, welche der Dichter hervorhebt; solche besaß der ernste, still und rastlos wirkende Mann nicht; aber seine schlichte, anspruchslose Weise, seine ausdauernde, unerschütterliche Willenskraft, sein Verzichten auf jede persönliche Anerkennung machten ihn gerade geeignet, unter den schwierigsten Verhältnissen sich in seiner Stellung zu erhalten und dem Hochmute und der Leichtfertigkeit die Spitze zu bieten. Er ist arm gestorben. Obgleich Millionen durch seine Hände geglitten waren, so ist doch, wie Arndt sagt, auch nicht der Schmutz eines Kupferpfennigs daran kleben geblieben. Ein solcher Charakter kann der Verheißung, mit welcher das Gedicht schließt, gewiß sein. Dasselbe gliedert sich in vier Teile und ist ein erhabener, weihevoller Grabgesang. Dem entsprechend ist der ernste Ton und der ernste Inhalt des Gedichts, wie auch der Gedankengang desselben. Notwendigerweise muß der Dichter zunächst der Todesursache des Helden gedenken. Zweierlei führt er an: seine Verwundung in der Schlacht bei Lützen und seine unmittelbar darauf unternommene Reise, um Österreich zum Bündnis gegen Napoleon zu gewinnen, ohne vorher die Heilung der Wunde abzuwarten, die sich durch die Reise so verschlimmerte, daß sie ihm den Tod brachte. Beides legt an sich schon ein Zeugnis von der hehren Vaterlandsliebe des Helden ab. Hieran schließt sich eine Klage über seinen frühen Tod, die an den Ort, wo er gestorben, geknüpft ist. In welchem zuversichtlichen Glauben er unermüdlich gelebt und gewirkt hat, auch in demselben gestorben und ins Jenseit geschieden ist, führt der zweite Teil des Gedichts aus (Str. 4, 5), woran sich dann im dritten Teile die mahnende Aufforderung knüpft, ihm in der opferbereiten Vaterlandsliebe ohne Wanken und Schwanken mutig zu folgen. Zum Schluß deutet der Dichter, wie bereits erwähnt, den Namen des Verklärten und leitet aus diesem ebenfalls die Hauptcharakterzüge des Helden ab, welche über das Grab hinaus der Liebe und Verehrung des Volks sicher sein können. Bezeichnend ist, daß auch Rückert einen der Helden der Befreiungskriege als würdigen Siegesboten zu den im Himmel versammelten Ahnen sendet, nämlich Feldmarschall Blücher.

Soldaten-Morgenlied.

1. Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

2. Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt,
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg!

3. Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

4. Dann Klang von allen Türmen
Und Klang aus jeder Brust
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei,
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Schon die ersten Zeilen des mitgeteilten Liedes entrücken uns dem gewohnten Kreise des friedlichen Lebens am häuslichen Herde. Mit wenigen Worten versetzt uns der Dichter sogleich mitten in ein Feldlager und zwar zur Zeit des anbrechenden Tages. Die Schläfer haben die Nacht hindurch auf der harten, kalten Erde geruhet, ihnen zur Seite die Waffen. Die ersten, welche erwachen, sind die treuen Pferde. Des wiederkehrenden Lichts sich erfreuend, bringen sie den Schlafgenossen ihren Morgengruß. Auch die blanken Waffen, vom Frührot schön erglänzend, strahlen freundlich im Morgenlicht ihnen entgegen. Mit Recht nennt sie der Dichter die „lieben Waffen", mit Recht nimmt er sie zum Ausgangspunkte des Gebets, denn im Felde gibt es für den Soldaten nichts, was ihm so lieb wäre, als seine Waffen. Tag und Nacht kommen sie nicht von seiner Seite; er hütet sie förmlich mit einer Art von Zärtlichkeit.*) Sie fesseln auch jetzt zuerst seine Gedanken; bei ihrem Glanze malt er sich das Glück aus, durch sie zu Sieg und Ehren zu gelangen. Keines Menschen Leben ist jedoch so unsicher, als das eines in die Schlacht ziehenden Kriegers; darum bietet sich der Gedanke an den Tod bei Erwähnung der Zukunft von selbst dar. Lange hängt indes der mutige Krieger diesem Gedanken nicht nach, zumal in der Morgenfrühe, die alles mit einem frischen Lebensgefühle durchströmt. Aber sein Gemüt hat doch eine ernste, fromme Richtung genommen, so daß er sich nun betend an den wendet, in dessen Hand allein Leben und Tod steht.

Zunächst bittet er Gott, daß dieser sein Antlitz ihm und seinen Kampfesgenossen gnädig zuwenden möge. Bezeichnend und schön ist hier der Ausdruck „vom blauen Zelt", da er der mit Zelten versehenen Örtlichkeit entspricht; ebenso bezeichnend sind die Worte:

„Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld,"

*) Vergl. Körners Schwertlied im 3. Teile der „Erläuterungen".

indem dadurch die Freiheitskriege als heilige, von Gott gewollte Kriege bezeichnet werden. Darum gilt es, den kühnen Mut nicht nur den Heerführern gegenüber zu beweisen und deren Erwartungen zu entsprechen, sondern auch „vor Gott zu bestehen", der durch seine wunderbare Fügung den Deutschen nach jenem schrecklichen Winter von 1812 die Waffen gleichsam in die Hand gedrückt hat. Daß die Verbündeten für eine heilige Sache streiten, hat der Dichter am Schlusse der 2. Str. noch besonders durch die Worte ausgedrückt: „Die Christenbanner wehen! Dein ist, o Herr, der Krieg!" Die Banner der Franzosen waren nach römischer, also heidnischer Weise, mit einem Adler verziert; die Preußen dagegen hatten das Kreuz als Ehrenzeichen für den Kampf bestimmt; schon dieses berechtigte den Dichter zu obiger Ausdrucksweise.

In den beiden letzten Strophen wenden sich die Gedanken des Betenden vorzugsweise der Zukunft zu und zwar dem Tage, an welchem die Freiheit errungen, der Zweck des Krieges erreicht und der Friede gesichert ist. Da unserer wackerer Krieger ein Morgengebet hält, so spricht er von einem „Morgen", der noch kommen soll. Er nennt ihn „mild und klar": mild, weil dann aus dem Herzen die blutigen Gefühle des Todes und des Hasses gewichen sind, klar, weil dann das Leben wieder ein geregeltes und gesichertes ist. Noch ist dieser schöne Friedensmorgen dem menschlichen Auge in das Dunkel der Zukunft gehüllt, nur die Engel schauen ihn; aber mit froher, zweifelloser Zuversicht glaubt der Betende in Gemeinschaft aller Frommen an diesen Tag, und in diesem zuversichtlichen Glauben fühlt er sich nicht bloß mutig gehoben und gestärkt, er wünscht die schöne Zeit der Freiheit und des Glücks auch mit Sehnsucht recht bald herbei, also daß er ausruft:

„O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!"

In ganzer Herrlichkeit entfaltet sich das Bild dieses Tages am Schlusse seines Gebets als Jubeltag des Friedens.*) Wie erregt

---

*) Zur Vergleichung diene die schöne Schilderung des Max Piccolomini in Schillers Wallenstein:

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Tore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen;
Hell klingt von allen Türmen das Geläut',

sein Inneres ist, lassen sowohl die elliptischen Sätze erkennen (es fehlt ihnen das Prädikat „wird sein"), wie auch die schnell aufeinanderfolgenden Jubelklänge der Festfreude. All' das Glück dieser Zeit wird dann zusammengefaßt in die Worte:

„Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust!"

Und wenn dann von den Heldentaten der tapferen Krieger erzählt wird (und es wird jetzt noch davon erzählt), welch eine selige Freude werden diejenigen empfinden, welche sagen können:

„Wir waren auch dabei!"

So schließt das Gebet unseres Kriegers mit dem Hinblick auf einen ruhmreichen Frieden. Es sind nicht heftige Leidenschaften, welche ihn zum Mut und zum Kampfe anfeuern; es sind ruhige, fromme Empfindungen, voll Glauben und Vertrauen, die ihn beseelen; aber wer mit solcher Gebetsstimmung in den Kampf zieht, der hat den schlimmsten Bundesgenossen der Gefahr, die Furcht, hinweggebannt, der kann dem Tode kühn und freudig ins Antlitz schauen und ist auch in der rechten Verfassung, das Geschenk des Friedens aus Gottes Hand zu nehmen. Dieses ist der Grundgedanke des Gedichts.

Die beiden mitgeteilten Dichtungen Schenkendorfs zeigen schon hinlänglich, wie verschieden im Ton und in der Behandlung dieselben von den voraufgegangenen sind. Es ist eben, wie bereits im Eingange bemerkt wurde, die Romantik, aber die gesunde, die sich hier mit dem Schwerte gürtet und für die Gegenwart und ihre Forderungen in christlicher Frömmigkeit und mit der Sehnsucht nach Kaiser und Reich in die Schranken tritt, voll Vertrauen auf den heiligen, gewaltigen und gnädigen Gott und mit der Forderung, daß nach den Kämpfen nicht äußerlich allein, sondern auch innerlich ein neues, frisches Leben beginne. Und wenn man des Jahres 1871 gedenkt, das dem deutschen Volke Kaiser und Reich gebracht

---

Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd.
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längst verlass'ne, ein; mit breiten Ästen
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Tür',
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen."

hat, so ist es uns, als hätte der Dichter auch in folgender Stelle wieder ein voraussehendes Wort gesprochen, wenn er singt:

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Zum Schlusse möge noch ein bekanntes Reiterlied Platz finden, welches zwar erst zehn Jahre nach dem Frieden entstand, das aber zu den beliebtesten Volksliedern gehört, obschon ihm ein kräftiger Ausdruck unerschrockenen Mutes nicht eigen ist. Es ist Hauffs „Reiters Morgenlied“.

1. Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

2. Kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

3. Ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen:
Ach, die Rosen welken all!

4. Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

In diesem Liede ist durch alle Strophen hindurch neben das frische, blühende Leben unmittelbar der starre, kalte Tod in einen erschütternden Gegensatz gestellt. Während in dem voraufgegangenen Gedichte der Gedanke an denselben nur vorübergehend zum Ausdruck kommt, tritt er hier in den Vordergrund. Ist doch das Leben des Menschen nirgends mehr bedrohet, als auf dem Schlachtfelde; erinnert doch alles, was man hier hört und sieht, fast allein nur an den schnellen, schmerzlichen Wechsel. Hinter dem Soldatenleben steht unmittelbar der Soldatentod. Kein Wunder, wenn vor dem Beginn einer Schlacht der anbrechende Morgen, der sonst alles mit frischem, fröhlichem Lebensgefühle erfüllt, in unserm jungen Reitersmann, als er das Blasen der Trompete zum Kampfesaufbruch erwartet, den Gedanken an den Tod erweckt und die blutrote Farbe des Himmels ihm wie eine von oben kommende ernste Mahnung an den Tod erscheint. In Augenblicken großer Unsicherheit ist der Mensch nur zu sehr geneigt, alles, was um ihn vorgeht, auf sein bevorstehendes Geschick zu deuten, in allem eine Ahnung zu erblicken, und so ist es denn unserm Reitersmann ganz unzweifelhaft, daß der rote Himmel ein Zeichen sei, welches auf seinen Tod in der bald beginnenden Schlacht hinweist, und daß mit ihm auch

mancher liebe Kamerad das Leben wird lassen müssen, was seinen Schmerz noch vergrößert.

Fühlt er sich jetzt auch noch im Besitz des vollen, blühenden Lebens, so hat er doch oft genug gesehen, wie mancher, der gestern noch fröhlich und voll Lebenslust auf edlem Roß stolz einhertrabte, tags darauf eine blutige Leiche war. Und dieses kann auch ihm widerfahren. Dieser schnelle Wechsel ist sehr schön durch die kurzen, rasch aufeinanderfolgenden Sätze wiedergegeben, deren gegensätzlicher Inhalt durch die Worte: „gestern“, „heute“, „morgen“ noch besonders hervorgehoben wird, und das „Kaum“ in ergreifender Weise erläutert. Einfacher und kürzer könnte dieser schmerzliche Wechsel wohl nicht wiedergegeben werden.

Einigen Trost für den sich mit aller Macht immer mehr aufdrängenden Gedanken an den Tod findet unser Reitersmann nach der 3. Str. nun darin, daß auch sonst gerade über des Menschen Leben ein schwankendes Los herrscht, gar oft die frischesten, hoffnungsreichsten Blüten geknickt werden, daß keiner der Sterblichen und wenn er durch blühende Gesundheit und liebliche Wohlgestalt noch so sehr in die Augen fällt, mit Sicherheit auf den folgenden Tag rechnen kann. Der Dichter hat diese Gedanken durch manche Mittel mit großem Nachdruck hervorgehoben, weil sie, wie schon gesagt, eine Art Trost enthalten. Schon durch die Form der Anrede tritt das Gesagte in die lebendigste und unmittelbarste Beziehung zu jedem einzelnen, der durch seine Schönheit und Gestalt die Aufmerksamkeit und die Bewunderung zu erregen sucht. Ferner hat der Dichter am Schlusse der Strophe den Nachsatz, welcher eigentlich heißen sollte: „so welken doch die Rosen alle“, in einen selbständigen Ausruf verwandelt und denselben noch mit dem klagenden „Ach“ eingeleitet, wodurch sein Inhalt um so eindringlicher wird. Außer diesen Redefiguren trägt auch das Hervorheben der Wangen und das Heranziehen des Purpurs und der Milch, um das Bild der Schönheit recht anschaulich zu machen, zur Lebendigkeit des Ausdrucks wesentlich bei.

Die letzte Strophe knüpft durch das „Darum“ an die voraufgegangene unmittelbar an. Da also der Tod nun einmal das allgemeine Los der Menschen ist und niemand den Zeitpunkt desselben in seiner Gewalt hat, so will unser Reiter nicht klagen und murren, sondern sich mit froher Ergebung dem unterwerfen, was Gott über ihn verhängt. Bezeugt dieses schon, daß seine Todesgedanken nicht aus einem Herzen voller Feigheit gekommen sind, so tut es das Folgende noch mehr. Zunächst sagt er, daß er wacker streiten will; es soll also von jetzt an, wo der Augenblick des Handelns gekommen ist, der Gedanke an den Tod ihn nicht mehr beschäftigen. Und schon sehen wir, daß die anfängliche Todes-

ahnung, die ihm bald zur Gewohnheit geworden war, geschwunden ist, denn wenn er sagt: „Und sollt' ich den Tod erleiden" — so liegt darin, daß er nur noch an die Möglichkeit, nicht einmal an die Wahrscheinlichkeit desselben denkt. In frommer Ergebung reitet er getrost und mutig in die Schlacht mit dem schönen, festen Vorsatze, seine Pflicht zu tun, nicht als Feigling, sondern als braver Reitersmann zu sterben.

Leidenschaftliche Gefühle finden sich in unserm Gedichte nicht. Wenn dasselbe dennoch so beliebt geworden ist, so haben außer seiner schönen Sangesweise wohl die in demselben niedergelegten Todesahnungen und Grabesschauer, die durchaus volkstümlicher Art sind, dazu beigetragen, es zum Lieblingsliede zu machen. Wäre der letzten Strophe statt der allgemeinen Betrachtung in der dritten ein kräftiger, zur Tat sich zusammenraffender Aufschwung voraufgegangen, so würde das Lied dadurch wesentlich gewonnen haben.

Daß der dichtende Volksmund in den Jahren der Befreiung auch nicht geschwiegen hat, beweisen die vom Freiherrn von Ditfurth gesammelten Volkslieder. Da tönte es von Mund zu Mund:

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächtige Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen usw.

In einem anderen Liede heißt es:

Ja der Russ'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß:
Im ganzen Kremel
Nicht eine Semmel,
Und auf den Hacken
Immer nur Hunger und Kosaken.
Ja der Russ'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß.
Hin ist der Blitz
Deiner Sonne von Austerlitz,
Unterm Schnee
Liegen alle deine Corps d'Armée.
Warte,
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich schon.

Die Dichtungen aus der Zeit der Freiheitskriege lassen, wie schon angedeutet, ihrem Inhalte wie ihrer Form nach einen großen Fortschritt erkennen, wenn man sie mit den Gedichten aus dem Siebenjährigen Kriege vergleicht. Manche der letzteren verdienen

kaum noch den Namen Poesien; auch fehlt ihnen diejenige nationale Grundlage, die in den Freiheitsliedern in so hellen Flammen glüht. Gleims Kriegslieder beschränken sich, wie dies nicht anders sein konnte, auf den preußischen Patriotismus; in den Liedern der Freiheitskriege dagegen kommt das deutsche Nationalgefühl zum Durchbruch, mit ihm auch die Sehnsucht nach Kaiser und Reich. Außerdem kann Gleim, trotz allen Bemühens volkstümlich zu sein, von festgewurzelten Ausdrücken und Vorstellungen, die der alten Welt entnommen sind, sich nicht losmachen. Mars und Apollo, Homer und Horaz, Troja und Hektor, Sparta und Cäsar — kurz, eine ganze Reihe griechischer und römischer Namen und Begriffe geben seinen „Grenadierliedern" eine fremdartige Färbung. Diese gelehrte Beimischung ist in den Liedern von 1813 ebenfalls geschwunden. Volkstümlich ist die Sprache, volkstümlich das Versmaß geworden; der Odenstil Klopstocks, den wir in den Liedern aus dem Siebenjährigen Kriege oft noch antreffen, hat sich überlebt. Unverkennbar ist in den Gesängen der Befreiungskriege der Einfluß der Schillerschen Muse; ja der Geist dieses Dichters schreitet gewissermaßen durch die Kämpfe des Jahres 1813. Schiller kennt kein anderes Deutschland, als dasjenige, nach welchem man in den Freiheitskriegen rang, ein einiges, großes, mächtiges, und keine andere Freiheit als die, welche in der Sittlichkeit wurzelt, und keinen anderen Patriotismus, als den religiös gestimmten, und dieser war es, welcher die Herzen im edlen Selbstgefühl zu Trutz und Haß gegen den fremden Dränger entflammte bis in den Tod und in Liedern rein und voll erklingen ließ, was das Schwert im Felde rühmlich getan. In dem herrlichen Festspiele der Freiheit, im Tell, welches der hochherzige und großsinnige Dichter wie ein heiliges Vermächtnis seinem Volke scheidend hinterließ, finden wir das Grundthema zu allen Liedern der Freiheitskriege in den Worten:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!"

Was Schiller getan haben würde, wenn er die Schande von Jena und jene schmachvollen Jahre der Fremdherrschaft erlebt hätte, kann nicht zweifelhaft sein. Wie hätte der Mann, der einen Tell gedichtet, der in der „Jungfrau von Orleans" dem Patriotismus die höchste religiöse Weihe gegeben hat und da das Wort spricht:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!"

wie hätte der gegen das Schicksal seines Vaterlands, das unter der

Tyrannei des mächtigen Korsen schmachtete, gleichgültig schweigen können? Wie hätte der Dichter der kühnen Ritterromanzen, dessen Lyrik selbst mutig und feurig, stolz und männlich einherschreitet, von sich selbst abfallen können?! Goethe war eine andere Natur, eine mehr ästhetisch genießende, als eine in die bewegte Welt hinaustretende und kämpfende. Kein Dichter ist vielleicht so weltflüchtig, als der mit dem Weltwesen so vielfach verkettete Goethe gewesen. Alles, was den heiteren Horizont seiner künstlerischen Stimmung umwölkte, war ihm nicht nur unbequem, sondern brachte ihn auch in Verstimmung. Schon dieses macht sein Schweigen bei Deutschlands Erhebung begreiflich. Dazu kommt, daß er keinen rechten Glauben an die Kraft des deutschen Volks hatte, was aus den bekannten Worten hervorgeht, die er dem begeisterten Kreise der Körner und Arndt zurief: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen". Hätten alle so gedacht, so wäre Deutschland nicht frei geworden. Der leidenschaftliche Haß und die glühende Gärung, die sich im Frühjahr 1813 überall kundgaben, waren ihm vollends störend. Als die ersten Preußen und Kosaken gen Weimar streiften, regte sich, wie Häusser erzählt, in ihm nur in erhöhtem Maße die Sehnsucht nach Frieden, und er eilte nach Teplitz, um dem störenden Gedränge zu entgehen. Eifriger als je versenkte er sich in literarische Arbeiten. „Wie sich in der politischen Welt" — so äußert er selbst — „irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste." So trieb er nach seiner Rückkehr aus Böhmen mit allem Ernste chinesische Geschichte, und am Tage der Schlacht bei Leipzig, an welchem die Herzen von ganz Europa fieberhaft nur mit den Ereignissen des Tages erfüllt waren, schrieb er für die Schauspielerin Wolff den Epilog zu Essex. Und auch nachher hat jener gewaltige Ringkampf seiner Harfe keinen Laut entlockt. Überhaupt hatte Geschichte nur ein untergeordnetes Interesse für den großen Künstler. Viel mehr zog ihn die Naturforschung an. Daß indes patriotische Empfindungen ihm nicht ganz unzugänglich waren, zeigt sein Hermann und Dorothea, namentlich in der Schlußszene. Aber auch hier bilden die geschichtlichen Ereignisse nur den Hintergrund, auf welchem persönliche Leidenschaften einer Familie sich bewegen; das Epos der französischen Revolution dient nur als Unterlage einer Liebes-Idylle. Bezeichnend ist ferner, daß gleich nach dem „Götz" der weichliche und verweichlichende „Werther" folgte, und daß in den späteren Dramen des Dichters der Kampfesmut und die tatkräftige Männlichkeit des Götz nicht wieder erscheinen, während diese Eigenschaften bei Schiller zu immer reicheren und schöneren Blüten sich entfalteten. Sein Tell und sein Wallenstein kamen in dem Jahre 1813

fort und fort zur Aufführung in Berlin, und mit dem Reiterliede der Wallensteiner zogen die ersten Freiwilligen in Breslau ein. Goethe konnte seiner ganzen Natur nach nicht mit einstimmen in jene männlichen, aufrüttelnden Töne eines Schiller, Arndt und Körner. Darin liegt die einzige Entschuldigung für ihn. Es sind harte Tadel und schwere Vorwürfe über ihn laut geworden; aber wenn man bedenkt, daß der Mensch über seine eigene Natur nicht hinauskann, und daß Goethe, wenn auch in anderer Hinsicht, für die Größe Deutschlands das Seine getan hat, so kann man jenen Vorwürfen nicht unbedingt beipflichten.

Schiller und die Dichter der Freiheitskriege werden immer die guten Geister des deutschen Volks sein und bleiben, wo es gilt, mutig weiter zu schreiten, die Freiheit nicht von der Sittlichket zu trennen, die Ehre, die Treue und das Vaterland hoch zu halten.

Themen.

1. Ein Feldnachtlager.

Beschreibung eines Gemäldes.

Der Schauplatz ist eine weite, hügelige Ebene, hier und dort mit Baumgruppen besetzt, die aus Eichen und Buchen bestehen. In langer Linie dehnt sich das Lager aus; überall lodern Wachtfeuer empor, auch aus den Vertiefungen sieht man Rauch in die Höhe steigen, ein Zeichen, daß dort ebenfalls Feuer brennen. Überall erblickt man zusammengestellte Gewehre und kleine Hütten, die teils aus Baumzweigen, teils aus alten Brettern angefertigt sind; einige aus Stroh gemacht. Es herrscht noch reges Leben im Lager, indem immer noch neue Truppenteile ankommen; Pferde werden abgeschirrt, Kanonen in Reih' und Glied aufgefahren, Wachen ausgestellt. Die meisten Krieger haben sich jedoch bereits um die Wachtfeuer gruppiert; einige sind mit dem Kochen des Abendessens beschäftigt, andere rauchen in behaglicher Ruhe ihre Pfeife, noch andere putzen und untersuchen die Waffen. Auch solche, die eine leichte Wunde davongetragen haben, sieht man; dem einen ist der Kopf mit einer Binde umwunden, der andere trägt den Arm im Tuche. Hier stattet ein eben angekommener Husar, dessen Pferd noch völlig gesattelt und gezäumt neben ihm steht, einem Offizier Bericht ab, und dort stehen drei Grenadiere, die eifrig etwas besprechen. Kaum erkennbar sind die, welche tief im Hintergrunde an der äußersten Grenze des Lagers sich befinden. Das hellste Licht fällt auf diejenigen, welche im Vordergrunde um die Wachtfeuer sich gelagert haben. Die verschiedenen Uniformen, das Metall der Waffen, selbst die Äste und Blätter der nächsten Bäume treten mehr oder weniger durch die Beleuchtung hervor, deren Wirkung durch das Mondlicht eine ganz eigentümliche ist.

2. Die heimkehrenden Krieger.

Dann Klang von allen Türmen
Und Klang aus jeder Brust
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!

Der lang ersehnte Tag, der unsere zum Kampfe ausgezogenen Truppen wieder heimwärts in die alte Garnison führen sollte, war endlich gekommen.

Mit banger Sorge hatten wir die Krieger scheiden sehen, hatten sie mit unserem Herzen auf allen ihren Zügen begleitet, hatten Tag für Tag unsere Gedanken nur bei ihnen gehabt. War es heiß, so dachten wir an ihre beschwerlichen Märsche, regnete es, an ihre durchnäßten Kleider. Jede Nachricht vom Kriegsschauplatze würde mit fieberhafter Aufregung verschlungen, jeder Sieg durch das Flaggen mit Fahnen gefeiert. Der Jubel war groß, als der Friede unterzeichnet und der Tag der Rückkehr für unsere braven Truppen festgesetzt war. Überall regten sich jetzt die Hände, um sie festlich zu empfangen. In jedem Hause wurden Kränze und Girlanden gewunden, und wer noch keine Fahne besaß, ließ rasch eine solche herrichten. Die Geschäfte ruhten, das gewöhnliche Treiben war verstummt. An allen Häusern wurde gehämmert und geklopft, und bald sah man bis zum obersten Stockwerk hinauf die Wände mit Girlanden und Kränzen von Eichenlaub geschmückt, ja die ersteren selbst hoch über die Straßen hinweg geleitet und mit jubelnden Inschriften versehen. Da war auch kein Haus, keine Straße, die sich nicht in ein Festgewand gekleidet hätte. Besonders schön machten sich die vielen Fahnen, welche aus den obersten Stockwerken oder aus den Dachluken von Haus zu Haus bis tief in die Straßen herunterhingen und vom Winde lustig hin und her bewegt wurden. Am Tore hatte man eine schöne Ehrenpforte errichtet und an derselben bis in die Nächte hinein gearbeitet, damit sie noch fertig wurde. Wenige Stunden vor der Ankunft der Truppen stand sie in ihrer ganzen Pracht da. Die Hauptstraßen, durch welche die Truppen ziehen mußten, hatten sich allmählich so mit Menschen gefüllt, daß niemand sich von seinem Platze zu bewegen vermochte, nur der Fahrweg war frei erhalten. Wie die Straßen, so hatten sich auch die Fenster der Häuser mit Zuschauern, Kopf an Kopf, gefüllt. Ehe der Einzug stattfand, war eine harte Geduldsprobe zu bestehen, denn da viele von den Angehörigen der Krieger diese schon am Bahnhofe empfingen, ihnen Erfrischungen und Kränze reichten, so vergingen mehrere Stunden, ehe der Zug in die Stadt kam. Endlich erkannte man an dem Schwenken der Tücher aus den Fenstern, an dem Hurraruf und dem Werfen der Blumensträuße, daß er in die Stadt eingezogen sei. Diese Zeichen setzten sich von Haus zu Haus fort und hielten gleichen Schritt mit den einmarschierenden Truppen, was an sich schon ein ergötzliches Schauspiel gewährte. Die Krieger waren zuletzt so von Blumen und Kränzen bedeckt, daß sie wandernden Blumenvasen glichen. Alle waren hoch erfreut und überrascht von dem überaus herzlichen Empfange. Dabei kamen auch recht rührende Szenen vor. So sah man z. B. ein altes Mütterchen neben ihrem Sohne einhermarschieren, das Gewehr, welches sie jenem abgenommen hatte, vor Freude schulternd; ein Landwehrmann hatte seinen kleinen Knaben, den die Frau ihm entgegengetragen, auf seinen Tornister gesetzt. Bräute hatten sich in den Zug neben ihren Bräutigam gedrängt und zogen so in Reih und Glied mit einher. Freilich fehlte es auch nicht an traurigen Szenen. Manche Braut und manche Mutter, die bis dahin den Tod des Geliebten noch nicht erfahren hatten, trockneten still ihre Tränen und konnten nicht mit einstimmen in den allgemeinen Jubel, dem der Abend erst ein Ende machte.

---

6. Friedrich Rückert.

Friedrich Rückert begrüßte das Licht der Welt im Monat Mai des Jahres 1788 in Schweinfurt, wo sein Vater die Stelle eines Advokaten bekleidete, und wo ihm auch später auf dem Marktplatze ein Denkmal errichtet worden ist. Da der Vater genötigt war, seinen Wohnsitz öfter zu wechseln, so hat unser Dichter seine Knabenjahre nicht bloß an dem genannten Orte verlebt. Nach Beendigung des Gymnasial-Unterrichts besuchte er auf Wunsch des Vaters die Universität in Würzburg, um die Rechte zu studieren. Von Würzburg ging er nach Jena. Die Trockenheit seines Brotstudiums genügte indes dem phantasievollen Jünglinge nicht. Das Studium der Sprachen und der Literatur zog ihn mehr an. Beim Ausbruch des Freiheitskampfes wollte er, wie sein Bruder, persönlich am Kriege gegen Frankreich teilnehmen; nur den dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Eltern gelang es, ihn zur Überzeugung zu bringen, daß er seine geschwächte Gesundheit durch die Anstrengungen eines Feldzuges vollends zugrunde richten würde. Hat er nun auch den Freiheitskampf nicht persönlich mitgekämpft, so hat er ihn doch in seinen geharnischten Sonetten geistig durchlebt und durchfochten. An den Ereignissen jener Zeit nahm sein Genius nicht nur den ersten männlichen Aufschwung, dieselben ließen in ihm auch einen Nachklang zurück, welcher ihn noch im hohen Alter beim Beginn des zweiten Kampfes in Schleswig-Holstein zu Kampfesliedern begeisterte und ihn auch da wieder als einen echt deutschen Mann erscheinen ließ, in welchem noch immer dieselbe Flamme loderte, in deren Glut die „geharnischten Sonette" geschmiedet waren. Die politische Luft Deutschlands nach den Freiheitskriegen ward ihm mehr und mehr unerträglich; er ging 1817 nach Italien, verweilte längere Zeit in Rom und Neapel und wandte dort der italienischen Volkspoesie seine ganze Aufmerksamkeit zu. Heimweh im Herzen, zog es ihn wieder zurück zur deutschen Flur, zunächst nach Wien, wo er die Bekanntschaft des berühmten Orientalisten J. v. Hammer-Purgstall machte, der ihn auf die Poesie des Morgenlands hinwies, eine Poesie, die statt der Tat den Genuß, statt der Freiheit die Liebe predigt. Mit welcher Gewalt den zur Be-

schaulichkeit hinneigenden Dichter die letztere ergriff, zeigt sein „Liebesfrühling", ein Liederkranz von ungefähr 500 Liedern, in denen er die Liebe wie ein Erdenhimmelreich feiert und, unmutig über die politischen Zustände, einzig und allein nur von ihr singen will.

„Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt und nicht auf Liebe.
Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern,
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen."

Am 26. Dez. 1821 führte er diejenige heim, der alle jene sinnigen Lieder des „Liebesfrühling" geweihet waren, die an Geist und Herzen ihm ebenbürtige Anna Luise Magdalene Fischer, deren Vater Eigentümer des Gutes in Neuseß bei Coburg war, welches Rückert später zu seinem Heim wählte. Unstreitig hat der „Liebesfrühling" trotz seiner Schwächen wesentlich dazu beigetragen, den dichterischen Ruhm des Sängers zu begründen. Im Jahre 1826 wurde Rückert als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen. Trotz seiner Studien drang eine erstaunliche Fülle von Liedern aus seiner Brust. Mit Recht konnte er von sich sagen:

„Mehr als Blumen im Gefilde, sprossen
Lieder täglich unter meiner Feder."

Als Frucht indischer Studien erschien das Epos Nal und Damajanti, in welchem der unwandelbaren Frauentreue ein schönes Denkmal gesetzt ist, und „die Weisheit des Brahmanen", ein Meer von Gedanken und Ansichten, jedenfalls Rückerts Hauptwerk und die Krone aller didaktischen Dichtungen, trotz der hier und dort zutage tretenden Trockenheit und Breite. 1838 gab er in 12 Büchern „Rostem und Suhrab" heraus, eine freie Nachdichtung aus dem persischen „Schah-Nameh", und um auch den äußersten Osten Asiens in den Umfang deutscher Poesie zu ziehen, dichtete er das „Liederbuch der Chinesen", so daß durch ihn die deutsche Literatur sich mehr und mehr zu der hohen Stufe einer Weltliteratur gestaltete.

Ein ehrenvolles Handschreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen berief Rückert nach Berlin als Professor der orientalischen Sprachen mit dem Titel eines „Geheimen Rates" und einem Gehalte von 3000 Talern. Lange zögernd, folgte er erst nach mehrfachen Unterhandlungen dem ehrenvollen Ruf im Jahre 1841. Er hat sich indes in die Gesellschaft Berlins nie eingewöhnen können, und obschon ihm die besondere Vergünstigung zuteil wurde, nur im Winter in Berlin leben zu müssen, so verließ

er dasselbe doch schon anfangs März 1848 wieder, um sich ganz in seinem lieben Neuseß niederzulassen, wo seine Familie bereits seit 1844 wohnte, während er die Wintermonate hindurch in Berlin eine Art Junggesellenleben geführt hatte. Der König ließ ihm die Hälfte seines Gehaltes als Pension, damit er sorgenfrei leben könne. Leider ward ihm seine Gattin im Jahre 1857 durch den Tod entrissen. Sie wurde auf dem Kirchhofe zu Neuseß beerdigt. War das Wetter günstig, so sah man ihn jeden Sonntag ohne Ausnahme nach dem Schlusse der Kirche dem Grabe seiner Frau zuschreiten, um an demselben die Erinnerungen seines ganzen reichen Liebeslebens zu feiern. In seinem späten Alter wurden ihm mancherlei Auszeichnungen zuteil. Das „freie deutsche Hochstift" zu Frankfurt a. M. ernannte ihn zu seinem Meister, seine Geburtsstadt zum Ehrenbürger und der König Max von Bayern zum Ritter des Maximilianordens. Während der letzten Hälfte des Jahres 1865, so erzählt sein Biograph Doktor C. Beyer, dem ich hier gefolgt bin, kränkelte er infolge einer Operation. Sein Gesundheitszustand wurde immer schwankender; er mußte den gewohnten Spaziergängen in Neuseß und nach seinem Goldberg entsagen und sich auf kleine Bewegungen im Garten beschränken. Den 31. Jan. des Jahres 1866 entschlief er eines sanften und schmerzlosen Todes. Am 3. Febr. wurde er unter Beteiligung der Stadt Coburg und verschiedener Gesandten des deutschen Volkes, von Abgeordneten des Herzogs und der Frau Herzogin von Coburg-Gotha auf dem Gottesacker zu Neuseß beerdigt. Selbst die Frauen Coburgs ließen es sich nicht nehmen, dem Schöpfer des Liebesfrühlings durch ihr Erscheinen bei dem Leichenbegängnis ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Die Kränze, die damals sein Grab schmückten, sind längst verwelkt, nur einer nicht, den der Dichter selbst gewunden:

Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauerzeichen
Erblichner Freuden, die den Freuden nach erbleichen.

Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
Hab' ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.

Hier hängt der Freundschaft Laub, und hier der Liebe Flitter,
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunklen Schnitter.

Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm, und hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Rest vom Leben.

Wer nach mir übrig bleibt, wann ich geschieden bin,
Häng einen letzten Kranz aus dunkeln Blumen hin.

Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
Ihr welken Kränze, sagt: So geht die Welt vorbei!

Der Grundton, welcher sich durch die Poesie Rückerts zieht, gehört der lehrhaften Dichtung an, die der Sänger nach Inhalt

und Form in einer unübersehbaren Fülle und Mannigfaltigkeit gepflegt hat. Nach dieser Seite hat er der Ruhmeshalle der deutschen Poesie durch seinen Namen einen Schmuck verliehen, auf den sie stolz sein kann. Fast jeder Gedanke, fast jede Anschauung gestaltete sich bei ihm in sinniger Weise zu einem poetischen Spruche bilderreicher Lebensweisheit, bald zu einer zweizeiligen Gnome, bald zu einem zugespitzten Epigramm, bald zu einer Verbindung von Sprüchen als ein Lehrganzes mit blitzenden Antithesen und farbenschönen Bildern. Da ist kein Verhältnis, keine Gewohnheit, keine Erfahrung und Strebung, die von dem Sprachgewandten und Sprachgewaltigen nicht zum Gegenstande eines sinnvollen Denkspruchs gemacht worden wäre, so daß er die reichste Ausbeute für die Stammbücher bietet.

Rückert ist ferner Meister in der Nachahmung fremdländischer, namentlich orientalischer Anschauungen und hat auch dadurch unsere Literatur nach Inhalt und Form mit wertvollen Schätzen bereichert, mehr als die Romantiker, welche vorzugsweise nur bei den romanischen Völkern stehen geblieben waren. Er ist der berufenste Dolmetscher der Weltpoesie geworden, ist nach Persien, Arabien, Indien und China gewandert, und der deutsche Sprachgenius ist überall seinem Zauberspruche gefolgt, hier den Perser, dort den Araber, dort den Inder usw., ohne dem deutschen Wesen untreu und gegen die Geschicke Deutschlands gleichgültig zu werden. Dem persischen Dichter Dschalaleddin lernte er das schelmische Getändel des Ghasels ab, dem Hariri die Makame. Auch eignete er die persische Vierzeile, wie die italienische Siciliane unserer Poesie an. Altklassische Versmaße hat er seltener gebraucht. Diese gestatten ihrer Natur wegen nicht, eine Mehrheit von Bildern und Gedichten zu gemeinsamer Wirkung zusammenzufassen, wie es die unerschöpfliche Phantasie und das sprachgewandte Talent Rückerts liebte. Die scharf begrenzte Darstellung war nicht seine Sache; Dramen, Balladen und Romanzen lagen daher seiner Muse fern. Versuche auf diesen Gebieten mißglückten. Er betrat nur da mit Glück das Gebiet epischer Lyrik, wo er es auf lehrhafte Weise (in der Parabel), oder in dem nicht gebundenen Phantasieleben des Märchens tun konnte, und da ist seine Muse vorzüglich. Seiner großartigen Schaffenskraft entsprechend, folgt er gar zu gern der im Gegenstande liegenden Entwicklung des Gedankens bis ins Endlose. Ein anhaltend behaupteter Parallelismus, eine willkürliche Reimkette läßt uns dann wohl den Witz, die Kunst und die Gewandtheit bewundern, aber nicht selten geht dabei der reine, poetische Genuß verloren. Selbst in seinen besten Erzeugnissen kommt es vor, daß er den Gegenstand seiner Muse zu sehr mit allen möglichen Streiflichtern ausstattet, so daß wir mehr den Eindruck eines geist-

reichen Wort- und Formenspiels, als die Freude an einem naiven, poetischen Schaffen gewinnen, wie z. B. in folgender Stelle des „Liebesfrühlings“:

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß,
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe dich nach einem Himmelsschluß,
Ich liebe dich nach einem Zauberbann.

Dich lieb' ich, wie die Rose ihren Strauch,
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb' ich, weil du bist mein Lebenshauch;
Dich lieb' ich, weil dich lieben ist mein Sein.

Rückerts Schwäche liegt teils in seinem unabweisbaren Drange, alles und jedes dichterisch zu behandeln, teils in dem Überwiegen der Reflexion und des Witzes. Er selbst hat dies gefühlt, indem er sagt:

Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu' ich wie Duft in den Wind oder wie Perlen ins Gras;
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter; ich bin jetzt ein zersplitterter nur.

Geharnischte Sonette.

1.

1. O daß ich stünd' auf einem hohen Turme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:

2. Wie lang' willst du dich winden, gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?

3. Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
„Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang' g'nug den Druck von eures Feindes Hufen.“

4. Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang' darf man dich drücken?

2.

1. Ihr Ritter, die ihr haust in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muts zerborsten?

2. Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Untier nicht mit seinen Borsten?

3. Schwingt eure Keulen! denn es ist ein Keuler!
Er wühlt, er droht, von Gier nach schnödem Futter
Stürzt er den Stamm, nicht bloß des Stammes Blätter.

4. Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft, Ritter, wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

3.

1. Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst tat die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male

2. Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und mein's ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

3. Wer weckt mich heut' und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Zieten reiten.

4. Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen."

4.

1. Habt ihr gehört von jenem Pfahl der Schande,
(Hast, ihn zu stürzen, Himmel, keine Blitze?)
Den euer Feind in seines Babels Sitze
Hat aufgerichtet an der Seine Strande?

2. Von jenem Obelisk, an dessen Rande,
Vom Fußgestell bis hoch an seine Spitze,
In stein'ren Feldern alle Austerlitze
Stehn, alle Schmachen eurem Vaterlande?

3. Auf, Deutsche, auf, aus allen euren Gauen!
Was säumet ihr mit wütendem Geheule
Zu stürmen, mit verzweifeltem Vertrauen?

4. Schwingt wie die alten Väter eure Keule
Und schlagt, daß sie kein Gott kann wieder bauen,
In Stücken eure Schmach und ihre Säule!

5.

1. Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben

2. Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

3. Denn wenn sie selbst im Sturm des Feindes Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden;

4. Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so soll's die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, ihr gabt eu'r Geschmeide.

6.

1. Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten!

2. Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

3. Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

4. Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte!

7.

1. „Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen,
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme wehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

2. „Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

3. „Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —

4. „Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben."

8.

1. Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
Geblickt auf uns und unsers Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande!
„Wie lang', Herr, willst du sie noch fester löten?"

2. Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröten.

3. O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
O eile du, die Kraft uns einzuflößen

4. Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

Es ist wohl als bedeutsam anzusehen, daß auch Rückert die ersten, öffentlichen Klänge seiner Muse jener großen, an gewaltigen und inhaltsschweren Begebenheiten so reichen Zeit der Befreiungskriege widmete. Wie sehr damals das Dichten und Trachten auf das eine Ziel gerichtet war: das Vaterland zu befreien, bekunden seine Sonette, indem selbst diese zierliche und anmutige, mehr für die zarten Regungen des Gemütslebens bestimmte, welsche Form sich mit dem Harnisch deutschen Zornes wappnen und waffenklirrend gegen die Fremden einherschreiten mußte. Sie erschienen noch rechtzeitig (1813), um die Begeisterung zu schüren. Nach den Befreiungskriegen wandte sich Rückert, wie viele andere Dichter, mehr dem Stilleben der Seele zu, welches er, wie bereits angedeutet, in der mannigfaltigsten Weise durch Liebeslieder, Märchen, Sagen usw. verherrlichte und dabei oft zu den fernliegendsten Stoffen griff, ohne jedoch ganz der patriotischen Muse zu entsagen.

Was den Inhalt der oben mitgeteilten Sonette betrifft, so bietet derselbe dem Verständnis keine Schwierigkeiten. Das erste Sonett ist der Ausdruck glühenden Zorns über die Unschlüssigkeit und über die feige Geduld des deutschen Volks, das zu seiner Schande und Schmach schon lange das Joch seiner Unterdrücker getragen hat. Selbst die Berge, einst durch das Blut der Ahnen von der Fremdherrschaft der Römer frei erhalten, jetzt aber eine Beute des Eroberers, würden, wenn sie könnten, zum Befreiungskampfe aufrufen. Der patriotische Weheruf setzt sich im zweiten Sonett fort. Der Dichter wendet sich in diesem durch eine Reihe von Fragesätzen an die dem Ritterstande entsprossenen Adeligen, sie mahnend, ihrer kampfesmutigen Vorfahren sich treu und würdig zu zeigen. Den Feind vergleicht er mit den wildesten Tieren unserer Wälder, die aus reiner Zerstörungslust alles bis auf den Grund verwüsten. Auf ihn soll der jagdlustige Adel Jagd machen und das Vaterland von seinen satanischen Verwüstungen befreien. In den folgenden Sonetten sucht nun der Dichter den gesunkenen Mut auf die mannigfaltigste Weise zu beleben. Vertrauensvoll lenkt er zuerst die Blicke auf ein Herrscherhaus, das stets für Deutschlands Ehre eingetreten ist, auf den ruhmreichen Stamm der Hohenzollern. Schon steigt in Preußen der Hoffnung verheißende Geist Friedrichs d. Gr. aus dem Grabe empor, der für Jena Rache nehmen, die Streiter nach Paris führen, dort die Siegessäulen stürzen und auf ewig in Stücke zerhauen will. An Preußen, das sich durch seine Vergangenheit, wie durch den gegenwärtigen, mutigen Aufschwung die freudige Hoffnung aller deutschen Völker erworben hatte, sollen sich alle anschließen, in der Einheit ihre Freiheit erringen und die angetane Schmach auslöschen. Preußens Frauen selbst spornen zum Kampfesmut. Bereitwillig legen sie ihr Liebstes, was sie haben, auf den Altar des Vaterlandes nieder und geben damit den Männern ein Beispiel zum Nachahmen im Opfermut. In dem 6. Sonett erreicht dann die patriotische Erhebung ihren Höhepunkt, indem sie sich zum Schwur ermannt, auf Tod und Leben den Kampf aufzunehmen, alle persönlichen Interessen dem einen, der Befreiung des Vaterlandes, das höher als Vater, Mutter und Schwester steht, nachzusetzen und nicht eher zu ruhen, bis dieselbe erreicht ist. Der Beistand Gottes wird nicht fehlen, wie er dem Volke Israel seinen übermächtigen Feinden gegenüber nicht gefehlt hat. Hatte der Dichter in Sonett 3 durch Hinweis auf Taten und Helden aus der preußischen Geschichte den gesunkenen Mut zu beleben gesucht, so tut er dies jetzt durch Hinweis auf wunderbare Taten und Helden der jüdischen Geschichte, dort und hier in der lebendigsten Weise der direkten Rede; er selbst legt sich Schweigen auf.

Der religiöse Ernst bekundet sich dann besonders noch in dem Schlußsonett durch ein Gebet. Schon fehlt es nicht an Zeichen, daß eine höhere Hand die Rettung vorbereitet. „Sie kommt im Städtebrande, sie kommt in blut'gen Morgenröten" — eine Hinweisung auf die vernichtenden Ereignisse in Rußland und auf die Aufstandsversuche eines Dörnberg und eines Schill, die ersten Feuerzeichen, die im Brande von Moskau zusammenschlugen. Mit dem Schilde freudiger Zuversicht und mit dem Panier der Hoffnung sollen und können die Streiter in den Kampf ziehen. Der Sieg wird ihnen unter dem Beistande Gottes zuteil werden, wenn jeder das Seine tut und nicht zurückschreckt vor dem schweren Dienste für die Befreiung des Vaterlands.

Der männlichen Gesinnung, welche in diesen schneidigen Sonetten sich kundgibt, entspricht die kraftvolle, kühne Sprache derselben. Sie tönt in manchen Stellen wie Trommelwirbel und Kanonendonner, besonders in solchen, wo die tiefen Vokale mit dem energischen, kräftigen Konsonanten r, der an sich schon wie das Wirbeln der Trommeln klingt, in Verbindung gebracht sind, was namentlich in dem ersten Sonett geschehen ist, wo überdies noch die häufig angebrachten Alliterationen die Wirkung verstärken. Außer den Alliterationen sind sämtliche Sonette auch von erregten Frage- und Ausrufungssätzen durchzogen. Außerdem sind ihnen eine Reihe Wortspiele eigen („schwingt eure Keulen, denn er ist ein Keuler" — „helft Ritter, wenn ihr Ritter seid, seid Retter" usw.), die Rückert vorzugsweise liebt. Ohne Ausnahme hat ferner der Dichter in das Reimwort einen volltönenden Schlußakzent gelegt, der durch die künstliche Verflechtung der Reime um so mehr hervortritt. Diese Verflechtung bringt der eigentümliche Bau des Sonetts mit sich. Das Sonett ist nämlich ein fünffüßiges, jambisches Versmaß von jedesmal 14 Zeilen, von denen die 8 ersten zwei vierzeilige Strophen bilden, die zwei sich umarmende und zwei anschließende Reime enthalten, so daß sich die 1., 4., 5. und 8., und zweitens die 2., 3., 6. und 7. Zeile aufeinander reimen (a b b a — a b b a). Die zweite, kleinere Hälfte des Sonetts zerfällt in zweimal 3 Zeilen oder in 2 Terzinen, in denen entweder der Regel gemäß zwei Reime in Terzinenform auftreten, so daß darin nur die 1. und 3. Zeile miteinander, die 2. aber mit der 1. und 3. der folgenden Strophe gereimt ist (a b a — b c b), oder es finden sich deren drei, die dann in mannigfacher Verschränkung, wie solche auch in unserm Sonettenkranze auftritt, erscheinen. Aber nicht nur in der Form der Reime und in der Zahl der Zeilen unterscheidet sich die zweite kleinere Hälfte des Sonetts von der ersten, sondern auch in der Verschiedenheit des Sinnes, so daß mit derselben gewöhnlich ein Wendepunkt des Gedankenganges eintritt, wie z. B.

im 2. und 4. Sonett, wo der Dichter nach einer Reihe von voraufgegangenen Fragesätzen, in denen er beschämende Tatsachen in eindringlicher Weise angeführt hat, zum Kampfe aufruft. Im 5. Sonett deutet schon das einleitende „denn" die Scheidung an usw. Die große Künstlichkeit in dem metrischen Bau des Sonetts, dem eine ähnlich scharfe und feine Gliederung in dem Redebau entsprechen muß, macht die Sonettenform zu einer der schwierigsten. Am meisten eignet sie sich für eine Lyrik, die sich immer neuen Beziehungen und Gedankenspielen hingibt, für eine Lyrik, in der die geistreiche Überlegung und nicht die Empfindung überwiegt. Schon vor Rückert wurde das Sonett (Klinggedicht) von Bürger und Schlegel gepflegt.

Es mag sein, daß die gekünstelte Form des Sonetts nicht zu kriegerischen Gesängen paßt und daß ihrer Form wegen die geharnischten Sonette Rückerts nicht ins Volk gedrungen sind. Außerdem geht ihnen die Singbarkeit ab. Die Fülle neuer, umwälzender Begebenheiten und kriegerischer Ereignisse hat sie außerdem mehr in den Hintergrund gedrängt. Immerhin aber hat unser Dichter mit denselben der Begeisterung jener herrlichen Jahre, deren ganzen kriegerischen Verlauf er besungen, ebenfalls ein schönes Denkmal gestiftet und wenigstens den Geist jener Tage trefflich wiedergegeben: die knirschende Wut der Unterdrückten, den erhabenen Zorn der sich Ermannenden, den wilden Schlachtentaumel der Kämpfenden, den trunkenen Jubel der Siegenden. Auch seinen Gesängen hat man später den Vorwurf gemacht, daß sie von blindem Franzosenhasse getränkt seien. War aber dieser Haß nicht hundertfach verdient? Wenn man die voraufgegangenen unsäglichen Leiden betrachtet, so war selbst sein ungemessenster Ausdruck gerechtfertigt. Es lassen sich jene Kämpfe ohne diesen Haß, der nur ein Ausfluß sittlicher Entrüstung war, und dem weder die Liebe noch der Glaube fehlte, gar nicht denken. Ohne diesen Haß wären die Ketten der Fremdherrschaft nicht abgeschüttelt worden. Der kann auch nicht wahrhaft lieben, der nicht wahrhaft hassen kann. Und wenn nicht gleich alle Blütenträume, die man von jenen Kämpfen erwartete, in Erfüllung gingen, so wollen wir wenigstens des patriotischen Aufschwungs jener Tage uns freuen, der ebensosehr aus religiösen als aus nationalen Gluten entfacht war. Wer aber patriotischen Empfindungen nicht zugänglich ist, der hat auch kein Verständnis für die Dichtungen jener Zeit.

Mehr dem Volkstone sich annähernd sind die Spottgedichte Rückerts, in welchen er namentlich die französischen Führer mit schalkhaftem, oft schadenfrohem Scherz überschüttet, so. z. B. den Marschall Ney:

„Ei, ei!
Ney, Ney!
Ei, Ney! was hast du verloren?
Da du Reißaus nahmst,
Von Jüterbog nach Torgau kamst —
Vor lauter Eile die Sporen
Hast du, hast du verloren!“

Von dem General Vandamme singt er:

„General Vandamme,
Welchen Gott verdamme!
Da er in Breslau lag,
Trank er viel und aß er.
Das Bezahlen vergaß er.“

Bei Kulm ward er gefangen genommen und nach Breslau zurückgeführt:

Wie sie dies vernommen,
Vandamm' ist gekommen,
Tritt der Bürgermeister
Mit einem Zettel hervor.
. . . .
„Ex'lenz, Herr General!
Sie werden sich mit Hulden
Erinnern Ihrer Schulden
Von dem letzten Mal;
Hier auf diesem Zettel
Steht der ganze Bettel;
Ob Sie's wollen bezahlen,
Steht in Ihrer Wahl.“ —
Er macht daraus kein Hindernis,
Läßt Tint' und Feder kommen,
Und stellt auf die Summen
Einen Wechsel auf Paris.
Jetzt wollen bei den Schulden
Wir uns nicht lang gedulden;
Morgen sie einzukassieren,
Gehn wir nach Paris.

Mit vielem Humor ist auch der „Brauttanz der Stadt Paris“ gedichtet. Von erhabener Würde und elegischer Kraft ist dagegen das herrliche Gedicht: „Die Gräber zu Ottensen“. Aus dem ersten dieser Gräber ertönen die Wehklagen von Unglücklichen. Der Wüterich Davoust, Generalgouverneur der Hansastädte, hatte den Hamburgern, weil sie sich gegen die französische Herrschaft erhoben, nicht nur eine Strafsteuer von 48 Mill. Franken auferlegt, er vertrieb auch mitten im Winter, ohne daß die Maßregel notwendig gewesen wäre und ohne vorherige Anzeige, 20 000 Hamburger aus ihrer Vaterstadt; und diese irrten hungernd, nackt und bloß herum; Frost, Elend und Seuchen hielten eine furchtbare Ernte und lichteten ihre Reihen. Das erste Grab deckt allen Jammer von 1200 dieser

Vertriebenen. — Das zweite ist das des todesmutigen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der als königlich preußischer Feldmarschall in der verhängnisvollen Schlacht bei Jena-Auerstädt (14. Oktober 1806) von einer Musketenkugel über dem rechten Auge schwer verwundet wurde. Aus Besorgnis, er möchte den Franzosen in die Hände fallen, ließ er sich blutenden Hauptes bis Ottensen schaffen, wo er am 10. Nov. 1806 starb und daselbst begraben wurde. Erst nach dem Siege der Verbündeten bei Leipzig konnte die Leiche in die Gruft des Domes zu Braunschweig übergeführt werden. Sein Heldensohn, der tapfere Herzog von Braunschweig-Öls, der kühne Führer des schwarzen Korps mit dem Totenkopf auf dem bebuschten Tschako, fiel bei Quatrebras im Rachekampfe gegen seinen Todfeind Napoleon, der das kleine braunschweigische Land bis aufs Blut ausgesogen, seiner Schätze beraubt und seine Kassen geplündert hatte. Endlich gedenkt noch Rückert am dritten Grabe des gesinnungstüchtigen Klopstock, des Sängers der Unsterblichkeit und der Freiheit, der mit seiner Gattin und „ihrem Sohne" ebenfalls auf dem Kirchhofe zu Ottensen begraben liegt.

Barbarossa.

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen,
Verzaubert hundert Jahr."

Bekanntlich kam Barbarossa auf seinem Zuge nach Jerusalem im Jahre 1190 ums Leben. Als er nämlich mit seinem herrlichen Heere nach Kleinasien an dem durch Regengüsse angeschwollenen Saleph oder Kalykadnus angelangt war, über den erst eine Brücke geschlagen werden mußte, um weiter zu kommen, wartete dieses

der ungeduldige Held voll jugendlichen Ungestüms nicht ab, sprengte sein Roß in den Fluß und fand in den Wellen desselben den Tod. Groß war die Trauer und der Jammer des Heeres über den Tod des geliebten Führers, der sein ganzes Leben hindurch mannhaft für die deutsche Kaiserkrone gerungen, auch im Greisenalter noch für die höchste und heiligste Idee des Mittelalters, für die Eroberung des Heiligen Grabes, sein Leben eingesetzt hatte. Jeder glaubte, in dem Kaiser seinen Vater verloren zu haben. Das Volk aber hat den Schirmherrn des deutschen Reichs nicht sterben lassen.*) Und das ist ein schöner, hoffnungsreicher Zug unseres Volks; denn es hat den Kaiser nicht sterben lassen, weil es von dem Glauben an die Macht und Größe Deutschlands nicht loskommen konnte. Hoffnungsreich ist dieser Zug, da in jenem Glauben die erste Bedingung zur Erfüllung desselben enthalten ist; denn ein Volk, welches verzweifelt und sich selbst aufgibt, ist verloren. Es liegt aber auch ein tiefes Weh in der Sage. Die Herrlichkeit des deutschen Reiches, damals das mächtigste und glänzendste, das geachtetste und gefürchtetste, war mit dem greisen Heldenkaiser ebenfalls zu einem tiefen Schlaf hinabgesunken. Die staat-

*) Unter allen Kaisern des Mittelalters, Karl den Gr. nicht ausgenommen, vertritt keiner so sehr die Ideen jener Zeit, als Barbarossa. Erwähnt ist schon sein Kreuzzug. Die Sage läßt selbst Karl den Gr. mit seinen tapferen Paladinen nach dem Heiligen Lande ziehen, ein Beweis, daß man auch diesen Helden ohne einen Kreuzzug sich nicht denken konnte, und daß ein solcher zu den höchsten Zielen des Mittelalters gehörte. Den Barbarossa mußte er um so mehr mit einem Ruhmesglanz umgeben, da der Held den Zug noch als Greis unternahm und er für die heiligste Sache seiner Zeit den Tod fand. Ferner erreichte unter seiner Regierung das Rittertum den höchsten und glanzvollsten Aufschwung. Als er auf dem Reichstage zu Mainz seinen beiden Söhnen am Pfingstmontage den Ritterschlag erteilte, waren dazu gegen 70000 Ritter, außerdem Fürsten, Gesandte und unzähliges Volk erschienen. Alle Edlen, ja das gesamte Volk wurden auf Kosten des freigebigen, gesellig fröhlichen Kaisers bewirtet, und noch lange erzählten Kinder und Kindeskinder von diesem unvergeßlichen Feste auf der schönen Rheinebene, wo eine bunte Zeltstadt sich wie durch einen Zauberschlag erhoben hatte, der König von Böhmen und andere Fürsten die Dienste als Truchseß, Kämmerer und Mundschenken verrichteten, und auch der Sänger nicht fehlte. Wie ferner Karl der Gr. das deutsche Reich zu einer Weltmonarchie, ähnlich der des alten römischen Reichs, erheben wollte, so war auch Barbarossa von diesem Gedanken erfüllt. Nimmt man dazu noch seinen wohlgebauten Körper, seine männliche, würdevolle Haltung, seine Mildtätigkeit und Frömmigkeit, so kann es uns nicht wundern, daß er zum deutschen Nationalhelden geworden ist und zum Vertreter des Reiches Herrlichkeit und Macht. Daß ein solcher Held nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in einem Flusse den Tod gefunden haben sollte, entsprach den germanischen Vorstellungen nicht und erschien deshalb schon nicht glaublich. Daher die Sage, daß der geliebte Kaiser durch übernatürliche Kräfte den Lebenden entrückt worden sei und mitten in Deutschland unter den Seinen in dem Schlosse eines Berges im Zauberbanne lebe.

liche Zerrissenheit, wie die Fehden im Innern, welche nach den staufischen Kaisern über das deutsche Reich hereinbrachen, nahmen ihm Leben, Kraft und Ansehen und machten es zum Tummelplatze des Auslandes. Es war zur Leiche geworden, und statt des mächtigen Flügelschlages des staufischen Aars vernahm man das Gekrächze schwarzer Raben. So saß nun der greise Barbarossa in seiner Lieblingsburg Kyffhausen, sinnend und träumend, und konnte nicht leben und konnte nicht sterben, solange Deutschland in seiner alten Macht und Größe nicht wieder erstanden war und die Raben ihm von den Geistern der fluchbeladenen Zwietracht meldeten, die Deutschland von seiner Höhe gestürzt, es zerrissen und an den Rand des Unglücks gebracht hatten.

Rückert hat in seinem Liede auf eine bestimmte Zeit keine Rücksicht genommen; er hat einfach die Sage von der einstigen Wiedergeburt des deutschen Reichs poetisch dargestellt und das Trübsinnige, welches in derselben liegt, nur insoweit hervorgehoben, als es die Sage selbst enthält, ganz im Sinne des Volksgeistes und des Volksliedes, dessen Einfachheit sein Gedicht auch in der Form nachahmt. Aber trotz der Einfachheit desselben hat uns der Dichter in fortlaufender Spannung erhalten. Dieselbe steigert sich sogar von Strophe zu Strophe und erreicht in den letzten ihren Höhepunkt. In der Einleitung wird zunächst mitgeteilt, daß Barbarossa nicht gestorben sei, sondern verzaubert in einem unterirdischen Schlosse weile, aber dereinst mit des deutschen Reiches Herrlichkeit wiederkommen werde. Sodann erfahren wir die Art und Weise, wie er da unten in seinem Schlosse lebt und zum Schlusse aus seinem eigenen Munde, wann die Zeit seiner Wiederkunft eintreten wird. Alles Nebensächliche ist vermieden; selbst der Ort, wo das unterirdische Schloß sich befindet, ist nicht angegeben; dagegen ist die alte Heldengestalt Barbarossas meisterhaft vorgeführt und dabei doch der Sage entsprechend in einem magischen Dämmerlicht gehalten. Besonders schön ist die majestätische Ruhe des alten Kaisers gezeichnet. Es spricht aus ihr der trostreiche Glaube, daß das Gefühl der nationalen Gemeinschaft, der nationalen Pflicht und Ehre in dem deutschen Volke nicht aussterben kann. Sinnend und fest glaubt der Kaiser an das Volk, wie dieses auf ihn vertraut und hofft.

Fragen wir nach den Mitteln, welche Rückert angewandt hat, um das Bild des alten Helden wirkungsvoll der Phantasie des Lesers vorzuführen, so verdient schon die 1. Str. erwähnt zu werden, denn schon hier hat der Dichter das Gemüt zur energischen Auffassung des Bildes empfänglich gemacht und zwar dadurch, daß er den alten Helden verzaubert in einem unterirdischen Schlosse sich aufhalten läßt, wodurch die Erwartung in neugierige Spannung

versetzt wird. Eine Zeichnung des Schlosses erhalten wir im weitern Verlauf des Gedichts nicht; dieselbe würde die Aufmerksamkeit für den Helden, sein unermüdliches Harren auf eine bessere Zeit, nur abgeschwächt haben. Dagegen gedenkt der Dichter zweier Gegenstände im Schlosse: des Thrones und des Tisches, wodurch der Kaiser an einem bestimmten Punkte gleichsam festgehalten und von dem übrigen Raume abgesondert wird. Von wesentlichem Einfluß für das kräftige Erfassen nicht nur dieser Gegenstände, sondern auch des alten Helden sind dabei die wirkungsvollen Beiwörter „elfenbeinern" und „marmelsteinern". Man denke sich diese Beiwörter fort oder statt des Thrones von Elfenbein einen goldenen und statt des Tisches von Marmelstein einen silbernen, wie wenig würde dieses zu dem alten, träumenden und trauernden Barbarossa stimmen! Von großer Wirkung ist es ferner, wenn der Dichter vom Barte des Kaisers sagt, er sei von Feuersglut, da nichts so bestimmt und fest der inneren Anschauung sich einprägt, als die Farbe; und wenn er weiter vom Barte bemerkt, derselbe sei durch den Tisch gewachsen, so wird dadurch in überaus wirkungsvoller Weise die lange Zeit des Harrens angedeutet. Auch der Zusatz, daß des Kaisers Kinn auf dem Tische ausruhet, wirft für die innere Wahrnehmung ein wirkungsvolles Licht auf den harrenden Helden. Weitere Züge für die äußere Erscheinung desselben bringt das Gedicht nicht. Sie reichen vollständig zur Anregung der schaffenden Phantasie aus; ein Mehr würde eher hindernd als fördernd gewesen sein. Statt des weiteren Ausmalens der äußeren Erscheinung hat der Dichter durch stumme, aber sehr bezeichnende Handlungen das Bild des verzauberten Kaisers noch weiter zu versinnlichen gewußt. Das Nicken wie im Traume, das Zwinken der halboffenen Augen, das Winken mit der Hand — alle diese stummen und doch vielsagenden Handlungen kennzeichnen das sinnende Traumleben des verzauberten Helden, welches durch die umherflatternden Raben wie durch den hinauseilenden Zwerg noch einen wirksamen Gegensatz erhalten hat. Notwendigerweise mußte der Dichter zum Schluß uns auch aufklären, was das Gemüt des Kaisers so ganz und gar beschäftigt. Die Anlage des Gedichtes fordert dieses mit Notwendigkeit. Sie arbeitet auf einen solchen Schluß hin. Mit richtigem Takt läßt der Dichter den Kaiser selbst aussprechen, was sein Gemüt bewegt. Seine Worte werden dadurch um so wirksamer. Nicht die großen Taten, welche der Held vollbracht hat, sind es, die sein Gemüt bewegen, es ist allein die Sorge um die Zukunft Deutschlands. Er verzweifelt an derselben nicht, trotz seines langen, bis jetzt vergeblichen Wartens. Kommen wird die Zeit eines geeinten Deutschlands, sollte er auch noch Jahrhunderte hindurch warten müssen. Diese ausharrende Hoffnung ist

ein schöner Zug des alten Helden und stimmt ganz überein mit dem langsamen, geschichtlichen Gange der Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins. Noch sei bemerkt, daß die Sage von Barbarossa auch Züge aus der Urzeit des deutschen Volkes enthält. Raben waren es, die dem Odin Kunde von den Weltereignissen brachten, und zauberkundige Zwerge wohnten in den Höhlen der Berge und besaßen nicht nur große Reichtümer an Gold und Edelstein, sondern verstanden auch die Kunst, wunderbare Schwerter für Helden anzufertigen, von denen mehr als eins sich einen ruhmreichen Namen erworben hat.*) Wenn ferner der Dichter von dem Barte des verzauberten Kaisers sagt, er sei von „Feuersglut", so enthält auch dieser Zug einen Anklang an die germanische Urzeit, indem unsere Väter ihren Lieblingsgott, den Gott Thor, mit einem roten Barte sich dachten, der wie Feuer glühte, wenn der Gewaltige im Asenzorn gegen die Riesen auszog, welche ihm die Herrschaft streitig machen wollten und sein Reich zu zerstören suchten. Alle diese Züge dienen zur Verherrlichung des Helden. Sie rücken ihn gleichsam aus dem Kreise gewöhnlicher Menschen in die Reihe göttergleicher Heldengestalten und entsprechen ganz dem Kerne der Volkssage, die Rückert in seinem Gedichte meisterhaft ausgedeutet hat.

Die Sage von Barbarossa gehört zu den Lieblingssagen des deutschen Volkes, hatte aber ursprünglich eine etwas andere Gestalt, als sie in dem vorliegenden Gedichte hat. Daß sie nicht in der Blütezeit der staufischen Kaiser, sondern erst nach dem Verfall des deutschen Reiches entstanden sein kann, geht schon daraus hervor, daß alle Hohenstaufen mannhaft für die Kaiseridee gegen das hierarchische Papsttum, gegen deutsche Fürsten und italienische Städte gerungen haben, welche sich gegen ihre Oberhoheit auflehnten, und daß erst mit dem Tode des letzten Hohenstaufen des „deutschen Reiches Herrlichkeit" erlosch und ein Zustand der Verwilderung und der Herrenlosigkeit über Deutschland hereinbrach. In dieser trostlosen Zeit entstand die Sage, Friedrich II., den der Tod in Italien ereilt hatte, sei nicht gestorben, sondern weile im Untersberge bei Salzburg, wo auch Kaiser Karl d. Gr. weilen sollte, und er werde einst wiederkommen und auf dem Walserfelde eine gewaltige Schlacht liefern, auch das Heilige Land wieder in die Gewalt der Christen bringen und dort an einen dürren Baum seinen Schild hängen. Der Baum werde dann grünen und die Welt wieder Freude haben. Von dem Süden Deutschlands, wo sogar falsche Friedriche auftauchten, wanderte die Märe weiter nach dem Norden nach Thüringen, in die Gefilde des sagenreichen Kyffhäusers, der wie ein Opferaltar weit in die Lande schauet, auf

*) Vergl. das Nibelungenlied im 5. B. der „Erläuterungen".

dem unsere heidnischen Vorfahren Jahrhunderte hindurch ihren Göttern Gaben gebracht und in den sie nach der Einführung des Christentums die beliebtesten ihrer Götter versetzt hatten. Im Kyffhäuser saß der Donnergott Thor, dessen Bart im Zorn erglühte, im Kyffhäuser saß Odin, dem zwei Raben täglich Kunde brachten, wie es auf der Erde stand. Im Kyffhäuser wohnte auch Frau Holle, die Segenspenderin. In der Nähe dieses Berges lag die kaiserliche Pfalz Tilleda, und Friedrichs II. Vater hatte sich wiederholt dort aufgehalten. Schwer wurde gerade dieses schöne Stück deutscher Erde von den wilden Stürmen der kaiserlosen Zeit heimgesucht und verwüstet. Kein Wunder, wenn in dieser trostlosen Zeit auch hier das erloschene Kaisertum der Hohenstaufen mit dem ganzen Zauber der Sehnsucht sich des Volksgemüts bemächtigte und hier ebenfalls die Sage entstand, Friedrich II. sei nicht gestorben. Ebenso natürlich ist es, wenn man ihn in dem durch die Sage bereits geweihten Kyffhäuser weilend dachte und sich aufrichtete an dem trostreichen Glauben, er werde wiederkommen, werde Ordnung und Gesetzlichkeit im deutschen Reiche herstellen und diesem den alten Glanz wieder verleihen. Die erste Aufzeichnung davon, daß man im Kyffhäuser nicht Barbarossa, sondern den Kaiser Friedrich II. vermutete, findet sich 1426 in der Chronik eines Pfarrers. Mit der Zeit vergaß man, daß Friedrich II. es sei. Sein Andenken verblaßte früher, als das seines volkstümlicher gewordenen Großvaters, dessen Leben und Tod mehr noch mit einem romantischen Schimmer umhüllt war, und so findet sich bereits im Jahre 1519 in einem Volksbuche die Sage, daß Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser weile und einst als Retter aus dem hohlen Berge hervortreten werde, um den Glanz des deutschen Reichs wieder herzustellen.*) Seit der Zeit ist die Sage, verschmolzen mit ihren Anklängen an die germanische Götterwelt, in dieser Gestalt geblieben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts bekam sie unter dem Drucke der Fremdherrschaft durch die Forschungen der Romantiker, namentlich durch Görres und durch Rückerts Gedicht eine Bedeutung und Verbreitung, wie sie vorher nicht gehabt hatte, und sie ist nicht eher zur Ruhe gekommen, als bis im Jahre 1871 am 18. Januar in Versailles sich erfüllte, was man Jahrhunderte hindurch ersehnt hatte.

Rückerts Lied ist nicht, wie man vermuten könnte, zur Zeit der französischen Fremdherrschaft entstanden, sondern erst nach dem Wiener Kongreß (1815), wo aus Deutschland ein lockerer Fürsten-

---

*) Ich bin hier den eingehenden Forschungen des Prof. Dr. Koch in Grimma gefolgt: Die Sage vom Kaiser Friedrich nach ihrer mythischen, historischen und poetisch-nationalen Bedeutung erklärt von Dr. Ernst Koch, Professor an der Fürstenschule zu Grimma. (Grimma, 1880.)

bund geschaffen wurde, welcher der Sehnsucht nach einer staatlichen und nationalen Einheit, wie sie Rückert, Arndt, Schenkendorf und andere gehegt hatten, wenig entsprach. Barbarossa war, trotz des großen, einzig in der Geschichte dastehenden Aufschwunges, zu dem das preußische Volk in den Freiheitskriegen sich erhoben hatte, nicht erwacht; er saß noch immer verzaubert in seinem unterirdischen Schlosse, und wehmutsvoll, aber auch bitter über den Einfluß, den Metternich übte, sang im Jahre 1840 Hoffmann von Fallersleben:

Wenn der Kaiser doch erstände,
Ach! er weilt zu lange Zeit;
Unsre Knechtschaft hat kein Ende,
Und kein End' hat unser Leid!

Der ohnmächtige deutsche Bundesstaat verlor mehr und mehr an Ansehen und der Deutsche im Auslande so an Achtung, daß er sich schämte, ein Deutscher zu sein. Um so größer aber ward die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland mit einem starken Kaiser an der Spitze, um so zuversichtlicher die Hoffnung auf die Erfüllung der Barbarossa-Sage, und prophetisch sang der edle Geibel schon im Jahre 1845 die Lieder: „Friedrich Rotbart" und „Barbarossas Erwachen" und begrüßte im Jahre 1868, als König Wilhelm Lübeck besuchte, den siebenzigjährigen Monarchen als Schirmvogt des deutschen Reiches. Er sah seinen Jugendtraum in Erfüllung gehen; Rückert aber starb vor dem Erwachen Barbarossas. Daß er die Sehnsucht nach einem großen, einigen Deutschland unter dem Zepter eines starken Kaisers ebenfalls in seinem Herzen gehegt und getragen hat, dafür zeugt nicht nur sein „Barbarossa", dafür zeugen auch die Gedichte: „Des Rheinstroms Gruß", „Die hohle Weide", „Die Straßburger Tanne" und „Die drei Gesellen". Das letzte Gedicht ist von ergreifender Wirkung. Die drei Gesellen kämpfen gemeinsam gegen den Feind und werden gleichzeitig von Kartätschen zu Boden gestreckt. Sterbend ruft der erste, ein Österreicher: „Hoch lebe Österreich!"; der zweite, ein Preuße, ruft: „Hoch lebe Preußen!"; der dritte, der zwischen beide niedergesunken ist, läßt Deutschland hoch leben. Da raffen die beiden sterbenden Kameraden ihre letzte Kraft zusammen und rufen mit dem dritten: „Deutschland hoch!" Der Todesengel sieht auf ihrem bleichen Munde noch die Spur des letzten Wortes. „Da schlug er seine Flügel um alle drei zugleich und trug zum höchsten Hügel sie auf in Gottes Reich."

Wie beliebt die Barbarossa-Sage bis in unsere Zeit geblieben ist, dafür zeugt das im Jahre 1896 von deutschen Kriegervereinen dem Kaiser Wilhelm I. gewidmete, sinnige Denkmal am Kyffhäuserberge. Dasselbe enthält in der Rückwand seines Unterbaues die ehrwürdige Gestalt des träumenden Barbarossa, in seinem zweiten Teile den Kaiser Wilhelm zu Pferde und endet in einer Kaiser-

krone, die den obersten Teil des großartigen Bauwerks bildet. Es überragt an Höhe noch das Niederwald-Denkmal. Bei seiner Enthüllung waren viele Tausende aus allen Teilen Deutschlands zugegen, und noch heute ist es in den Sommermonaten ein Ort der Wallfahrten geblieben.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
In gutem und schlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter.
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. „Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln;
Niemand rührt mich an.
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es goldne Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

4. Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart;
Der sieht die goldnen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich.
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glasene Blätter fein,

Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert so.“

7. Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.“

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht!
Da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch'!“

10. Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen.
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer,
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keine Blätter mehr,
Weder grüner, noch roter, noch gelber.
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln.“

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein
Und lacht und lacht.
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann;
Geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

Dieses Gedicht behandelt ein beliebtes, der Märchenwelt entnommenes Thema, welches in den verschiedensten Gestaltungen bei allen Völkern, von der Bretagne bis China wiederkehrt: das Thema vom Wünschen. Wer kennt nicht schon aus Hebels Schatzkästlein das heitere Märchen, in welchem eine gütige Bergfee einem jungen Ehepaare vergönnt, drei Wünsche zu tun. Nichts Arges denkend, wünscht die Frau in aller Unschuld, als sie gerade Kartoffeln in einer Pfanne röstet, wenn sie jetzt nur auch ein gebratenes Würstlein dazu hätte, und im Augenblick, schnell wie der Blitz, steht die schönste Bratwurst auf dem Tische. Der Mann, ergrimmt über die Unbedachtsamkeit seiner Frau, wünscht, daß die vermaledeite Wurst ihr gleich an der Nase angewachsen wäre, und augenblicklich sitzt zu der beiden Schrecken die Wurst an der Nase der Frau wie ein Husarenschnurrbart. Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Was blieb ihnen weiter übrig, als den dritten Wunsch zu tun, der die Frau wieder von der Wurst befreite. Und so waren die beiden Eheleute wieder so arm als zuvor.

Wie in diesem Märchen, so werden auch in andern dieser Gattung stets drei Wünsche ausgesprochen,*) nur sind die gewünschten Gegenstände je nach den verschiedenen Völkern verschieden, wodurch gelegentlich verraten wird, was ihrem Herzen am nächsten steht. Ferner wird in allen diesen Märchen der Unverstand der Begehrlichkeit, die mit dem beschiedenen Lose nicht zufrieden ist, bestraft, und zwar dadurch, daß das Gewährte die Wünschenden in eine Lage bringt, die viel unbehaglicher, ja schlimmer ist, als die ursprünglich ihnen zuteil gewordene. Durch Schaden klug geworden, sehnen sie sich dann in die frühere Lage wieder zurück. Dieses ist das Thema, welches auch in unserem Gedichte behandelt worden ist. Dem Bäumlein ging es ganz gut mit seinen Nadeln. Es konnte jeden Wechsel des Wetters, im Winter wie im Sommer, ertragen, ohne daß es ihm etwas geschadet hätte. Immer blieb es frisch und grün. Aber es wollte gern angestaunt und geehrt

*) Mit der Zahl der Rätsel verhält es sich ebenso. Siehe Bürgers „Abt von St. Gallen".

werden und meinte, seine stechenden Nadeln seien allein schuld daran, daß niemand bewundernd bei ihm stehen bleibe und es berühre. Es will gar hoch hinaus, will mehr sein als alle andern Bäume, darum wünscht es sich Blätter von lauter Gold, und als es dieselben erhalten hat, spricht es: „Nun bin ich stolz, goldne Blätter hat kein Baum im Holz.“ Und wieder spricht es, nachdem der zweite Wunsch ihm gewährt worden ist: „Nun bin ich froh, kein Baum im Walde glitzert so.“ Bei der Erfüllung des dritten Wunsches ist es schon so bescheiden geworden, daß es spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch, daß ich mich nicht zu schämen brauch'!“ Die übelen Erfahrungen haben es immer bescheidener gemacht. Wenn dieses nicht gleich geschah, sondern erst nach und nach geschieht, so ist dieses im Menschenleben ebenso der Fall. Zuletzt fühlt es sich glücklich, daß es seine Nadeln wieder hat, die es vor jeder Beraubung bewahren. Der belehrende Grundgedanke des Gedichts ist also: Sei zufrieden mit deinem Lose und beneide niemanden.

Durch das ganze Gedicht geht ein schmerzhafter Zug, indem sämtliche Wünsche, durch deren Erfüllung das eitle Bäumlein zu prahlen gedachte, alsbald zu seinem Schaden umschlagen, so daß es jedesmal nach der Erfüllung derselben nackt und bloß dasteht, was um so mehr das Lachen herausfordert, da die erste Lehre, welche ihm zuteil geworden ist, schon hätte hinreichend sein müssen, es von seinem Hochmute zu bekehren. Der Erfolg aller seiner eitlen Wünsche ist: daß es von allen Bäumen, die ihm an Alter und Erfahrung überlegen sind — der Dichter nennt es deshalb ein Bäumlein — ausgelacht wird. Und das Bäumlein? Es lacht notgedrungen mit. Obschon es ihm nicht so ums Herz ist, war es das Gescheiteste, was es tun konnte. Ein geheimer Ärger scheint ihm aber geblieben zu sein, denn der Dichter warnt zum Schlusse schalkhaft, es nicht anzurühren. So ist denn mit einer launigen Wendung auch die Selbsterkenntnis geschildert, die aus der Überhebung falschen Glückes zur gedeihlichen Beschränktheit zurückkehrt. Das Gedicht zeichnet sich aber nicht nur durch seinen scherzhaften Ton aus, sondern auch durch die treffliche Art und Weise, mit welcher das geschwätzige Erzählen der Kinder, ihr liebliches Plaudern nachgeahmt worden ist. Köstlich ist in dieser Beziehung auch der Schluß mit seiner von den Kindern bei einem Verbote immer und immer wieder aufgeworfenen Frage: Warum denn nicht? Dieser Schluß weist zugleich darauf hin, daß man sich das Ganze als wirklich einem Kinde erzählt zu denken habe; daher denn auch Metrum, Reim und Sprache nicht streng, sondern läßlich gehandhabt sind. So kann das Gedicht nicht gleich so recht in den Reim sich finden; im Anfang wird er noch gar nicht

gesucht; auch wo er schon erstrebt wird, gelingt er doch nicht jedesmal („Kameraden, Nadeln"); man nimmt es eben damit noch nicht so genau. Das Metrum betreffend, wollen wir nur aufmerksam machen auf die nicht gleichmäßig, sondern wie es sich eben macht (und es macht sich immer sehr schicklich), in der vierten Reihe der Strophe eintretende kurze Zeile und auf den allerliebsten Zug, daß bei der jammernden, weinerlichen Stelle: „Alle meine Kameraden usw." der Erzähler, ohne selbst zu wissen, wie ihm geschieht, in die fallende Weise des klagenden Trochäus hineingerät. Gleich meisterhaft ist die Handhabung der Sprache. Was kindesmäßig ist, muß natürlich auch volksmäßig sein. Daher die volkstümliche Redeform: „ist gestanden", und die syntaktische Form der Erzählung durch das Perfekt im Anfang, wodurch der Ton an Treuherzigkeit, die Erzählung an Glaubhaftigkeit gewinnt. Auch die (wohl vom Dichter selbst, aber sehr glücklich erfundene) Form „glasen" (Str. 6 und 7) gehört hierher. Das schriftmäßige: „gläsern" erweckt neben der Vorstellung des Stoffes auch die der Zerbrechlichkeit, welche hier fern bleiben mußte; denn was der Schriftsprache angehört, stammt aus der Sphäre einer höhern, die Reflexion mit einschließenden Bildung, welche vielfach nicht mit dem bloßen Wortsinn sich begnügt, sondern noch einen andern, natürlich sich mit diesem verknüpfenden Nebensinn damit verbindet; bei „glasen" denkt man in höchster Unschuld nur an das Glatte, Glänzende, in die Augen Fallende des Stoffes. Schließlich wollen wir noch auf die sicherlich niemand zum Ärgernis gereichende, prächtige Personifikation der Geldgier in der gleichsam mythischen Figur eines alten Juden mit langem Barte und Geldsack hindeuten. Gewiß, die kindliche Unschuld des Vorstellens kann nicht glücklicher und allseitiger getroffen werden, als es in unserm ehrgeizigen „Bäumlein" geschehen; und ebenso gewiß ist es, daß ein Gedicht dieser Art nur der kindlichen Stimmung eines gemütreichen Dichters entflossen sein kann".*) Das Ganze ist in einem launigen Tone vorzutragen, jedoch mit wechselnder Stimmung: der Eingang erzählend, die eiteln Wünsche freudig erregt, das Geschick des Bäumchens mit leise spottendem Humor, die Selbsterkenntnis weinerlich, der Schluß ergötzlich.

Rückert hat das Märchen im Jahre 1813 seiner kleinen Schwester Marie zum Christfest gedichtet. Als diese im Jahre 1815 starb, sang er:

Einst hab' ich Märchen zum Einschlafen dir gesungen;
Nun haben dich in Schlaf gesungen Engelzungen.
Um zu erwachen dort, bist du hier eingeschlafen:
Fahr' wohl! Im Sturme sind wir noch, du bist im Hafen.

---

*) Hiecke, ges. Aufsätze zur deutschen Literatur, herausgeg. v. Dr. Wendt.

Außer dem „Bäumlein“ besitzen wir noch vier Märchen von Rückert, die er in dem angeführten Jahre (sie waren „der Spaß einer einzigen Nacht“) ebenfalls seinem lieben Schwesterchen gewidmet hat; „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“, „Vom Bäumlein, das spazieren ging“, „Der Spielmann“ und „Das Männlein in der Gans“. Auch sie zeugen von dem warmen, innigen Interesse, welches er für die Kinderwelt hatte. Dieser feinfühlende Sinn für den stillen Zauber des Kleinen und Unscheinbaren ist ihm bis ins hohe Alter geblieben.

Mit dem „Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ sind dem Sinne nach verwandt zwei Gedichte von Förster: „Die rebellische Musik“ und „Blau-Veilchen“. In dem letzteren ist der Schluß jedoch ein trauriger. „Blau-Veilchen“ geht an der Erfüllung seiner Wünsche, die es fort und fort steigert, zugrunde; das „Bäumlein“, das, durch Schicksal und Erfahrung belehrt, seine Wünsche immer tiefer herabstimmt, auch nicht wie Blau-Veilchen tätig mit eingreift, erleidet nur Schaden und ist zuletzt ganz zufrieden, daß es seine Nadeln wieder hat. Außer den genannten Gedichten wäre auch Chamissos ernstes, tief-religiös gehaltenes Gedicht „Die Kreuzschau“ zu erwähnen, welches zur Vergleichung herangezogen werden könnte. Daß diese Dichtungen selbst in den oberen Klassen der Schulen Stoff zu eingehender Besprechung bieten, geht aus dem Gesagten schon hervor. Ebenso verhält es sich mit den in Prosa erzählten Märchen, um die Eigentümlichkeiten derselben und die sich in ihnen wiederholenden Züge aufsuchen zu lassen. So erfreut sich z. B. der Arme und Verachtete, wenn er arglosen, einfältigen Sinnes ist, stets eines besonderen Schutzes und entgeht allen Fährlichkeiten; unverdrossene Arbeit kommt zu Ehren, Hochmut und Müßiggang zu Fall; den Neidischen und Unbarmherzigen erreicht die verdiente Strafe, den Mitleidigen der verdiente Lohn usw. Alles dieses kehrt in der verschiedensten Weise wieder und ist mit Zartsinn und Sicherheit der sittlichen Empfindungen ausgeführt, die schon im frühen Alter in der Kinderseele sich regen. Dem Kinde ist im jugendlichen Alter das Märchen eine angenehme Unterhaltung, ein anmutiges Spiel, das seinem eigentümlichen Geistesleben am meisten entspricht; denn das Märchen denkt nach denselben Gesetzen, nach denen das Kind denkt, dem es nirgends wohler zumute ist, als da, wo in wunderbarer Weise das Böse bestraft und das Gute belohnt wird, und in dessen Herz in diesem Alter nichts eindringt, was nicht auf dem Wege der Phantasie ihm zugeführt wird. Das Kind lebt in diesem Alter noch ganz in einer Wunderwelt und macht sich selbst seine Märchen. Eine Besprechung und Betrachtung derselben nach ihrer sittlichen Seite wäre in diesem Alter verkehrt. Es genügt, wenn

sie erzählt werden. Erst in den reiferen Jahren mag eine Besprechung dieser Schätze unserer Literatur eintreten, damit der Schüler sich auch von seiten des Verstandes daran erbaut und sie von neuem lieb gewinnt.

Die Riesen und die Zwerge.

1. Es ging die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß.
Da fand sie in dem Tale die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauern, der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

2. Pflug, Ochsen und den Bauern, es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze und trug's aufs Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: „Was hast du, Kind, gemacht?"
Sie sprach: „Ein schönes Spielzeug hab' ich mir hergebracht."
Die Riesen und die Zwerge!

3. Der Vater sah's und sagte: „Das ist nicht gut, mein Kind!
Tu' es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Tal,
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl."
Die Riesen und die Zwerge!

Den Stoff zu diesem Gedichte hat Rückert einer Sage Grimms entnommen, dessen Märchen und Sagen im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zum erstenmal ans Licht traten. Es ist nicht zufällig, daß der würzige Duft dieser frischen Waldblumen sich mit den erhabenen patriotischen Bestrebungen jener Tage mischte. Das Wiedererwachen dieser so lang vergessenen Poesie ist auch ein Zeichen des damals auf allen Gebieten lebendig gewordenen nationalen Lebens. Was nun jene Sage betrifft, so findet der Vorgang in derselben zwar in der nebelgrauen Ferne der Vorzeit statt, wo, wie es in der Sage heißt, die Burgbewohner noch Riesen waren, ihr Grundgedanke indes entspricht den kurz vor den Freiheitskriegen wach gewordenen Bestrebungen, den Bauer von der erdrückenden und entwürdigenden Abhängigkeit der Leibeigenschaft zu befreien. Der Freiherr von Stein war es, von dem 1807 der Gedanke ausging, die Leibeigenschaft und Hörigkeit abzuschaffen und dem Bauer freien Grund und Boden zu geben, damit auch er ein Interesse an den Geschicken des Vaterlands gewinne. War doch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ebenfalls aus dem Gedanken entsprungen, alle Stände gleichmäßig für das Wohl und Wehe des Vaterlands heranzuziehen und auszubilden. Wie heilbringend dieser Gedanke geworden ist, beweisen die ruhmreichen Kämpfe in den

Freiheitskriegen. Es hat darum jene Sage nicht nur ihrer Anmut, sondern auch ihrer Bedeutung wegen eine große Zahl von Dichtern damaliger Zeit gewonnen. Außer Rückert haben sie Streckfuß, Güll, Langbein, Chamisso und auch Charlotte Engelhardt bearbeitet.

Der launige Ton, in welchem sie anfangs sich hält, wird nach dem Ende zu immer ernster, wodurch die strafende Lehre, die am Schlusse ausgesprochen ist, um so schärfer hervortritt. Das Scherzhafte ist vorzugsweise an die Person des Riesenfräuleins geknüpft, deren kindisches und törichtes Beginnen durch den Gegensatz ihrer Länge und Stärke um so greller absticht und deshalb um so lächerlicher wird. Der Riesenvater erscheint als einsichtiger und besonnener Mann, der seiner Tochter auf die eindringlichste Weise den Wert und die Bedeutung des Bauern darlegt:

„Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Tal,
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl."

Es würde also den Riesen zum eigenen, großen Schaden gereichen, wollten sie den Bauer als ein Spielzeug ihrer Laune und Willkür behandeln. Bezeichnend ist, daß nicht der Riesenvater, sondern das Kind desselben Mißachtung gegen den Bauer an den Tag legt. Ist es doch vorzugsweise die Jugend, die zum Übermut und zur Geringschätzung gegen die Bauern geneigt ist, und zwar diejenige Jugend am meisten, die der Not des Lebens entrückt ist und den Wert der Arbeit nicht kennt. Und doch hat der Stand der Bauern schon durch seine Arbeit, welche die jedem Menschen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse schafft, mehr als jeder andere Stand die Gewißheit einer dauernden Zukunft. Er ist der älteste; in ihm erhält sich vorzugsweise der Stamm einer Nation; er bildet die festeste und kräftigste Grundlage eines Staates. Von keinem anderen Stande kann dieses in dem Maße gesagt werden, und wenn unser Gedicht jede Strophe mit den Worten schließt: „Die Riesen und die Zwerge," so lassen dieselben auch eine weitere Deutung zu und beziehen sich nicht bloß auf die längst vergangene Zeit. Daß der Bauer in dem Gedichte gar nicht zu Worte kommt, ist bezeichnend. Ein Laut der Klage von seiner Seite würde mit der ihm im Gedichte angewiesenen Stellung nicht stimmen. Diese Stellung ist keine andere als die, welche sein Pflug und sein Ochse einnimmt. Er wird von dem Riesenfräulein nur als Sache angesehen und behandelt. Schon deshalb wird er nicht redend eingeführt; sein stummes Schweigen bei der ihm widerfahrenen, kränkenden Behandlung nimmt mehr für ihn ein, als Worte es hätten tun können. Auch entspricht dieses Schweigen ganz der knappen Darstellung des Gedichts, wie dem Charakter des Bauern.

Mehr ausgeführt und schärfer zugespitzt ist Chamissos Riesenspielzeug.

Das Riesenspielzeug.

1. Burg Nidek ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erscheinen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei, artig Spielzeug!“ ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus!“
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt,

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n.“

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei.“

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug; was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot.
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

11. Burg Nidek ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Der Grundgedanke und der Verlauf dieses Gedichts ist im wesentlichen derselbe, wie bei dem vorausgegangenen. Beide Dichter haben ein und dieselbe Sage benutzt, nur die Verarbeitung derselben ist eine verschiedene. Was Rückert in 12 Zeilen abmacht,

das stellt Chamisso in 44 Zeilen dar. Wir erfahren gleich im Eingange des Gedichts, wo die Burg lag, in welcher der geschilderte Vorgang sich abspielt, ferner wie sie hieß, und daß sie nicht mehr vorhanden ist. Sodann ist das Kindesalter der Tochter des Riesen mehr noch als bei Rückert hervorgehoben, was nicht nur in dem 2. Verse der 2. Str. geschieht, sondern auch in der 5. und 8. Str., und endlich ist auch der Ort angegeben, wo das Riesenfräulein den Vater fand. Alles dieses trägt dazu bei, dem Ganzen mehr ein Gepräge der Wahrheit zu verleihen. Wesentlich neue Züge bringt das Gedicht nicht: Chamisso hat nur einige Partien weiter ausgeführt, am meisten das Auftreten des Riesenfräuleins, wodurch ihr kindisches und törichtes Benehmen noch lächerlicher erscheint, als bei Rückert. Wie sich in dieser größeren Ausmalung die Chamisso eigene Neigung, schalkhaft zu spotten, kundgibt, so tritt in der Behandlung der übrigen Partien auch seine Feindschaft gegen die Schäden der alten Zeit noch schärfer hervor, als bei Rückert, was schon aus der dreimaligen Wiederholung der Worte: „Der Bauer ist kein Spielzeug," hervorgeht und aus den erregten Zusätzen: „Was kommt dir in den Sinn!" „Da sei uns Gott davor!" Nicht minder bezeichnend ist es, daß gleich zu Anfang und dann noch einmal am Schlusse des Gedichts gesagt wird, daß die Zeit, in der man den Bauer als Spielzeug behandelte, vorbei sei, und die Riesen trotz ihrer übermenschlichen Kraft doch unrettbar dem Untergange anheim gefallen seien, wobei als Beweis auch die wüste Stätte genannt wird. In Frankreich, dem Geburtslande Chamissos, war die Aufhebung der Leibeigenschaft mit Revolution, mit der Zerstörung der Burgen und mit der Vertreibung des Adels begleitet gewesen, worauf der Schluß des Gedichtes hindeutet, in Deutschland nicht. Chamisso selbst war als Verbannter um das Erbe seiner Väter gekommen. Wie sehr er dennoch mit ganzem Herzen an den Fortschritten der Menschheit Anteil nahm, beweist sein schönes Gedicht „Schloß Boncourt", in welchem er sogar den Bauer segnet, welcher den Pflug über den Acker führt, wo einst die Burg seiner Väter gestanden.

Was nun das Versmaß unseres Gedichtes betrifft, so hat Chamisso wie Rückert mit richtigem Takte die neue Nibelungenstrophe gewählt, deren ruhiger Fluß zu dem Inhalte, wie zu der einfachen, epischen Darstellung trefflich paßt. Sie besteht aus vier paarweise gereimten, jambischen Verszeilen, von denen jede wieder in zwei Hälften zerfällt, geteilt durch die Cäsur. Rückert hat jeder Strophe noch einen Kehrreim folgen lassen und dazu die Überschrift gewählt, die schon als hervorstechende Spitze der Sage sich abhebt.

Thema.

Lob des Ackerbaues.

Der Ackerbau ist die älteste Beschäftigung der Menschen. Mit seiner Einführung hörte das umherschweifende Leben der Völker auf. Der Grund und Boden blieb nicht mehr wüste liegen; Wälder wurden gelichtet, Sümpfe trocken gelegt, Einöden in fruchtbares Land verwandelt, die Nahrungsmittel veredelt, Dörfer und Städte gegründet.

Der Ackerbau stählt den Körper, den Willen und die Tatkraft in der unverzagten und ausdauernden Bewältigung der Hindernisse, sowie auch durch die Einfachheit der Lebensweise und der Arbeit selbst. Das einfache und arbeitsame Leben des Landmannes begünstigt ferner mehr als irgend eine andere Berufsart die Erfüllung der häuslichen Pflichten, aus deren zarter Pflege der beglückendste Reiz unseres Daseins entspringt. Die Eifersucht findet in diesem Berufe wenig Nahrung; der Mensch zerfällt nicht so leicht mit seinem Nebenmenschen. Der Landbau begründet den Geist der Ordnung, des Fleißes, der Sparsamkeit, der Genügsamkeit und Zufriedenheit, der Lust und Liebe zu dem Berufe, der Achtung der bestehenden Verhältnisse, das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Ordnung. In dem Landmann erhält sich der Stamm der Nation, während sich in den Städten, wo der Erwerb mehr zum Niederlassen lockt, die Bevölkerung fortwährend ändert.

Die große Menge pflegt den Landbau für eine Beschäftigung anzusehen, die sich nur für ungebildete und gemeine Leute schicke; so tief herab erstreckt sich die Eitelkeit und der Stolz törichter Menschen!

Makame.

Die bisher besprochenen Gedichte Rückerts haben mit seinen orientalischen Poesien nichts zu schaffen. Um den Schülern von diesem Gebiete seiner Poesie, auf welchem er sich so behaglich und so wohl fühlte, eine Probe zu geben, möge eine von den launigen Makamen des Hariri Platz finden, damit sie wenigstens sehen, wie wunderbar ihm der Wortschatz unserer Sprache zu Gebote stand, welche erstaunliche Reimgewandtheit er besaß, und wie leicht die Wortspiele ihm wurden. Inhalt und Form dieser arabischen Gedichte sind so vollkommen verdeutscht, daß man den fremden Ursprung kaum merkt.

Makame bedeutet so viel als eine aus dem Stegreif gedichtete Erzählung oder ein Gespräch und ist eigentlich keine metrische Form, sondern gereimte Prosa von regellosestem Rhythmus, eine Zusammenfügung von unendlichen Wort- und Klangspielen, von Bildern und Witzen, mit Ghaselen untermischt. Hariri, ein Gelehrter und Dichter aus Basra, der um das Jahr 1100 n. Chr. lebte, und dem Rückert seine Makamen nachbildete, hat deren ungefähr 50 verfaßt. Ihr Held ist Abu Seid von Serug. Jede ist eine besondere Rhapsodie für sich, eines von den vielen Abenteuern des Abu Seid enthaltend, der als Wanderer das sichtbare Oberhaupt eines Weltbürgervolks von Bettlern und Landstreichern war. Wehmütig blickt er aus seiner lumpichten Majestät auf einen früheren, besseren Zustand zurück, dem er gewaltsam entrissen wurde. Des Landstreicherlebens überdrüssig, überliefert er die Grundsätze desselben seinem Sohne, den er zum Nachfolger auf den Thron der Bettler weiht. Plötzlich kommt dann „das Heilige" über ihn, ergreift ihn und führt ihn zurück in das Land seiner Jugend, das er jetzt als ein allen Genüssen entsagender, frommer Büßer

betritt. — Die Makamen erinnern der Anlage des Helden und dem Humor der Erzählung nach an „Don Quijote".*)

Was die in die Makame eingefügte Ghasele (Lobgedicht) betrifft, so sei noch bemerkt, „daß ihre charakteristische Eigentümlichkeit in der Wiederkehr desselben Endreims besteht, der in zwei ersten aufeinander folgenden Zeilen sich ankündigt, dessen spätere Wiederholungen aber durch eine reimlose Zeile zur Vermeidung der Einförmigkeit unterbrochen werden. Indem so das Gedicht auf einen einzigen Reim gebaut wird, liegt die Gefahr nahe, daß der Ideenkreis beschränkt und einförmig werde, und es besteht nun eben die Kunst des Dichters darin, die starre, einseitige Form durch die größte Mannigfaltigkeit der Bilder, durch die kühnsten Vergleiche, durch den frischesten und feinsten Duft der Redeblumen gleichsam zu überwinden. Das war für einen formgewandten persischen Dichter, dem kühne Metaphern und überschwengliche Bilder schon in der Prosa des gewöhnlichen Lebens vertraut geworden waren, keine allzuschwere Aufgabe. Für einen deutschen Dichter hingegen, der zu seinen Bildern nicht so sorglos und unbewußt die glühenden, strahlenden, schreienden Farben und die kühnen, üppigen Formen tropischer Vegetation verwenden darf, und dessen gedankenreicherer Geist nicht gewöhnt ist an solchen einseitigen, herrisch und despotisch auftretenden Kehrreim, der mit seiner Wucht alle freiere Ideenbewegung und Entwicklung zu ersticken droht, war die Aufgabe freier Nachbildung ungleich schwieriger. Von der Form sich nicht unterjochen zu lassen und ihr den Inhalt zu opfern, und wiederum einen starken, machtvollen Inhalt geschmeidig zu machen für diese herrische Form — dies war die Aufgabe, welche glücklich zu lösen dem deutschen Dichter Rückert gelang und ganz besonders gelingen mußte."**) Das erste Ghasel Rückerts wurde 1821 im Taschenbuch für Damen abgedruckt. Er hat diese den Persern entlehnte Dichtungsart auch in seinen spruchartigen Dichtungen angewandt. Weiter gepflegt ist sie von Bodenstedt und Platen.

Die Klage.

(Makame.)

Das Seltsamste, was ich auf Reisen sah, — war, was in Muarret Elnoman geschah, — wo sich stellte dem Richter dar — ein streitendes Paar, — ein Alter mit gestumpftem Zahne — und ein Jüngling, frisch wie ein Zweig der Myrobalane. — Der Alte sprach: Walte Gottes Gnad' hie, — halt' und erhalte den Kahdi, — daß er recht walte und gerecht verwalte, — sich recht verhalte — und das Recht erhalte! — Ich hatte eine feine, — allerliebste kleine, — glatte, nette, niedliche, — spitzige, doch friedliche, — schlanke, blanke, flinke, unermüdliche, — eine dienstfertige Dirne, — die sich lenken ließ an einem Zwirne; — zierlich, manierlich, behend, hantierlich, — aus- und einschlüpfend, — hin- und herhüpfend, — alles mit Fleiß verknüpfend; — die überall säumte, — doch nichts versäumte, — die überall steckte und stickte, — und der alles fleckte, was sie flickte. — Daß ihr Herz war stählern, — rechnete ich ihr nicht zu den Fehlern, — noch daß sie liebte Fehden, und führte Stichelreden. — Denn zwar unbiegsam, — war sie mir doch schmiegsam; — spitzzüngig wie ein Schlängelchen, — doch still und fromm wie ein Engelchen. — Sie hätte nur wandeln sollen auf Seiden, — und an geblümten Borten weiden; — doch — sie erging sich, vergnügt und bescheiden, — auf meiner Armut kahlen Heiden. — Nackt blieb sie, um Nacktheit zu bekleiden, — doch wo sie zog durch die Steppe,

*) Dr. C. Beyer, Rückerts Leben und Dichtungen.
**) Grube: Ästhetische Vorträge.

— da zog sie hinter sich her eine lange Schleppe. — Dieser Jüngling nun hat sich nach ihr gesehnt, — und ich habe sie ihm gelehnt, — sie sich zu Nutz zu machen — doch zu schonen der Schwachen, — und keine Unbilligkeit — zuzumuten ihrer Willigkeit; — sie nicht anzustrengen über ihre Kräfte, — und sie nicht zu mißbrauchen im Geschäfte. — Da bringt er sie zurück mir itzt, und das Ohr ist ihr geschlitzt, — und vom Ersatz, den er mir bietet, — wird mir mein Schaden nicht gegütet. Der Jüngling sprach: Es ist gegründet, — was der Alte verkündet. — Doch schlecht hat sie sich aufgeführt; — ich hatte nur schief sie angerührt, — und mein Finger war ohne Hut, — da biß sie mich drein und leckte mein Blut. — Doch hat er von mir im Versatz — einen Schatz — ein barsches Bürschchen, — als wie ein Hirschchen, mit Zinken und Zacken — und elfenbeinblinkendem Nacken; — mutwillig und eitel, — will jedem über den Scheitel, — Jungen die Locken krausen, — Alten die Borsten zausen. — Er liebt Putzen und Zieren, durch Wälder zu spazieren, und fürchtet nicht, den Weg zu verlieren, bricht durch dünn und dicht, — und was sich sträubt, das macht er schlicht. — Den gab ich zum Unterpfand dem Alten — doch der hat ihn nicht wohl gehalten; — ich weiß nicht, was mein Bürschlein hat verbrochen; — er hat einen Zahn ihm ausgebrochen.

Da sprach der Richter: Erkläret euch näher, ihr Streiter — oder scheret euch weiter! — Und der Jüngling sprang auf und sang:

Eine Nadel, abgestumpft und abgenutzt,
Schwarz gerostet und von keinem Nutze,
Lieh er mir zu übler Kleider Besserung,
Daß sie alte Lappen neu aufstutze.
Brach sie aus Gebrechlichkeit, so ist kein Grund,
Daß er ein Verbrechen mir aufmutze;
Doch er hält dafür in seiner Haft zurück
Meinen Kamm, der mir gedient zum Putze.
Sieh des Alten schmutzigen Geiz, durch dessen Schuld
Liegen muß mein junges Haar im Schmutze;
Und daraus schließ' auf den großen Druck der Not,
Die Erleichterung hofft von deinem Schutze.

Da sprach der Kahdi zum Alten: — Rück' heraus ohne Umschweif und Falten! — Und er hob an:

Bei der Wallfahrt und der Anhöh' Cheif Mina,*)
Wo der Frommen Heer den Satan steinigt!
Wäre nicht das Glück mir karg, ich hätte wohl
Meine Großmut an den Feind bescheinigt,
Hätt', ohn' auf Ersatz der Nadel zu bestehn,
Seines Kamms Herausgab' ihm beschleunigt.
Doch vom Bogen des Geschicks fliegt Pfeil um Pfeil;
Einer trifft, die Furcht des andern peinigt.
Beide, die wir hier als Widersacher stehn,
Durch der Armut Band sind wir vereinigt:
Er, aus Dürftigkeit, kann nicht befrein sein Pfand,
Ich, aus Mangel, kann es lassen frei nicht.
Dieser Schicksalsknoten ist dir vorgelegt:
Löse mild und hau ihn streng entzwei nicht.

Als der Kahdi das angehört, — ward er ganz verstört, — und als wie betört, — warf er ihnen hin einen Dinar. — Den verschnappte der

*) Unweit Mekka.

Alte wie ein Aar; — und als er seinen Raub verschlungen, — sprach er zum Jungen: — Die eine Hälfte ist mein Anteil am Schatz, — die andere Hälfte nehm ich an deinem Platz, — als Schadenersatz — für die zerbrochene Nadel, — so behalt' ich das Ganze ohne Tadel; komm nun und nimm in Empfang deinen Kamm, — auf daß bestehe des Rechtes Stamm. — Da stand der Junge wie ein verkauftes Lamm. — Doch der Kahdi, den sein Taler verdroß, — gab seinem Mitleide noch einen Stoß, — und warf, um den Jungen zu trösten, ihm ein paar Münzen hin, nicht von den größten. — Dann sprach er: Nun geht und vertraget euch, — und solcher Fehden entschlaget euch! — Ein Richter hat nicht dazu die Kassen, um von den Parteien sie leeren zu lassen. — Darauf gingen sie bedächtiglich, — miteinander einträchtiglich — laut preisend des Richters Gütigkeit, — Großmut und Edelmütigkeit. — Er aber konnte noch nicht verschmerzen — den Taler, der ihm gerissen war von dem Herzen; — er ächzte beweglich — und krächzte kläglich, — als steckt' ihm die Brust voll Dolche, — und sprach zu seinem Gefolge: — Es ahnet mir und gemahnet mir, — daß die beiden nicht zwei Parteien, — sondern eine und zwei Betrüger seien. — Wer kann ein Licht mir zünden, — ihre Heimlichkeit zu ergründen? — Da sprach sein Hauptspürer — und Obermeuteführer: — Es gibt kein besseres Verständnis, — als ihr eigenes Geständnis — und kein sicheres Erkenntnis, — als ihr eigenes Bekenntnis. — Da ward ein Häscher, von den raschen, — gesandt, sie einzuhaschen. — Und als sie wieder vor dem Kahdi erschienen, — sprach er zu ihnen mit ernsten Mienen: — Nun schenket mir reinen Wein aus dem Krug ein, — und geschenkt soll euch euer Betrug sein! — Da prallte zurück der Junge, — doch der Alte trat vor mit kühner Zunge:

Ich bin der Seruger, und das ist mein Sohn;
Es artet in Zeiten der Wolf nach dem Leuen,
In unserm Haus nichts zu kau'n noch zu käuen.
Den Kummer der Armut, der Dürftigkeit Schutt
Verwenden wir kunstreich zu Dichtungsgebäuen.
Wir locken die Gab' aus geschlossener Hand,
So gut wie aus offner die Gabe mag freuen.

Wir tauschen Geschenk für Täuschung mit Lust,
Daß selbst nicht den Tausch den Getäuschten bereuen,
Und wen, so wie uns, Not im Rücken bedroht,
Der scheut nicht Gefahr, die ins Antlitz mag dräuen.
Der Tod ist das Ende der Mühsal, und wen
Er heut trifft, der braucht ihn nicht morgen zu scheuen.

Da rief der Kahdi: Gottes Segen dem Wohlduft, den deine Rede haucht, — und Heil dir, wäre dein Sinn nicht in Trug getaucht! — Doch ich werde vor dir mich wahren — und warne dich selber vor Gefahren. — Laß künftig die Richter ohne Beschwerden; — mancher verträgt es nicht, gefoppt zu werden. — Denke des zeitlichen und des ewigen Verderbens, — und befleißige dich redlichen Erwerbens! — Das versprach ihm der Alte und schied, — und die Tücke saß ihm auf dem Augenlid.

---

7. Wilhelm Müller.

Wilhelm Müller wurde den 7. Okt. 1794 zu Dessau geboren. Sein Vater war ein wohlhabender, gebildeter und in seiner Vaterstadt allgemein geachteter Handwerker. Das poetische Talent seines Sohnes zeigte sich frühzeitig. In seinem 14. Jahre hatte dieser schon einen ganzen Band Elegien, Oden und kleinere Lieder wie zum Druck geordnet. Als Primaner schrieb er vor Beginn der Schulstunde oft die ganze Tafel voll Verse. Spielend überwand er die Sprachen der Alten. Im Jahre 1812 bezog er die Universität Berlin, um Philologie und Geschichte zu studieren, trat aber bald als Freiwilliger, früher noch als Körner, ins preußische Heer und focht als tapferer Soldat in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm. 1814 kehrte er nach Berlin zurück, nahm seine Studien wieder auf und beschäftigte sich namentlich mit der deutschen Sprache und Literatur. 1817 ging er mit dem Grafen Sack, dem er von der Berliner Akademie als Begleiter zu einer Reise nach Ägypten vorgeschlagen war, zunächst nach Wien, dann, als der Graf ihm zuliebe seinen Reiseplan änderte, nach Florenz, Venedig, Rom und Neapel und kehrte im Frühjahr 1819, nachdem Sack seine Reise nach Ägypten allein angetreten hatte, wieder nach Berlin zurück. Eine große Anzahl von Liedern verdankt ihre unmittelbare oder spätere Entstehung dieser Reise. Bald nach der Rückkehr ward Müller als Lehrer der klassischen Sprachen nach Dessau berufen und auch bald darauf als herzoglicher Bibliothekar angestellt. 1821 vermählte er sich mit einer Enkelin des berühmten Pädagogen Basedow. Von nun an machte er fast jährlich Fußreisen durch Deutschland. Welche Lust und welche Freude ihm das Leib und Seele erfrischende Wandern war, bezeugen seine Wanderlieder. Seine Reisen führten ihn auch nach Württemberg, wo er mit den schwäbischen Dichtern, denen er sich seiner poetischen Eigenart nach am meisten zuneigte, mit Uhland, Schwab und Kerner persönlich Bekanntschaft machte und herrliche Tage mit ihnen verlebte. Ohne zu ahnen, wie nahe dem Dichter die Todesstunde war, schrieb Uhland beim Scheiden in das Stammbuch desselben:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling süß und licht,
Auch jener große, klare —
Getrost, er fehlt dir nicht;

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an."

Geachtet von einem edlen Fürstenpaare, geliebt von seinen Schülern, geehrt von jedem, der ihn kannte, beglückt durch den Besitz einer geistreichen, vortrefflichen Gattin und eines gesund heranblühenden Kinderpaares starb Müller plötzlich den 30. Sept. 1827 am Schlagflusse. In ihm haben wir einen unserer bedeutendsten Lyriker, der sich durchaus eigentümlich entfaltet hat, verloren. Während die schwäbischen Dichter, denen er in seiner Lyrik verwandt ist, gern noch von alten Schlössern und Kapellen, von Rittern und Edelfrauen sangen, belauschte er das naturfrische Leben und Treiben der Jäger und Müller, der Wanderer und fröhlichen Zecher und ließ ihre Weltanschauung in den munteren Klängen seiner Leier ertönen. Viele seiner Lieder, wie das bekannte: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein," oder: „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht," oder: „Bächlein, laß dein Rauschen sein" werden im Gesange fortleben, solange der Sinn für echte Lyrik nicht ausgestorben ist. Müllers Lyrik ist von bezaubernder Frische und unmittelbar wie das Volkslied, nicht so reich, wie die Goethes, des Altmeisters der Lyrik, aber ebenso sangbar und ungekünstelt, voll heiterer Fröhlichkeit und gemütlicher Lebenslust, voll liebenswürdiger Schalkheit und kindlicher Unbefangenheit; sie ist wahr im Gefühl, poetisch in der Anschauung, wohllautend in der Sprache. Einen großen Teil dieser Lieder hat Schubert in Musik gesetzt und trefflich die verschiedenen Lebenslagen und Lebensstimmungen derselben wiedergegeben, so daß wir sie gleichsam mit Leib, Seele und Geist genießen. Man höre nur ein Lied, wie: „Das Wandern ist des Müllers Lust!" Unwillkürlich regt sich da in uns die Wanderlust. Wir möchten gleich zum Stabe greifen und mit dem Wasser um die Wette laufen. In diesen Wanderliedern, in denen zugleich das frohe Liebesglück zum Ausdruck kommt, ist gleichsam der unstete Spielmann des Mittelalters wieder lebendig geworden. Ernster gehalten als die Wanderlieder sind die Griechenlieder Müllers, von denen der „Kleine Hydriot" im 3. Teil der Erläuterungen besprochen ist. Sie entstanden während des Kampfes der Griechen gegen die drückende Herrschaft der Türken und verherrlichen den nationalen Aufschwung jenes Volks, für das man damals im Andenken an die Griechen des Altertums mehr als jetzt Sympathie empfand. Gehören diese Lieder ihrem Stoffe nach auch nicht der Geschichte des deutschen Volks an, so spricht doch aus ihnen die nationale Gesinnung des Dichters deutlich genug. Sie sind gleichsam ein Nachhall von dem deutschen Befreiungskriege, dessen Schlachten der Dichter hat mit schlagen helfen. Mit der Leier und zugleich mit dem Schwerte, wie Körner dies tat, hat er an den Kämpfen sich nicht beteiligt, sondern allein mit dem Schwerte. Erst nach Beendigung des Krieges

trat er als Dichter hervor. Da aber die patriotischen Hoffnungen, welche man an jene großartigen Kämpfe geknüpft hatte, beim Friedensschluß durch Neid, Ränke und Schwäche waren vereitelt worden, die Karlsbader Beschlüsse die Sehnsucht nach einem einheitlichen Deutschland sogar mit Festungsstrafen bedrohten, so konnte er seine Leier zu Festliedern der deutschen Freiheitskriege nicht mehr stimmen. Desto lauter brausten nun seine Griechenlieder wie Posaunenhall und Prophetenstimme durch Europa, weit über seine Heimat hinaus. Sie sind ein Spiegel des Feuers, welches in dem Herzen des Dichters brannte, als er freiwillig das Schwert für das Vaterland ergriff. Zugleich lassen sie seinen Schmerz ermessen, den er nach dem Friedensschlusse über das zerrissene Deutschland und über den Metternichschen Druck muß empfunden haben. Sein Grab schmückt ein schlichter Stein, der nur den Namen, den Geburts- und Sterbetag des Dichters nennt. Darüber aber ist eine Leier abgebildet mit einer durch die Saiten geschlungenen Rolle, auf der das einzige Wort „Griechenlieder" steht; und als am 30. Sept. des Jahres 1891 das dem Dichter in Dessau errichtete Denkmal enthüllt wurde, da schien die deutsche Sonne auf den Marmor, den die befreieten Söhne Griechenlands vom Erotus und von Hydras Felsenland gespendet hatten. Von Müllers Balladen ist am bekanntesten die folgende:

Der Glockenguß zu Breslau.

1. War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und Tat.

2. Er hatte schon gegossen
Viel Glocken gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

3. Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein!
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

4. Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

5. Im Magdalenenturme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch' starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

6. Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

7. Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar,

8. Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein;

9. Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

10. Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, getan!"

11. Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein,

12. Und zischt ihm in die Ohren
Und zuckt ihm durch den Sinn
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

13. Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er tät,

14. Und läuft hinaus zum Meister
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

15. Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

16. Er stößt sein scharfes Messer,
Dem Buben in die Brust;
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

17. Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

18. Da eilt er abzuräumen
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

19. Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

20. Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es tut den Richtern wehe
Wohl um den braven Mann;

21. Doch ihn kann keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurteil
Mit ungebeugtem Mut.

22. Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

23. „Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und wert;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

24. Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

25. Die Bitte ward gewähret,
Die schien den Herr'n gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

26. Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein;
Die Augen geh'n ihm über,
Es muß vor Freude sein.

27. Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

28. Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

29. Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

30. Die ward zur Sünderglocke,
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Dieses Gedicht ist in Beziehung auf Gang, Darstellung und Sprache so einfach, daß es darin keine Schwierigkeiten bietet; desto reicheren Stoff zum Nachdenken geben die in demselben niedergelegten Seelenzustände und Charaktereigenschaften der Hauptperson, Es zerfällt in drei Abschnitte. Der erste enthält die Einleitung und geht bis zur 5. Strophe. Er gibt uns Auskunft über den Ort und über die Zeit des Vorganges, wie auch über den Ruf und die Kunst des Glockengießers, welcher der Träger der Handlung ist. Außerdem enthält er eine bedeutsame Hinweisung auf die Sünderglocke. Der 2. Abschnitt endigt mit der 28. Str. und enthält den Hauptteil der Erzählung. Er beginnt mit der Vorbereitung zum Gusse der Glocke (St. 6—10), erzählt dann das Verhalten des wachthabenden Lehrlings (Str. 11—14), den Mord und die Reue des Meisters (Str. 15—19), seine Selbstanklage, Verurteilung und Bitte (Str. 20—25) und endigt mit dem letzten Stündlein des Glockengießers (Str. 26—28), so daß dieser Abschnitt sich in fünf Teile gliedert. Die letzten beiden Strophen des Gedichts bilden den dritten Abschnitt desselben. In allen Abschnitten ist der Dichter bedacht gewesen, das tiefste Mitleid für den Meister wach zu rufen. Trotz der blutigen, verabscheuungswürdigen Tat, die in ihrer ganzen Schwere vorgeführt wird, können wir nicht umhin, dem sonstigen Wesen des Meisters volle Achtung zu zollen. Unser Glockengießer war nicht nur weit und breit berühmt in seiner Kunst, er war auch einer der trefflichsten Bürger Breslaus, ein „ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und Tat", eine Zierde der Stadt, geliebt von seinen Mitbürgern, so daß selbst den Richtern es wehe tut „wohl um den wackern Mann" (Str. 20). Was seine Kunst betrifft, so klangen keine Glocken so voll, so hell, so rein, als die, welche durch seine Hand bereitet waren. Von edler Begeisterung für seinen Ruf beseelt, ließ er es nicht nur an Fleiß und Überlegung nicht fehlen, sein ganzes Herz war auch voll Andacht bei der Ausübung seiner Kunst. Diese war ihm nicht bloß ein Mittel zum Erwerb, er betrieb sie ebensosehr im Dienste der Religion „zu Gottes Lob und Preis", mit der Liebe und mit dem Glauben, daß Glocken von wunderbarem Klange imstande seien, starre Herzen

zu Gott zurückzuführen und wie eine Stimme von oben zu wirken. Ein bedeutsamer Zug! So viel Glocken nun auch schon in Kirchen und Kapellen ein Zeugnis seiner Kraft abgelegt und seine Vaterstadt dadurch berühmt gemacht hatten, die Krone aller Glocken sollte die für den Magdalenenturm bestimmte werden. Wie hat da der kluge Meister alles sorgfältig erwogen und bedacht, um als Mann der Liebe und des Glaubens die angefertigte Form durch eine Glocke zu füllen, die alle früheren in ihrer Wirkung übertreffen sollte. Selbst in der Nacht hatte er keine Ruhe gehabt (Str. 6).

So ersehen wir denn aus der Einleitung des Gedichts, daß wir es mit einem Manne zu tun haben, dem das Wohl und Wehe seiner Vaterstadt, wie der Ruhm derselben nach außen nicht gleichgültig ist, und der da will, daß zu ihrer und seiner Ehre nur Herrliches und Bewundernswertes aus seiner Werkstatt hervorgehen soll. Dieses an sich löbliche und ehrenwerte Streben wird aber höchst verhängnisvoll. Derselbe Eifer, der so viel Treffliches schuf, reißt den Meister, als es sich um die Krone einer Glocke handelt, auch zum Morde fort und bringt ihn mit einem Male um alle Freude und allen Frieden des Herzens. Sein ganzes Lebensglück ist vernichtet. Ahnungsvoll ist die blutige Tat schon in der Einleitung des Gedichts angedeutet. Nicht umsonst wird daselbst die vom Meister angefertigte Glocke „die Sünderglocke“ genannt; nicht umsonst hebt dann ferner der Dichter die eifrigen und sorgfältigen Vorbereitungen zum Gusse derselben hervor; nicht umsonst hat er auch den religiösen Zug des Meisters schon in der Einleitung betont. Die kurze Charakteristik des Mannes macht seine Schuld, wie seine Buße und seinen Glauben an Vergebung begreiflich. Wir ahnen bereits, daß es mit der Glocke im Magdalenenturme und mit deren Anfertigung eine besondere Bewandtnis haben müsse.

Diese dunkle Ahnung geleitet uns in den zweiten Abschnitt der Ballade, in die Werkstätte des Glockengießers. Der Meister verläßt dieselbe, nachdem er alles zum Schmelzen der Metalle zubereitet hat, und übergibt dem Lehrlinge die Feuerwacht. Warnend ruft er diesem beim Scheiden zu, den Hahn nicht anzurühren, sonst sei es um sein Leben geschehen. Sind es die kochenden Metalle, die sein Leben bedrohen, wenn sie voreilig entfesselt werden? Oder drohet ihm von einer andern Seite Lebensgefahr? Noch sind wir im Zweifel. Jene Worte aber steigern unsere Spannung von neuem und lenken unsere Aufmerksamkeit auf das Verhalten des Lehrlings bei der im Werden begriffenen Glocke.

Den nun folgenden Ungehorsam hat der Dichter trefflich begründet, ebenso trefflich hat er ihn mit der Glocke in Verbindung gebracht. Diese verlieren wir überhaupt die ganze Ballade hindurch nicht aus dem Auge. In dem Kessel da wogt und wallt und

wirbelt es so wundersam durcheinander, als regten sich darin geheimnisvolle Kräfte. Unverwandten Blickes schaut der unerfahrene und noch im Phantasieleben befangene Lehrling auf die wunderbar zischende und siedende Masse, und je länger der Einsame, sich selbst Überlassene hinschaut, desto mehr werden seine Sinne und Gedanken umstrickt und geblendet, desto größer wird seine Herzensbangigkeit. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es seine Hand nach dem Hahne; ehe er sich's versieht, fühlt er diesen zwischen den Fingern — und da ist's geschehen: Er weiß nicht, was er tät". Nicht aus Vorwitz, nicht mit klarem Bewußtsein hat er das Gebot des Meisters übertreten; sondern halb willenlos und sinnverwirrt, wie einer, der nicht weiß, was er tut, hat er die Hand nach dem Hahne ausgestreckt.*) Aber kaum ist die verhängnisvolle Tat geschehen, so tritt auch, wie dies immer der Fall ist, die Ernüchterung ein. Diese gibt sich zunächst in dem Entsetzen über die vollbrachte Tat kund. Das Bewußtsein, unrecht gehandelt zu haben, erfaßt den Lehrling mit aller Gewalt und treibt ihn fort von dem grauenvollen Orte, um reumütig seine Schuld dem Meister zu gestehen. Dieser, der den rechten Augenblick des Kommens nicht versäumt haben würde, ist bereits auf dem Wege zur Werkstätte. Tag und Nacht hat den strengen Mann nur der eine Gedanke beschäftigt, die Krone aller Glocken zu gießen, und nun, so nahe am Ziele, sieht er durch den Ungehorsam des Lehrlings all sein Sinnen und Trachten vereitelt. Übermannt von wildem Zorn, vermag er gar nicht einmal das Bekenntnis des Lehrlings anzuhören. Ergrimmt stößt er ihm sein scharfes Messer in das Herz und stürzt, „sein selber nicht bewußt", nach der Werkstätte, um zu retten, was vielleicht noch zu retten ist. Auch seine Tat ist nicht das Werk freien Entschlusses, sondern, obschon tief in seiner Eigentümlichkeit wurzelnd, das Werk eines finsteren Augenblicks, das Werk schnell aufflammenden Jähzorns, welcher energische Naturen — eine solche ist unser Meister — am leichtesten mit einer Art dämonischer Gewalt überfallen kann, wenn sie plötzlich und unerwartet um die Frucht ihres heißen Strebens sich gebracht sehen.

Unübertrefflich ist nun das Erwachen aus dem wilden Taumel

*) Das magisch Überwältigende dieses Vorganges ist in der 11., 12. u. 13. Str. unübertrefflich geschildert: das unverwandte Hinschauen des Knaben, dessen Blick, wie durch einen Zauber gebannt, von der wogenden Masse nicht loskommen kann; das unwillkürliche Ausstrecken der Hand, die magnetartig von dem Hahn angezogen wird, den der Knabe plötzlich, ohne es gewollt zu haben, zwischen den Fingern fühlt; dann der Sieg der Versuchung: „er hat ihn umgedreht". — Man beachte ferner die absichtlich angebrachten Alliterationen: wogt, wallt, wirbelt — zischt, zuckt, zieht — wie die Wiederkehr des „Und" Str. 12, wodurch die einzelnen Vorgänge blitzartig rasch zusammengefaßt werden.

der Leidenschaft mit dem Anblick der erstarrten Glocke in Verbindung gebracht. In sinnloser Betäubung war der Meister nach dem Glockenhause gestürzt, mit dem vollen Glauben, daß der Guß mißraten sei, und siehe, makellos und ohne Fehl, wie durch ein Wunder, steht die Glocke da und schauet ihn so rein und fleckenlos an, daß er den Anblick nicht zu ertragen vermag. „Er sieht's und will's nicht sehen." Nichts wäre ihm in diesem Augenblicke erwünschter gewesen, als die Glocke mißraten zu finden, obschon kurz zuvor der Gedanke, daß der Guß nicht gelungen sei, seine Hand zum Morde fortgerissen hatte. Es regt sich in ihm bereits das Schuldbewußtsein, und er würde demselben doch eine Art Entschuldigung entgegenhalten können, wenn er es fände, wie er sich's gedacht. Aber nein, soviel er auch sucht und prüft, kein Makel ist zu entdecken; der Guß ist gelungen; die Glocke spricht den Knaben frei. Noch mehr fühlt er die ganze Schwere seiner Schuld beim Anblick dessen, der noch vor wenigen Augenblicken aufmerksam und helfend ihm zur Seite gestanden hatte und nun tot am Boden liegt. Der Mund desselben kann nicht mehr sprechen, desto lauter spricht die klaffende, rote Wunde. Ihm ist's, als vernähme er die Worte:

„Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr."

Diese Wendung ist von erschütternder Wirkung und beruht auf tiefer Wahrheit. Wohl schweigt der Mund des Gemordeten; doch was der Tote nicht kann, das übernimmt für ihn das Gewissen des Schuldbeladenen, und das vergossene Blut wird zum lauten Kläger im Innern desselben. Aber aus jenen Worten tönt zugleich ein unendlicher Schmerz, der, wenn auch vorwurfsvoll, doch nicht zur Rache aufschreit und auch uns zum Mitleid und zum Erbarmen stimmt. Mit erschütternder Gewalt empfindet der Unglückliche jetzt den ganzen Jammer und das ganze Elend seiner sündigen Tat, aber mit dieser schmerzlichen Empfindung der Schuld beginnt auch der läuternde Prozeß der Reue. Daß diese eine tiefe und aufrichtige ist, beweist schon sein Gang zum Gericht und seine Selbstanklage, in die sich nicht ein Wort der Entschuldigung mischt. „Blut will wieder Blut", so spricht das Gesetz, das er in wildbrausendem Zorn verletzt hat. Vor der Heiligkeit desselben sich beugend, fleht er nicht um Gnade, sondern ist bereit, die strafenden Folgen seines Vergehens auf sich zu nehmen. Mit ungebeugtem Mute hört er daher sein Todesurteil an. Immer mehr steigt jetzt der Unglückliche in unserer Achtung. Nur eine edle Natur ist solcher Reue fähig. Als der Tag gekommen ist, an welchem er hinaus zum Richtplatze geführt werden soll, da bietet man ihm nach alter Sitte den letzten Gnadenschmaus an, um die Bitterkeit der letzten Stunde zu mildern. Unser Meister bedarf dessen nicht. Mit einer Ruhe, die man nur

erwirbt, wenn man die Schauer des Todes überwunden hat, bittet er „die Herren lieb und wert", wie er sie bezeichnend ohne den leisesten Unmut nennt, um eine andere Gnade:

„Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang;
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Dieselbe Glocke, die Anlaß zu all dem Unheil, welches über ihn gekommen ist, gegeben hat, will er in seiner Todesstunde hören. Wäre seine Läuterung nicht vollständig gewesen, er würde diese Bitte nicht getan haben. Zugleich ist dieselbe aber auch ein Zeichen von der Liebe zu seiner Kunst, der er bis zum letzten Augenblicke zugetan bleibt.

An die tönende, hoch in den Lüften schwebende Glocke hat nun der Dichter in ebenso bedeutsamer wie poetischer Weise die Erhebung des Meisters geknüpft, wie er an ihre Anfertigung den Fall desselben geknüpft hat. Ihre Klänge tönen so voll, so hell, so rein hernieder, als gäbe es da oben über dem niederen Erdenleben keine Mißtöne. Und der Meister, der vormals in seine Glocken Liebe und Glauben gegossen, hat in ihren Klängen mehr als Glockenklang gehört.

Geläutert durch aufrichtige Reue, bereit zur höchsten Sühne, sind ihm die Klänge auf seinem Schmerzenswege nicht bloß Töne von Erz, sondern Stimmen von oben, Stimmen der Liebe und des Glaubens, ein Ruf der gewissen Gnade aus der Höhe.

„Die Augen gingen ihm über,
Es muß vor Freude sein."

Voll Zuversicht beugt er den Nacken zum Streiche,

„Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht,"

denn der trostreiche Glaube an die Barmherzigkeit des Vaters im Himmel, die durch eine so tiefe und aufrichtige Reue und Buße wie bei unserem Meister errungen worden ist, kann selbst im Angesicht der bittersten Todesstunde nicht erschüttert werden, sondern führt den mit Gott Versöhnten gläubig hinüber zu einem Leben, wo er schauet, was ihm der Sühnetod „versprochen": Vergebung der Sünden und die Freude unter den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut (Luc. 15, 10). In dieser beseligenden Botschaft des Evangeliums, die auch dem Schächer am Kreuz verkündet ward, gipfelt das Gedicht. Diese Botschaft kann aber nur errungen werden durch tiefe, aufrichtige Reue und Buße. Diesem Grundgedanken gemäß ist das Gedicht aufgebauet, indem es uns vorführt: a den Fall des Glockengießers, b seine Reue, c seinen Glauben an die Vergebung.

Der Dichter hätte mit der 28. Str. seine Ballade enden können. Aber nicht umsonst nimmt er in den Schluß einige Zeilen aus der 4. und 5. Str. wieder auf. Dieselben haben jetzt eine viel ernstere Bedeutung bekommen, und wenn es vorher hieß, daß jene Glocke schon so manches starre Herz zu seinem Gott zurückgeführt habe, und der Dichter nun am Schlusse sagt: „Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit", so liegt darin eine ernste Mahnung für unsere Zeit.

Morgenlied.

1. Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

2. „Heraus, heraus, du Menschensohn!"
So ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

3. Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt vor Luft und Licht
Hart an die Scheiben schwirren?

4. Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

5. Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen;
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

6. Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

Kaum hat die Sonne nach der feierlichen Stille der Nacht ihren goldenen Schleier gelüftet, so ist auch die ganze Natur alsbald mit einem fröhlichen, frischen Lebensgefühl durchdrungen, daß es überall vor lauter Lust und Wonne jubelt und jauchzt, singt und klingt. Keine andere Zeit des Tages kann sich in dieser Hinsicht mit dem jungen, alles belebenden Morgen messen, zumal

zur Frühlingszeit, wo Wald und Flur daliegen, so frisch und verjüngt, als wären sie eben erst aus der Hand des ewigen Werkmeisters hervorgegangen. Die schönste Zeit des Tages hat geendet, wenn wir Menschenkinder, mit wenigen Ausnahmen, die Augen öffnen. Das „Wach' auf, mein Herz, und singe", wie eines unserer Gesangbuchslieder beginnt, verdient schon aus dem eben angeführten Grunde beherzigt zu werden. Unser vorliegendes Gedicht will ebenfalls die trägen Schläfer aus der Ruhe wecken, daß sie mitjubeln und mitjauchzen. Die Weckerrolle hat der Dichter dem schon früh über Wiesen und Felder, durch Busch und Bäume keck und fröhlich dahineilenden Morgenwinde zuerteilt, den er, der Lebensfülle des anbrechenden Tages entsprechend, nicht nur redend und handelnd einführt, sondern ihn auch voll jugendlichen Übermuts auftreten läßt. Vor ihm haben schon die Käfer und die Sonnenstrahlen und die Nachtigallen alles aufgeboten, den Langschläfer zu wecken. Es ist ihnen aber nicht gelungen, obschon die Nachtigall sich vor dem Kammerfenster fast heiser gesungen hat. Da greift nun der „kecke Geselle" voll Ärger zu einem wirksameren Mittel. Er schlägt mit dem Zweige, auf welchem die Nachtigall gesessen hat, so rasch und fest an die Fensterscheibe, daß der Schlafende endlich erwacht und ungehalten, auf eine so ungewöhnliche Weise im Schlaf gestört worden zu sein, fragt:

„Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?"

Die Antwort bleibt nicht lange aus. Ohne eine Erwiderung darauf abzuwarten, schildert sogleich der kecke Geselle, ganz erfüllt von der wunderseligen Morgenfrühe, rasch und feurig die Herrlichkeit und Pracht derselben, erzählt, gleichsam um sein heftiges Klopfen zu entschuldigen und den Langschläfer zu beschämen, welche Weckversuche bereits angestellt seien, und entfernt sich, als täte ihm jeder Augenblick, den er verliert, leid, ebenso rasch, als er gekommen ist, seinem nochmaligen „Heraus, heraus!" jedoch die ernste Mahnung hinzufügend, schleunigst die dumpfe Kammer zu verlassen; denn die herrliche Frühlingssonne werde nicht lange dauern.

Der Zauber des kurzen Gedichts, bei dessen Lesen uns zumute wird, als atmeten wir die erquickende, alle Sinne und Kräfte belebende Morgenluft des Frühlings, liegt teils in der überaus sinnigen Personifikation des Morgenwindes, teils in dem Zwiegespräch desselben mit einem noch Schlaftrunkenen, der sich kaum recht besinnen und darum nur wenige Worte finden kann, teils in der idyllischen Örtlichkeit des Schlafgemachs. Dieses befindet sich nicht in der engen Straße, nicht auf dem düstern Hofe einer Stadt, sondern fern vom Stadtgewühl, frei in Gottes Natur, den Strahlen der aufgehenden Sonne und der von ihr belebten Schöpfung

zugänglich. Eine Kammer, an deren Fensterscheiben ein grün belaubter Baum seine Zweige ausbreitet, auf welchen Nachtigallen süße Lieder singen und Käfer fröhliche Spiele treiben, ist ein Schlafgemach, in welchem das frühe Erwachen ein Gefühl des Wohlbehagens erzeugt, das sich über den ganzen Tag verbreitet und darum Mißmut und Trübsinn weniger leicht aufkommen läßt. Eine solche Örtlichkeit aber war nötig, um den Langschläfer durch Käfer und Nachtigallen, durch den Morgenwind und durch die Sonnenstrahlen zu beschämen.

Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so müssen die Anfangsverse der 1. Str. in einem Tone gelesen werden, der den Unmut des Langschläfers verrät, so früh geweckt worden zu sein; die übrigen Strophen werden lebendig, etwas spöttelnd vorgetragen.

Thema.

Der anbrechende Morgen im Walde.

Auf einer Gebirgsreise hat man bei einbrechender Nacht Aufnahme in einem auf einer Waldblöße einsam gelegenen Försterhause gefunden. Kurze Beschreibung des Hauses: beschattet von alten Bäumen, moosbewachsenes Strohdach, Hirschgeweihe am First; hinter dem Hause ein kleiner Garten. Der Förster ein rauher Gesell, aber gastfreundschaftlich. Die zum Schlafen angewiesene Kammer liegt nach Osten, an der Giebelseite des Hauses. Erwachen beim Grauen des Tages. Es ist schon lebendig im Hause. Der Förster rüstet sich, in den Wald zu gehen. Man öffnet das Kammerfenster. Kerzengerade stehen die Tannen in der grauenden Morgendämmerung. Nirgend regt und rührt es sich. Überall feierliche Stille; hier und dort zeigen sich weiße Nebelstreifen. Im Osten rötet sich der Himmel und verkündet das Nahen des siegreichen Tagesgestirns. Leise streift der Morgenwind durch die Tannen, die Nebelstreifen steigen in die Höhe und verschwinden. Ein eigentümlicher Ton, als würden ein Paar Brettchen zusammengeschlagen, schallt aus den dichten Tannen heraus; es ist der Auerhahn, der balzend den Schnabel zusammenschlägt. Er ist der erste, der aus dem Schlafe sich erhebt. Das Zeichen zu einem lieblichen Morgenkonzert ist gegeben. Auf der höchsten Spitze der Tannen lassen die Singdrosseln ihre Stimmen vernehmen. Wie Orgeltöne quellen ihre Weisen aus der liederreichen Brust, bald im melancholischen Adagio, bald im feurigen Allegro. Der Wald antwortet in feierlichen, langgezogenen Tönen. Auch der Fink läßt sich in raschen, kräftigen Schlägen hören, so voll, so hell, daß es weit hinschallt über Berg und Tal. Dazwischen jubiliert die Heidelerche und ruft der Wiedehopf; es versucht sich der Dompfaff, und es gurrt die wilde Taube, und bald begleitet in allen Melodien ein ganzes Heer von kleinen Kehlen die Stimmführer. Lebensfroh sind sie wieder erwacht, vergnügt aus den Zweigen hervorgeflogen. Bald singen sie mit vollem, bald mit halbem Chor; bald wird eine Pause gemacht, und dann wieder ein Solo ausgeführt. Das ist ein Singen und Klingen, daß der ganze Wald ertönt. Da plötzlich wird es still. Ein Schreckensruf schallt hoch aus der Luft in den Wald hernieder und unterbricht das tausendstimmige Konzert. Ein Raubvogel ist's,

der, mit blutdürstigen Augen nach Ätzung spähend, herabkrächzt. In weiten Kreisen schwebt er so leicht über den Tannenwald dahin, als würde er ohne Flügelschlag nur von den Wellen der Luft getragen. Das vielstimmige Konzert hat ihn von seiner Raubburg herbeigelockt. Lange währt diese Pause indes nicht. Kaum hat der gefürchtete Vogel die Waldstrecke verlassen, so beginnt auch das Singen und Jubeln von neuem, bis die Sonne höher und höher steigt; dann wird es stiller in den Zweigen. Aber eine andere Musik läßt sich jetzt vernehmen; es ist das harmonische Glockengeläut der Herden, welche schon am frühen Morgen aus den Tälern aufbrechen, um die hochgelegenen, unbewaldeten Weideplätze mit ihren kräftigen, wohlschmeckenden Kräutern aufzusuchen. Gar lieblich klingt diese ununterbrochene Tagesmusik in der wunderseligen Waldeinsamkeit am frühen Morgen. Hier und dort schallt es auch schon von den kräftigen Streichen der Axt, welche die Holzhauer auf die Stämme der Bäume führen. Immer lebendiger wird es im Walde. Die höher steigende Sonne mahnt auch den Reisenden zum Aufbruch.

Das Frühlingsmahl.

1. Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

2. Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

3. Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

4. Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

6. Hört ihr des Wirtes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

7. Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Aufs Knie und denk' an mich."

Auch dieses Gedicht gehört, wie das voraufgegangene, seinem Inhalte nach zu der Klasse der Frühlingslieder, deren Zahl und Mannigfaltigkeit in unserer Literatur eine so große ist, wie bei keinem anderen Volke. Zum Teil hat dieses seinen Grund in den eigentümlichen klimatischen Verhältnissen unseres Landes, indem bei uns ein langer, erstarrender und düsterer Winter der Frühlingszeit voraufgeht, so daß diese bei uns mehr, als in südlicher gelegenen Ländern einem freudigen Auferstehungsfeste gleicht, in welchem alles zu neuer Lebenslust erwacht. Sodann trägt zu dem großen Reichtume an Frühlingsliedern auch das tiefe Naturgefühl, welches dem deutschen Volke von jeher eigen gewesen ist, bei. Wurde

doch früher überall in Deutschland die Wiederkehr des Frühlings von alt und jung, von arm und reich, in Dorf und Stadt durch Gesang, Spiel und Tanz festlich in Gottes schöner, freier Natur begangen und mit Jubel begrüßt. (Siehe Bd. V der „Erläuterungen“ den Abschnitt über Walther von der Vogelweide.)

Wie das voraufgegangene Gedicht, so enthält auch das vorliegende eine dringende Aufforderung, das Herz nicht kalt und teilnahmlos zu verschließen, wenn Gott die Erde von neuem mit Blüten schmückt und alle Geschöpfe des fröhlichen Lebens in der erwachten Natur sich erfreuen. Die Aufforderung ist hier aber feierlicher und mahnender, da sie von Gott selbst ergeht, der unter dem Bilde eines milden Gastgebers vorgeführt wird, welcher so reich ist, daß er nicht berechnet und zählt, wieviel an seinem Gastmahle teilnehmen sollen, und so gütig, daß er alle ohne Ausnahme, Angesehene und Geringe, groß und klein zu seiner Tafel einladet und an ihrem Erscheinen sich freuet.

Das dem Gedichte zugrunde gelegte Bild entspricht ganz der Festzeit, der die Natur gerade nach dem Winter gleicht, und hat außerdem eine biblische Weihe, indem es in mehreren Gleichnisreden Jesu sich angewendet findet, z. B. in den Gleichnissen vom großen Abendmahl und von der königlichen Hochzeit, wo Gott der Vater auch als Gastgeber erscheint, ein großes Freudenmahl anrichtet und ebenfalls alle dringend und wiederholt zu demselben einladet. Auch beginnt es, wie das Gleichnis von der königlichen Hochzeit, mit den Anstalten und Vorbereitungen, die zu dem Mahle getroffen sind.

Festlich ist der große, herrliche Speisesaal geschmückt, die Tafel mit wunderbar duftenden Tüchern belegt, die in weißer Farbe mit grünen Rändern auf allen Tischen prangen. Den Boden ziert ein bunter Teppich, und über das Ganze ist ein hohes, blaues Zelt gespannt. Sind diese Vorbereitungen schon geeignet, zur Teilnahme an den Freuden des Mahles zu bewegen, so muß die Bereitwilligkeit dazu noch erhöhet werden durch den Gedanken, daß Gott selbst es ist, der diese Veranstaltungen getroffen hat. Um das letztere recht hervorzuheben, hat der Dichter die in den beiden ersten Strophen geschilderten, großartigen Vorbereitungen in die Form von Fragesätzen eingekleidet, die in der spannendsten Weise auf die in der 3. Str. enthaltene Antwort hindeuten. Diese Hinweisung wäre bei weitem nicht so nachdrucksvoll und die Mahnung zur Teilnahme viel weniger eindringlich, hätte der Dichter die 3. Str. an die Spitze gestellt und das Ganze nicht in die Form von Frage und Antwort gekleidet.

Waren bisher die so lockend einladenden Vorbereitungen zu dem Mahle aufgezählt, so erfolgt nun in der 4. Str. die Einladung selbst. Sie ergeht an alle Geschöpfe ohne Ausnahme. Was lebet

und webet, ist willkommen! In den beiden ersten Versen dieser Strophe wird zugleich der Inhalt des Voraufgegangenen in der Kürze noch einmal zusammengefaßt und durch das an die Spitze gestellte „Er“ noch einmal ausdrücklich betont, daß Gott selbst den Tisch gedeckt und den Festsaal prächtig geschmückt habe.

Die folgende Strophe schildert nun in seligen und preisenden Ausrufen die Fülle der dargebotenen, kostbaren Speisen. Jede Blüte ist ein zum Überströmen vollgefüllter Becher, aus dem es schäumt und duftet. Und als ob der Gastgeber an den bereits erschienenen Gästen nicht genug hätte, läßt er noch einmal seinen Ruf ertönen. Hieß es vorher: „Alles, was da lebet und webet“, so heißt es jetzt bestimmter: „Was kriecht und fliegt, was geht und steht auf Erden“. Um so mehr tritt nun die in der letzten Strophe enthaltene Mahnung an den Menschen hervor. Dieser Mahnung ist nicht nur die ganze Strophe gewidmet, sie beginnt auch mit der wuchtigen Anrede: „Und du“, was schon andeutet, daß auf das Erscheinen des Menschen der ganze Nachdruck gelegt ist. Er vor allen soll sein Herz nicht kalt abwenden, wenn alles jubelt und alles sich freut. Beschämt würde er sonst dastehen mit seinem Herzen von Stein. Er soll vielmehr in noch ganz anderer Weise und in einem viel höheren Maße als die anderen Geschöpfe seine Freude kundgeben, soll selig niedersinken aufs Knie und Gott danken, dem nichts lieber ist, als ein beglücktes und dankbares Menschenherz. Dann nur ist er der rechte Gast, denn er allein kann unter den erschaffenen Wesen die wunderbar entzückende Schönheit des Lenzes in ihrer ganzen Fülle empfinden; er allein kann sie mit einem religiösen Sinne in dankbarer Ergebenheit und beseligender Andacht genießen. Und wenn der Dichter den Menschen einen „Himmelspilger“ nennt, so weist er ihm mit diesem Ausdrucke nicht allein seine höhere Stellung vor den übrigen Wesen an, er sagt damit auch, daß die Erde mit ihrer Naturherrlichkeit ihm eine Führerin zum Himmel werden soll. Wessen Herz aber nicht einmal für die Freuden und Genüsse, welche die Pilgerschaft auf Erden bietet, empfänglich ist, dem fehlen auch die inneren Bedingungen für die höheren Genüsse, die unser im Himmel warten.

Was nun die Sprache des Gedichts betrifft, so zeichnet es sich, wie das voraufgegangene, durch große Frische und Lebendigkeit im Ausdruck aus, die sich namentlich in einer Fülle glockenartig gleichklingender Wörter kundgibt, wie „lebet und webet“, „kriecht und fliegt“, „geht und steht“, „Strauch und Baum“. Auch an Alliterationen, d. i. an Gleichklängen von Anfangsbuchstaben zweier oder mehrerer Wörter, fehlt es nicht, wie: „und jede Blüt' ein Becher“, „was unter den Wogen sich wiegt“, „hier trinke trunken dich und sinke selig nieder“. Das kurze jambische Versmaß,

welches der Dichter angewandt hat, ist der einfachen, innigen Empfindung ebenfalls angemessen.

Zum Schluß mag hier noch ein Wort von dem Sohne des Dichters folgen, welches sich in der Vorrede zu den Gedichten seines Vaters findet. Daselbst heißt es: „Müllers Einfachheit und Natürlichkeit in der Auffassung der Natur zeigt sich am schönsten in den „Wanderliedern" und in dem „Frühlingskranze aus dem Plauenschen Grunde". Nirgends ein mühsamer Gedanke oder ein mühsames Wort. So wie die schöne Frühlingszeit ist, so wird sie geschildert; aber überall wird sie belebt und begeistert durch das Dichterauge und den Dichtergeist, die das erblicken und das in Worten aussprechen, was andere nicht sahen, und was die stumme Natur nicht sagen kann. Das Erkennen des Schönen im Unbedeutenden, des Großen im Kleinsten, des Wunderbaren im Alltäglichen, ja diese Ahnung des Göttlichen bei jedem irdischen Genuß, dies ist es, was den kleinen Liedern Wilhelm Müllers ihren eigenen Reiz verleiht und sie allen denen so lieb gemacht hat, welche die Freude des sich still der Natur Hingebens im Treiben des Lebens nicht verloren und den Glauben an das Mysterium der göttlichen Allgewalt im Schönen, Guten und Wahren nicht verlernt haben."

---

8. Gustav Schwab und der schwäbische Dichterkreis.

Gustav Schwab wurde am 19. Juni 1792 in Stuttgart geboren, wo sein Vater, ein an Geist und Charakter ausgezeichneter Mann, Professor der Philosophie und Mathematik an der Karlsschule war. Mit dem 17. Jahre bezog er die Universität in Tübingen, ausgerüstet nicht nur mit einer tüchtigen klassischen Vorbildung, sondern auch mit einer ebenso tüchtigen sittlichen Grundlage. Er wählte das Studium der Theologie. Fördernd auf seinen dichterischen Beruf wirkte besonders die Bekanntschaft mit dem fünf Jahre älteren Uhland, dessen Schüler er sich nannte und dessen Dichterweise ihm zum Vorbilde diente. Als ein Zeugnis von der Innigkeit dieser Dichterfreundschaft sei noch erwähnt, daß Uhland einen poetischen Stoff, die Geschichte Robert des Teufels, den er aufgefunden und sich zur poetischen Gestaltung bewahrt hatte, an Schwab übergab, als er sich verhindert sah, ihn selbst zu bearbeiten, ähnlich wie Goethe den Tell Schiller überließ. Außer mit Uhland war Schwab damals schon mit Justinus Kerner und mit Varnhagen von Ense nahe befreundet. Später trat er durch die Übernahme der Leitung verschiedener Zeitschriften mit fast allen bedeutenden Männern jener Zeit in nähere Verbindung und mit vielen in ein freundschaftliches Verhältnis, namentlich mit Pfizer, Lenau, Grün, Platen, Chamisso, Möricke, Gaudy, Hauff, W. Müller. Von Müllers und Hauffs Werken übernahm er die Herausgabe und schrieb die Lebensgeschichte der früh verstorbenen Dichter. Seine überaus freundliche und gefällige Art, mit der jedermann entgegenkam, machte es auch Fremden leicht, zu ihm zu gelangen, und er wurde so, wie einst Gleim für Norddeutschland, ein literarischer Mittelpunkt für das südwestliche Deutschland. Neben der weiten, gutherzigen Gastfreundschaft hatte er auch mit dem alten Halberstädter die Teilnahme für Mit- und Nachstrebende gemein, besorgte dabei auf das treueste sein Amt und war bei aller seiner Geschäftigkeit noch ein zärtliches, sorgsames Haupt seiner geliebten Familie.

Zwanzig Jahre lang ist Schwab Professor am Stuttgarter Gymnasium gewesen. Sein Hauptfach waren die alten Sprachen. Der Wunsch nach Zurückgezogenheit und Ruhe bestimmte ihn im

Jahre 1837 die Pfarre zu Gomaringen zu übernehmen, einem Orte, der trefflich zu den Anschauungen einer dichterischen Phantasie stimmte. Schon das Pfarrhaus war fast ein Stück Romantik. Es war ein altes, etwas verfallenes Schloß der Herren von Gomaringen und lag auf einem gegen das Dorf hin steil abfallenden Hügel, welcher das Tal der Wiesatz beherrscht. Im nahen Hintergrunde lag die langgestreckte Reihe der hier ziemlich ansehnlichen Albhöhen, gegenüber der mächtige Roßberg, einer der höchsten Berge der Schwäbischen Alb, rechts davon in der Ferne der Hohenzollern, im Vordergrunde Gomaringen mit grünen Matten und Feldern. Alles dieses überschaute man wie ein Rundgemälde von den Fenstern der Wohnzimmer. Der gesellige Verkehr, namentlich mit den Tübinger Freunden, gestaltete sich hier höchst anziehend; daneben blieb Zeit genug zu literarischen Arbeiten. Nach vierjährigem Aufenthalt in Gomaringen kehrte Schwab wieder nach Stuttgart zurück, indem ihm dort die erste Predigerstelle an der Leonhardtskirche übertragen wurde. 1845 wurde er als Oberstudienrat angestellt und zum Oberkonsistorialrat ernannt. Sein Tod erfolgte im Jahre 1850 plötzlich und unerwartet.

Schwab gehört mit Uhland und Justinus Kerner, mit Möricke, Pfizer und anderen dem schwäbischen Dichterkreise an, der hauptsächlich durch rein lyrische und lyrisch-epische Gedichte sich hervorgetan und auf diesem Gebiete außerordentlich Schönes geleistet hat. Nach den aufregenden Kämpfen der Befreiungskriege und nach den langen ästhetischen Fehden, welche schon mit Lessings Auftreten begannen, dann von den Romantikern mit großer Leidenschaft gegen die klassische Schule geführt wurden, war eine gewisse Ermüdung eingetreten, wie solches nach langanhaltenden Parteikämpfen stets geschieht. Man vertiefte sich daher jetzt mehr in das ruhige und sinnige Stilleben der Seele, sang in neuen Liedern vom Frühling und Herbst, von der Liebe Lust und von der Liebe Leid, sang von alten Burgen und Kapellen, von Rittern und Edelfrauen, von Königen und Helden alter Zeit, nahm zwar, an die Romantiker sich anlehnend, derartige Stoffe vorzugsweise aus dem Mittelalter, verherrlichte sie aber nicht im Sinne der Romantik, sondern hauchte ihnen den lebendigen Odem der Gegenwart ein. Der engere Kreis der schwäbischen Dichter wurde dem Publikum zum ersten Male durch Kerners poetischen Almanach vorgeführt. Das Haupt der schwäbischen Dichterschule war und blieb Uhland.*) Seine gründlichen, unermüdlichen Forschungen zur Geschichte der deutschen Poesie und Sage sind von großem Einfluß auf die Wahl seiner episch-lyrischen

*) Seine Biographie, wie eine Reihe Besprechungen seiner Gedichte befinden sich in den drei ersten Teilen der „Erläuterungen".

Stoffe gewesen, unbekümmert welcher Zeit der Vergangenheit sie angehörten, wenn sich in ihnen nur der Adel der Gesinnung und der Charakter der Zeit abspiegeln ließ. Mit Vorliebe besang er das dem deutschen Volke von jeher zusagende Heldentum, insbesondere gern Helden seiner Heimat. In der mannigfaltigsten Weise hat er in diesen Dichtungen deutschen Kampfesmut und deutsche Ritterehre, alte Frömmigkeit und alte Treue verherrlicht, hat von Siegfried und von Karl dem Großen, von Roland und von Eberhard dem Rauschebart in volkstümlicher Weise gesungen. Als volkstümliche Gestalt hat er auch den wackern Schwaben, der sich 50 türkischer Reiter erwehrt, verherrlicht, ferner den Soldaten, neben dem sein Kamerad fällt, auch die Mähderin und Goldschmieds Töchterlein, das zur Ritterfrau erhoben wurde. Antike Stoffe lagen ihm fern und romantische Versmaße hat er nur selten gebraucht. Zur Beliebtheit seiner Dichtungen hat wesentlich der einfache Aufbau und der schmucklose Ausdruck derselben beigetragen, der trotzdem vom innigsten Gefühl durchdrungen ist, wie auch der treuherzige, trockene Humor, mit welchem er viele seiner Heldendichtungen gewürzt hat, nicht minder die Anwendung altertümlicher Wortformen, wodurch der eigentümliche Zauber, welcher auf vergangenen Zeiten ruhet, wesentlich erhöhet wird. Diese Dichtungen gehören zu den schönsten Perlen unserer Literatur und sind noch nicht übertroffen worden. Uhland ist auch auf dem dramatischen Gebiete tätig gewesen und hat 1818 ein Trauerspiel „Ernst von Schwaben“ und 1819 ein Schauspiel „Ludwig der Bayer“ der Öffentlichkeit übergeben. Der Adel seines Charakters macht sich auch in diesen Stücken geltend, zugleich aber auch seine vorwiegend epische Dichternatur, so daß er manchmal statt zur handelnden Darstellung zur Erzählung greift. Immerhin stehen beide Schöpfungen an Wert unendlich höher als diejenigen Produkte, welche heutzutage nach realistischen Rezepten abgefaßt werden, die ohne Tiefe nach Effekthascherei der schlimmsten Art streben, die Welt, wie sie ist und nicht wie sie sein soll, vor unseren Augen und Ohren vorführen, ohne eine sittliche Lösung der Konflikte für nötig zu halten und ohne das Herz für das Edle und Gute zu erwärmen und zu verpflichten.

Was die Naturlyrik der schwäbischen Dichter betrifft, so hat das schöne Schwaben mit seinen Burgen und Kapellen, seinen Matten, Rebenhügeln und Fruchtbaumwäldern vielfach die Anregung zu ihren musikalisch-innigen, die Natur vergeistigenden Liederklängen gegeben. Durch die Reinheit der Naturanschauung, durch die wohltuende Wärme eines herzlichen, ungekünstelten Empfindens unterscheiden sich die schwäbischen Dichter ebenfalls von der verschwommenen Naturandacht der Romantik, so daß sie auch

nach dieser Seite durch ihre gesunden, formvollendeten Klänge läuternd und reinigend eingewirkt haben. Außer den innigen und sinnigen Naturliedern besitzen wir von ihnen eine Reihe volkstümlicher Lieder, die sie wiederum von den Romantikern wie auch von den Klassikern unterscheiden und mit denen sie sich an den „Göttinger Dichterbund“ anlehnen. Ich erinnere nur an Uhlands in allen Kreisen gesungenes Lied „Der Wirtin Töchterlein“, an Schwabs „Bemooster Bursche zieh' ich aus“, an Kerners „Wohlauf noch getrunken“ usw. Die Frische und Volkstümlichkeit dieser Lieder, ihre sittliche Gesundheit und ihre Sangbarkeit bahnten ihnen den Weg bis in die fernsten Gaue. Den Freiheitskriegen haben die schwäbischen Dichter die Klänge ihrer Lieder nur im geringen Maße gewidmet. Für die stürmischen Kämpfe des Lebens waren sie nicht geschaffen. Zudem war damals das deutsche Nationalbewußtsein erst im Erwachen. Der engeren Heimat blieben Augen und Herz vorzugsweise zugewandt. Dazu kam, daß Württemberg, welches dem Rheinbunde zugehörte und unter dem Protektorate Napoleons stand, bei weitem nicht so von dem Drucke des Gewaltigen zu leiden hatte als Preußen, das er zu vernichten gedachte.

Die wenigen Lieder, die wir von den schwäbischen Dichtern aus der Zeit der Freiheitskriege besitzen, können sich an begeisterndem Feuer mit denen eines Arndt und Körner, eines Schenkendorf und Rückert nicht messen, stehen auch der Kriegslyrik Geroks aus dem Jahre 1870 nicht ebenbürtig zur Seite. Die Zeit war eine andere geworden. In das Aufruhrhorn des „jungen Deutschlands“ haben sie nicht gestoßen. Diese Töne sind ebenfalls verklungen wie die der Romantik.

Das Feld, in welchem Schwab sich bewegt, ist vorzugsweise das der erzählenden Poesie. Er hat dasselbe nach allen Seiten hin angebaut, in Balladen, Romanzen und Legenden. Am wenigsten bedeutend ist er in seinen Rhapsodien oder Mären. Dieselben sind meistens zu breit und lassen nicht selten die poetische Gestaltungskraft vermissen. Uhlands Einfluß auf ihn ist zwar unverkennbar; es läßt sich zwischen manchen Erzeugnissen beider Dichter sogar eine nahe Verwandtschaft nachweisen; aber der knappe Ton und der singende Humor Uhlands gehen Schwab ab, und der Prediger macht sich oft mehr, als nötig ist, durch unterbrechende Betrachtungen und Lehren bemerkbar, aber frei von allem Parteiwesen. Die Liebe zu alten Sagenstoffen hat er mit Uhland gemein, und dieser Liebe haben wir nicht nur manches Gedicht zu verdanken, sondern auch „Das Buch der schönsten Geschichten und Sagen des Mittelalters“. Eigen ist ihm eine gewisse Vielseitigkeit, die wir sonst bei den schwäbischen Dichtern nicht finden. Er hat Lamartines „Meditations“, Barthelemys und Merys „Napoléon en

Égypte" übersetzt, hat Paul Flemmings Gedichte herausgegeben, das Schönste der deutschen Lyrik von Haller an, und das Schönste der deutschen Prosa von Mosheim bis auf die Neuzeit in trefflicher Anordnung und mit schlagenden, historischen Bemerkungen gesammelt. Auch als malerischer Geograph hat er sich bekannt gemacht („Die Neckarseite der Schwäbischen Alb", „Der Bodensee", „Wanderungen durch Schwaben") und hat eine Biographie Schillers geschrieben, dem er auch in seinem Gedichte „Der Riese von Marbach" ein schönes Denkmal gesetzt hat. — Außer dem früher besprochenen Gedichte: „Die Thurbrücke bei Bischoffszell" mögen hier noch die zwei Balladen: „Das Gewitter" und „Der Reiter und der Bodensee" eine eingehende Besprechung finden.

Das Gewitter.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl.
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Tal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid.
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheinet die Sonne wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: Morgen ist's Feiertag!
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit!
Wohl dem, der tat, was er sollt'!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Am liebsten morgen ich sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,

Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer.
Was tu' ich noch auf der Welt?"
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag!

Unstreitig gehört die eben mitgeteilte Ballade zu den wirkungsreichsten Gedichten, die wir von Schwab besitzen. Schon die Tatsache, daß vier Menschen zugleich vom Blitz getroffen und mit einem Schlag getötet werden, hat etwas Erschütterndes. Erhöhet wird das Schreckliche dieses Ereignisses noch dadurch, daß alle vier Glieder einer Familie sind und allen Altersstufen angehören, und daß ferner der Dichter diese verschiedenen Lebensalter nach ihren Freuden und Leiden, ihren Wünschen und Hoffnungen mit in das Ereignis verwoben hat, wodurch notwendig die Empfindung in eine größere Mitleidenschaft für die Betroffenen gezogen und die vernichtende Gewalt des Ereignisses um so erschütternder wird. Das Tatsächliche, welches dem Gedichte zugrunde liegt, findet sich in der ersten und letzten Strophe. In der ersten werden wir sowohl über den Schauplatz, wie über die im Gedichte auftretenden Personen vorläufig in Kenntnis gesetzt. Der Schauplatz ist eine „dumpfe Stube"; die Personen sind: Urahne, Großmutter, Mutter und Kind. Noch ehe diese selbstredend auftreten, führt der Dichter in der Einleitungsstrophe jede von ihnen durch eine sie charakterisierende Tätigkeit vor, welche nicht nur ihrem Alter entspricht, sondern auch ihren Wünschen und Hoffnungen, welche die folgenden Strophen bringen. Nach der vorbereitenden Einleitung ist jeder der vier Personen eine ganze Strophe gewidmet. Von diesen Strophen fängt jede gleichartig an und schließt gleichartig ab. Der Anfang weist jedesmal auf den bevorstehenden Feiertag hin, der Schluß auf das drohende Gewitter, welches als ein zweites und zwar unheimliches Ereignis außerhalb der Stube dieser immer näher rückt und durch das Wort grollt (der Dichter sagt absichtlich nicht rollt) einen bezeichnenden Gegensatz zu dem Gespräch und den Vorgängen in der Stube erhalten hat. Die Schlußstrophe hat weder den Anfang noch das Ende der vier voraufgegangenen Strophen, da das Gewitter mit vernichtender Gewalt in die Stube eingedrungen und dort mit seinem letzten Schlage der Unterhaltung über den bevorstehenden Feiertag ein Ende gemacht hat. Auf diesen Schluß arbeitet das Gedicht mit jeder neuen Strophe hin. Die Ahnung, daß

es so kommen könne, beschleicht uns schon in der Anfangsstrophe. Das Gewitter, welches den vernichtenden Schlag bringt, ist zwar noch fern, der grollende Donner noch nicht hörbar, aber die „dumpfe Stube", der aus gepreßter Brust hervorgestoßene Seufzer: „Wie wehen die Lüfte so schwül!" melden bereits das Herannahen desselben und lassen das Verhängnis ahnen.

Von den vier Familiengliedern wird zuerst das Kind redend eingeführt. Sein frohsinniges Verlangen nach dem morgenden Tage entspricht ganz seinem Alter, wie seiner gegenwärtigen Beschäftigung. Des Lebens Mühe und Last, Sorge und Arbeit kennt es noch nicht. Das heitere Spiel ist seine Welt. Der Feiertag ist ihm der liebste Tag, weil es an demselben am ungestörtesten ganz dem Spiel sich hingeben kann. Da will es fröhlich durch Tal und Höhen schweifen und mit den Blumen, den Vertrauten seiner unschuldigen, noch leicht zu befriedigenden Seele die schöne Zeit genießen. Es sehnt sich um so mehr nach dem Sonntage, da es jetzt in der dumpfen Stube zubringen muß. Das sich in der freudigsten Stimmung dreimal wiederholende „Wie will ich" spricht seine sichere Erwartung des kommenden Tages, wie seine ganze Glückseligkeit, im Freien sich vergnügen zu können, in schöner, kindlicher Weise aus. Seine Lust am Pflücken der Blumen, am Springen und Singen läßt, wie sein Geplauder, erkennen, daß das Kind ein Mädchen und nicht ein Knabe ist. Zu seiner glückseligen Seelenstimmung und zu seiner sicheren Zuversicht, den morgenden Tag zu erleben, bilden die Worte: „Hört ihr's, wie der Donner grollt", den herbsten Gegensatz.

Die Mutter, die in der Blüte der Jahre steht und darum noch auf äußere Anmut und freundliche Zier hält, rüstet ihr Feierkleid für die geselligen Vergnügen des kommenden Tages und freut sich im voraus auf das fröhliche Gelage, welches morgen gehalten werden soll, an dem sie um so freudiger und sorgloser teilnehmen kann, da sie ihr Haus unter der Obhut der Großmutter weiß. Wohl hat sie des Lebens Ernst und Leid bereits kennen gelernt, aber Herz und Sinn für des Lebens gesellige Lust nicht verloren. Noch vertauscht sie gern das Werktagsgewand mit dem Feierkleide. Wie dem Kinde, so ist auch ihr der Sonntag noch ein Tag, der im voraus schon das Herz zur Freude stimmt, jedoch nicht in der überschwenglichen Weise des Kindes, welches nur dem Augenblicke lebt und von des Lebens ernsten Mühen und Sorgen nichts weiß. Darum fehlt dieser Strophe auch das zuversichtliche und freudige „Ich will". Eine Ahnung von dem, was bevorsteht, hat die Frau aber ebensowenig, wie die übrigen Personen sie haben.

Großmutter hat keinen Feiertag. — Der Sinn für des Lebens Lust und Anmut ist dem Alter, in welchem sie steht, entschwunden.

Nur die Erinnerung an die früher genossenen Freuden ist geblieben. Nicht ohne Wehmut ruft sie aus: „Großmutter hat keinen Feiertag!“ Gern bleibt sie zu Haus, gern übernimmt sie in Abwesenheit der Frau die häuslichen Geschäfte, die allein noch Reiz für sie haben, und schließt mit der ernsten, aus einer langen Lebenserfahrung gewonnenen Lehre: „Wohl dem, der tat, was er sollt'!“ in welchen Worten zugleich ein Wehe eingeschlossen liegt über den, der seine Freude und seinen Genuß nicht im Wirken und Schaffen gefunden hat, da alles andere hinfällig ist, und nur die treue Pflichterfüllung einen bleibenden Gewinn gewährt. Einen besonderen Wunsch für den Feiertag hat sie nicht. Die Unterhaltung ist ernster geworden, das Gewitter näher gerückt!

Urahne, die gebückt sitzt hinter dem Ofen im Pfühl (Ruhekissen), kann nicht mehr wie einst sorgen und schaffen, noch weniger singen und scherzen. Für sie hat das Leben allen Reiz verloren. Es ist ihr eine schwere Last und ist es darum auch für andere. Gebrochen an Leib und Seele, abgestorben für alle Genüsse hienieden, fühlt sie sich überflüssig und sehnt sich lebenssatt nach der Ruhe des Grabes.*) Kaum hat sie seufzend das Wort gesprochen: „Was tu' ich noch auf der Welt?“ und mit diesem Worte gleichsam den Blitz beschworen, so entladet sich die verhägnisvolle Wolke, die drohend am Himmel gestanden, und früher noch, als die alte Frau selbst es gewünscht, ereilt sie der Tod, ja das ganze Gebäude menschlicher Wünsche wird mit einem Schlage durch den zuckenden, erbarmungslosen Strahl vernichtet. Mit demselben schlägt plötzlich die bisherige Schlußzeile: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ in die fürchterlichere um: „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?“. Noch einmal tönt dann zum Schluß der Gegensatz, der sich drohend durch alle Verse hinzog, in unser Ohr, aber jetzt wie eine Stimme von oben:

„Vier Leben endet ein Schlag,
Und morgen ist's Feiertag!“

mit der Deutung auf den großen Feiertag, der alle Seufzer stillt, alle irdischen Hoffnungen und Wünsche zum Schweigen bringt, und mit der ernsten Mahnung, daß in jedes Menschen Leben ein plötzlich hereinbrechendes Geschick mit einem Schlage alle berechneten Erwartungen, alles Wünschen und Wollen zuschanden machen kann.**)

*) Ein hohes Alter ist nicht immer ein Glück. Die hochbetagten Erzväter Abraham und Isaak starben, wie auch Hiob, lebenssatt. (Mos. 25, 8. 35, 29. Hiob 42, 17.)

**) Zu einer Vergleichung mit Schwabs Gedichte eignet sich Hebels Gedicht „Das Gewitter“, auf dessen Verschiedenheit in der Besprechung Hebels am Schlusse hingewiesen ist. In Chamissos „Salas y Gomez“ werden alle geträumten Hoffnungen auch mit einem Schlage vernichtet.

In diesem Grundgedanken gipfelt das Gedicht. Derselbe bildet ein oft wiederkehrendes Thema in der Poesie, in der lyrischen wie in der epischen. Er ist auch in der Gesangbuchsliteratur reich vertreten.*) Ich erinnere nur an das schöne Lied:

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
Ach! wie geschwinde und behende
Kann kommen meine Todesnot."

Schiller hat den bezeichneten Gedanken in seinem Tell ebenfalls verwandt und zwar in dem Liede der barmherzigen Brüder:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Er stürzt ihn mitten in der Bahn,
Er reißt ihn fort vom vollen Leben;
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!"

Das Tatsächliche, was unserm Gedichte zugrunde liegt, hat Schwab einer Nachricht aus dem Schwäbischen Merkur vom Jahre 1828 entnommen. Dieselbe lautet: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erstere 71, die letztere 8 Jahre alt." — Dieses ist die dürre Zeitungsnachricht, aus der Schwab obige Ballade schuf, die in jeder Beziehung ein kleines Meisterstück genannt werden kann. Vergleicht man dieselbe mit jener Anzeige, so ergibt sich zunächst, daß der Dichter alle außerwesentlichen Umstände, wie die Angabe des Jahres und des Orts, ferner die Angabe, daß zwei arme Familien das Haus bewohnten usw., weggelassen hat. Diese Mitteilungen wären für die Idee des Stückes nur störendes Beiwerk gewesen; denn es kam dem Dichter nicht darauf an, die mitgeteilte Tatsache nach ihrer räumlichen und zeitlichen Beschränktheit in Versen zu erzählen und hierauf vielleicht eine erbauliche Nutzanwendung folgen zu lassen, sondern vielmehr in die mitgeteilte Tatsache eine tiefe, allgemeine Grundanschauung und Erfahrung zu legen, und diese durch künstlerische Gestaltung ungesucht, aber wirkungsvoll hervortreten zu lassen. Zu diesem Zwecke kam der Dichter auf den überaus glücklichen Gedanken, die Begebenheit nicht nur auf den Vorabend der schönen Zeit eines Feiertages zu verlegen, sondern auch die verschiedenen Lebensalter nach dieser Seite hin zu zeichnen. Weislich wiederholt er fast in jeder Strophe

*) Die Bibel gibt dem Gedanken, daß der Tod unerwartet dem Leben plötzlich ein Ende machen kann, in manchem Spruche ebenfalls Ausdruck, z. B. Ps. 103, 15 rc. Desgleichen manches unserer Sprichwörter, wie z. B. „heute rot — morgen tot".

die Worte: „Morgen ist's Feiertag“ und ebenso, um den Gegensatz zwischen des Menschen Denken und seinem Schicksal tief zu Herzen zu führen, die Worte: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ die auch in ihren malenden Lauten, in ihren tiefen Vokalen und dem sich häufenden, dem Donner ähnlichen r einen Gegensatz zu den ersten Worten bilden. Die Sprache des Gedichts ist einfach und klar; die Wirkung desselben beruht fast allein auf seiner Komposition und wird durch einen guten Vortrag um so eindringlicher und ergreifender. Beim Vortrage müssen die wiederkehrenden Sätze: „Morgen ist's Feiertag!“ und „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ so hervorgehoben werden, daß auch im Ton der Stimme der Kontrast, der in ihnen liegt, sich abspiegelt. Dabei darf weder das „Morgen ist's Feiertag“, noch das „Hört ihr's, wie der Donner grollt“ durchweg in derselben Tonlage, noch in demselben Tempo gesprochen werden. Im glückseligen Jubelton muß das erste „Morgen ist's Feiertag“ erklingen, weniger jubelnd das zweite, gelassen das dritte, ergeben das vierte. Im ernsten, tieferen Ton, auch langsamer sind die Worte: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ zu sprechen, jedoch so, daß mit jeder Wiederholung eine Steigerung eintritt. Das erschreckende „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?“ hat den höchsten Ton und den raschesten Takt. Die beiden Schlußzeilen klingen langsam verhallend aus. Am wirkungsvollsten gestaltet sich der Vortrag, wenn die Endzeilen der ersten 5 Strophen und die ganze letzte Strophe im Chor gelesen werden, die Reden der einzelnen Personen dagegen mit verteilten Rollen. Auch die 1. Str. eignet sich zum Chorlesen. Sie ist im erzählenden Ton zu halten mit Hervorhebung der aufgeführten Personen und der Aussagen von ihnen, leise und gedämpft die Schlußzeile, worauf eine kleine Pause eintreten muß. Rasch und lebhaft fällt dagegen der Chor nach der 5. Str. ein.

Über den Vortrag des Gedichts findet sich eine Bemerkung in Schwabs Leben von Klöpfel. Dieselbe mag um so mehr einen Platz hier finden, da sie von Lenau, dem Freunde Schwabs, herrührt. Derselbe schreibt ihm in einem Briefe von Heidelberg aus: „Auch Dein „Morgen ist's Feiertag“ habe ich nun eingeübt. Ich glaube, es muß ungefähr auf diese Weise gelesen werden: Die Endverse: „Wie wehen die Lüfte so schwül“ — „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ — „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?“ sind je um einen halben Ton höher und mit verhältnismäßig steigernder Intensität zu sprechen. Das „Morgen ist's Feiertag!“ soll jedesmal in derselben Tonlage der Stimmung gesprochen werden, jedoch so, daß die verschiedenen Empfindungen, mit welchen das Kind, die Mutter usw. den Feiertag erwarten, deutlich herausgehört werden. Ich sage: in derselben Tonlage, damit die letzten Worte: „Und morgen ist's Feiertag!“

gleichsam in dieselbe Furche des Herzens fallen, in welche dieser Refrain früher gedrungen ist, damit der Donnerschlag des Schicksals genau die Furche treffe, worin der Mensch seine Hoffnung gesäet."

Themen.

1. Die vier Personen in Schwabs Gedichte: Das Gewitter.

Angabe der Örtlichkeit, wo sich die Personen befinden. Ihre Beschäftigung und Unterhaltung. Ihre Wünsche. Welchen der vier Personen ist der Feiertag schon im voraus ein Freudentag und warum? Welchen nicht und warum?

Das Geschick. Mahnendes Schlußwort.

2. Die Lawine.

Ein junger Maler, der lange Zeit zu seiner Ausbildung in Rom gewesen ist, tritt seine Rückreise nach Deutschland an. Der Tag seiner Ankunft im elterlichen Hause ist bestimmt; man erwartet ihn mit großer Sehnsucht. Sein letztes, in Rom angefertigtes Gemälde hat überall Bewunderung erregt. Schon manche Aufträge sind für ihn eingelaufen. Die Eltern malen sich seine Zukunft mit den schönsten Farben aus. Es ist ihr einziger Sohn, hat ihnen stets Freude gemacht. So sauer ihnen sein Unterhalt in Rom auch geworden ist, jetzt ist alles vergessen. Auf dem Rückwege will der junge Mann die Schweiz besuchen; so hatte er geschrieben. Der Tag seiner Ankunft rückt heran; seine Freunde haben sich eingefunden, ihn zu begrüßen; aber der Erwartete kommt nicht. Man beruhigt sich mit dem Gedanken, daß er morgen kommen werde; aber auch der folgende Tag vergeht, ohne daß der sehnliche Wunsch der Eltern und Freunde erfüllt wird. Unter banger Besorgnis schwindet ein Tag nach dem andern. Wenn die Sonne aufging, belebte der Gedanke, daß er heute wohl kommen werde, die Seinen; aber wenn sie unterging, wurde der Schmerz um so größer. Nach sechs Tagen des Hoffens und Harrens kommt die Trauerkunde, daß man den so sehnlich Erwarteten unter einer Lawine verschüttet gefunden habe. Schmerz der Eltern, besonders der Mutter.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Tal,
    Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
    Er will noch heut an den Bodensee;
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
    Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
    Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
    Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
    Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei,
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Samt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt an dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär',
Es stellen die Knaben sich um sie her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

In dieser Ballade ist die vernichtende Gewalt des plötzlichen Schreckens nach einer ohne Wissen glücklich überstandenen großen Gefahr als dämonische Macht poetisch dargestellt. Die Anlage des Gedichts ist der Art, daß man in allen seinen Teilen fort und fort in eine bange Stimmung versetzt wird, sowohl bei dem Ritte nach dem See und über denselben, wie bei der Ankunft des Reiters am jenseitigen Ufer. Zuerst entsteht in uns die Besorgnis, ob der Reiter noch vor Anbruch der Nacht an den See kommen werde. Daß die Fahrt auf demselben zur Nachtzeit eine gefahrvolle sein muß, erkennen wir aus der ängstlichen Hast des Rittes. Dieser wird mit der dahineilenden Zeit immer schneller („Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee". „Er braust auf rüstigem Roß feldein". „So flieget er hin eine Meil' und zwei"), und damit wächst auch unsere bange Besorgnis. Wie die sich steigernde Hast des Rittes, so wirkt auch das Hervorheben der Unwegsamkeit des Bodens, wie die Angabe der Zeit und der durchrittenen Wegstrecken beängstigend auf unser Gemüt, da sich der Weg immer und immer nicht zeigen will, obschon der Reiter manches Tal im sausenden Fluge durcheilt und manches Dorf und manche Stadt weit hinter sich gelassen hat. Bei hellem Sonnenschein war er aufgebrochen; es ist Abend geworden, aber der See zeigt sich nicht, und es ist uns, als irre der Reiter wie verzaubert in einer Einöde umher. Auf weiter Fläche reitet er zuletzt mehrere Meilen, ohne ein Haus, ohne einen Baum oder einen Menschen anzutreffen, ohne einen andern Laut zu hören, als das krächzende Geschrei der Schneegans aus hoher Luft und das Emporflattern der Wasserhühner. Gar unheimlich wird uns dabei zumute, so daß wir uns freuen und frei aufatmen, wenn wir lesen, daß blinkende Lichter und bellende Hunde die Nähe menschlicher Wohnungen verraten. Der Gedanke, daß der See zugefroren sein könnte, und daß der Ritt über denselben hinweggegangen sei, kommt dabei nicht in uns auf, obschon mancherlei Zeichen dieses andeuten: die Bahn war glatt, wie auf Samt ging es fort auf der weichen, unbetretenen Fläche. Dennoch ahnen wir ebensowenig wie der Reiter, daß das Ziel bereits erreicht ist. Zu dieser Täuschung tragen besonders die beiden eingelegten Fragen: „Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?" bei, die den Gedanken, daß der See zugefroren sein könne, ebenso fern halten,

als das zu Anfang des Gedichts ausgesprochene Vorhaben des Reiters, sich im Kahne übersetzen zu lassen. Die Stimmung wechselt nun wieder. Wie weit es bis zum See ist, fragt der Reiter das Mägdlein, und statt der Antwort auf seine Frage vernimmt er die erschütternde und überraschende Kunde, daß er stundenlang auf der dünnen, gefährlichen Eisdecke der bodenlosen Tiefe geritten sei, und diese Kunde wird ihm mit allen Zeichen des Schreckens mitgeteilt und obenein die grause Gefahr, in der er geschwebt, bis ins einzelne ausgemalt. Von starrem Entsetzen ergriffen, verstummt er. Schaurige Bilder umnachten seinen Geist. In diese versunken, sieht und hört er zuletzt gar nicht mehr, was um ihn vorgeht. Unfähig, sich von der Schreckenskunde zu erholen, wird er eine Beute derselben.

Wir würden es vielleicht natürlicher finden, wenn dem Reiter mitten auf dem See eine Ahnung von der furchtbaren Gefahr gekommen und er da zusammengesunken wäre. Sicherlich ist es selten, daß eine Schreckenskunde den Tod bringt, wenn die Gefahr, in der man geschwebt hat, vorüber ist. Es ist zwar, um ein Beispiel anzuführen, vorgekommen, daß vor der Cholera sich fürchtende Personen, die, ohne es zu wissen, in einem Hause von Cholerakranken gewesen waren, nachträglich bei der Kunde davon so vom Schreck ergriffen wurden, daß sie jener Krankheit zum Opfer fielen; aber da wirkte unzweifelhaft die Vorstellung, den Ansteckungsstoff aufgenommen zu haben, vernichtend, also der Gedanke, der Gefahr noch nicht entronnen zu sein. In einer solchen Lage befand sich indes unser Reiter nicht. Und dennoch gehört sein jäher Tod nicht ganz in das Bereich der Unmöglichkeit. Der Dichter ist in seiner Ballade einer noch im Volksmunde lebenden Sage gefolgt, welche sich die Leute am Bodensee erzählen, daß nämlich einst ein verirrter Reiter über die dünne Eisdecke des Sees hinweggeritten sei, am jenseitigen Ufer davon Kunde erhalten habe und bei dieser Nachricht plötzlich vom Schreck über die Gefahr, in der er geschwebt, tot vom Pferde herabgesunken sei. Diese einfache Erzählung hat der Dichter durch seine Kunst so zu gestalten gewußt, daß der Tod des Reiters, wenn auch ungewöhnlich, doch nicht unmöglich erscheint. Die lange Dauer des Rittes, die unausgesetzte, ängstliche Besorgnis, vor Abend den See vielleicht nicht zu erreichen, die anhaltende Aufregung, die ihr folgende Ermattung des im Schweiß Gebadeten, die vom jähen Schreck ergriffenen Kinder und Greise, Männer und Frauen, welche den Reiter bei seiner Ankunft mit allen Zeichen des Grauens und Erstaunens umringen — alle diese Zutaten des Dichters dienen dazu, den einfachen Stoff aus dem Reiche der Sage zu einem wirklich stattgefundenen Vorgange zu stempeln.

---

9. Justinus Kerner.

Das Leben Justinus Kerners bietet so viel eigentümliche Seiten, daß hier nur das Hauptsächlichste berührt werden kann. Er ist nicht nur als Dichter, sondern auch als Arzt, ja sogar als Freund der Geisterwelt bekannt geworden. Seine Vaterstadt ist das „weite, soldatenvolle und menschenleere Ludwigsburg" in Württemberg, wo sein Vater Regierungsrat und Oberamtmann war. Geboren 1786 den 18. September, besuchte er anfangs die lateinische Schule seiner Vaterstadt und später das Kloster zu Maulbronn, wohin sein Vater versetzt worden war. Der frühe Tod desselben nahm ihm, dem jüngsten von sechs Kindern, die Mittel zum weiteren Studium. Noch vor seiner Konfirmation wurde er zu einem Tischler gebracht, wo er nach der Schulzeit fleißig hobelte und sägte; namentlich hat er viel Särge gemacht. Damals verfertigte er auch den Tisch, an dem er bis zu seinem Lebensende gespeist hat. Auch übte er sich fleißig auf der Maultrommel, die sein Lieblingsinstrument blieb. Er erzählt selbst: „Ich brachte es so weit, daß ich mein tiefstes Innere, mein ganzes Gemüt, meinen Kummer, jeden leisen, ungebornen Seufzer in die Töne dieses Instruments legen und in ihnen ausdrücken konnte. Es klang bei mir nicht wie die Weisen der Tiroler, nicht zitherartig, mehr wie die Töne einer Äolsharfe, die vor allem den tiefen Schmerz, der in der Natur liegt, ausdrücken. So konnte ich, wie die Natur in die Saiten einer Äolsharfe, in die Zunge dieses Instruments all die Trauer meines Herzens legen."

Neben der Tischlerei lag Kerner fleißig den Studien ob. Nach seiner Konfirmation verließ er die Tischlerwerkstätte und ging auf den Vorschlag, die Kaufmannschaft zu erlernen, in das Kontor der herzoglichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg. Hier mußte er im ersten Jahre vom Morgen bis tief in die Nacht Säcke von farbiger Glanzleinwand zuschneiden und die Tuchballen darin vernähen. Seine Gedanken waren aber bei anderen Dingen. Während die Hände arbeiteten, dichtete der Kopf Poesien aller Art, die dann mit Bleistift auf die unter Tuchen versteckten Blätter geschrieben und in den Freistunden ins reine gebracht wurden. Neben der Poesie blieb auch das Studium der Natur seine Lieblingsbeschäftigung. Dabei wuchs aber zugleich der Widerwille gegen die Kaufmannschaft mit jedem Tage. Durch Vermittelung seines väterlichen Freundes, des Dichters Conz in Tübingen, ward es

ihm möglich, die Universität daselbst zu besuchen. „Mit Büchern und Zeug,“ so erzählt er, „ward mein Ränzlein bepackt. Um jetzt schon das Sparen anzufangen und einzulernen, war ich unterwegs nirgends eingekehrt und hatte mich an ein paar Brunnen mit einem frischen Trunke gelabt. So kam ich im Mondscheine schwermütig in Tübingen an, in der Gegend, wo vor einem Armenspital eine Bank stand. Auf diese ließ ich mich ermattet nieder und schlief unter dem Gesäusel der nahen Pappeln ein. In diesem Schlummer hatte ich zum erstenmal den Traum, der mich nachher während meines Studiums auf der Hochschule noch oft verfolgte. Es träumte mir, ich sitze zwischen einem Berge von Lehrbüchern und Handschriften in einem einsamen Stübchen, dessen einziges Fensterlein gegen eine Waldwiese sah. Ermüdet von vielem Lesen, heftete ich endlich meine Augen von den Büchern nach dem Grünen der Waldwiese, und da sah ich, daß aus dem Walde über die Wiese her ein Hirsch mit Storchfüßen schritt, und endlich stand er zu meinem Schrecken vor mir im Stübchen und befahl mir in den höhnendsten Ausdrücken: weil ich so ein emsiger Studiosus sei, ihn, der bisher vergessen worden, nach Linné in eine Klasse zu stellen. Ich durchblätterte alle meine Lehrbücher und Schriften, aber ich konnte von diesem Ungetüm nichts geschrieben finden, ihm keinen Namen anweisen, und ich erwachte im Schweiße meines Angesichts. Da wogten die Pappeln am Wege im heftigsten Sturm hin und her, und Wolken flogen am Monde vorüber. Und als ich mich erhob, wehte der Luftzug mir ein beschriebenes Papier entgegen; ich haschte es mit der Hand; es war ein ärztliches Rezept, das der Wind aus einem offen stehenden Fenster des Armenspitals getrieben hatte. Die Rezeptur hatte die Unterschrift des damaligen Oberamtsarztes Uhland, Oheim des Dichters. Wohl hatte ich mich beim Verlassen der Fabrik fürs Studium der Naturwissenschaften entschlossen, aber noch nicht für das besondere der Medizin. „Nun ja,“ sagte ich für mich hin, „dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt; du sollst ein Arzt werden!“ In diesen Gedanken und mit diesem Vorsatze zog ich durch das Lustnauer Tor in die mir ganz unbekannte Stadt der Musen ein.“

In dem Mitgeteilten spiegelt sich bereits das Träumerische und Phantastische unseres Dichters ab, das ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Die Spiele seiner Phantasie gaukelten ihm noch im späten Alter märchenhafte Möglichkeiten als Wirklichkeit mit solcher Lebendigkeit vor, daß er fest daran glaubte, ohne jedoch dadurch in seinem Berufe als Arzt, oder als liebenswürdiger Gastgeber gestört zu werden. Auf sein poetisches Schaffen ist indes dieser krankhafte Zug seines Wesens nicht ohne Einfluß gewesen, wenn auch nicht in dem Maße ausgeartet wie bei Th. Hoffmann.

In Tübingen, der Wiege der schwäbischen Dichterschule, schloß Kerner innige Freundschaft mit Uhland und Schwab. Was für ein eigentümliches Leben er hier führte, wie er akustischer Versuche wegen mit allerlei Federvieh und kriechendem Getier in einer Stube zusammenlebte, das hat Varnhagen von Ense lebendig geschildert. Nachdem er 1809 die Doktorwürde erlangt hatte, ging er auf Reisen, gab 1812 die erste Sammlung seiner Gedichte heraus und ließ sich 1819 in dem durch Bürgers Gedicht bekannt und durch Körner berühmt gewordenen Weinsberg als Arzt nieder, wo er sich unter schattigen Bäumen ein freundliches Häuschen baute, das nicht nur der Sitz der schönsten und zartesten Gastlichkeit wurde, eine wahre Dichterherberge, die oft keinen Raum für die vielen Gäste hatte, unter denen sich oft gekrönte Häupter befanden, sondern auch ein Asyl der Somnambulen und Geisterseherinnen ward. In diesem Haus hat die berühmte Seherin von Prevorst (eine arme Frau aus dem Württembergischen), deren Leiden und Visionen er geschildert, ihre letzten Jahre verlebt. „Kerner selbst hatte mit sämtlichen Gespenstern Schwabens einen so familiären Umgang, daß er sie alle bei Namen zu nennen wußte. Er empfand vor ihnen kein Grauen, sondern verkehrte mit ihnen höchst gemütlich in seinem schwäbischen Dialekt."

In den letzten Jahren seines Lebens litt er an einem Augenübel, das ihm das Lesen und Schreiben sehr erschwerte. Eins seiner letzten Werke ist „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", in welchem er sein wechselvolles Jugendleben beschreibt. König Ludwig von Bayern überraschte ihn in seinem Alter mit einer eigenhändigen Zuschrift, worin ihm wegen seines Augenleidens, wie wegen Schätzung seines Dichtertalents ein jährlicher „Bezug" von 400 fl. aus der Königl. Kabinettskasse angewiesen wurde, wozu später der König von Württemberg noch 500 fl. legte. Er starb als greiser Dichter den 21. Febr. 1862, acht Jahre nach dem Heimgange seiner innig geliebten Frau, der Friederike Ehmann, die er nicht anders als sein liebes „Rickele" nannte. Auf dem Kirchhofe zu Weinsberg ist sein Grab, seinem Willen gemäß, bezeichnet durch eine einfache Grabplatte, auf der nichts zu lesen ist, als: Friederike Kerner und ihr Justinus. Aus diesem kurzen Lebensabrisse geht schon hervor, daß Kerner eine seltsame Natur war, die das Verschiedenartigste in sich zu vereinen vermochte. Was ihn dem schwäbischen Dichterkreise einreiht, das ist die sinnige, gemütvolle Hinneigung zur Natur und zum Volksmäßigen, ohne darin mit seiner Neigung zum Dämonischen zu versinken, ist ferner die fast ausschließlich der schwäbischen Heimat zugewandte Liebe, welche vorzugsweise die treibende Kraft der Gesänge des schwäbischen Dichterkreises gewesen ist.

Der Grundton seiner Dichtungen ist, wie er selbst sagt, der Schmerz:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.
Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz.

Seine Dichtungen sind, wenn darin auch bisweilen fröhliche Weisen erklingen, wie z. B. in dem Wanderliede: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", meist wehmütig-sehnsüchtigen Inhalts, so daß er unter den schwäbischen Dichtern vorzugsweise die Nachtseite der Poesie vertritt und den Romantikern am nächsten steht. Obwohl ihm Uhland Muster und Vorbild war, so ist doch seine Weise von der des Meisters wesentlich verschieden. Uhland versetzt sich mit gesundem Sinn in die verschiedensten, menschlichen Zustände; Kerner treibt es aus der irdischen Fremde in die himmlische Heimat. Das Unbehagen am Diesseits und das Sehnen nach dem Jenseits steigert sich bei ihm nicht selten zur Schwermut und gibt dann seinen Dichtungen einen krankhaften Zug. „Da erkennt er dann der Tanne um des Friedens willen, welchen ihre Bretter als Sarg einschließen, den Preis vor der Rebe zu; da singt er von stillen Tränen, die der Himmel über Nacht geweint, von den Todeswunden, welche das Tun der Menschen dem Herzen schlägt; da hält er die helle, reichere und höhere Heimat der Öde und Fremde irdischer Straßen entgegen, auf welchen der Wanderer, vom schmerzlichen Rufe des heimischen Alphorns verfolgt, in immer getäuschter Sehnsucht hinstirbt; da preist er den Flachs und die Spindel, ersteren namentlich als Totenkleid, oder singt vom Tode des Müllers, mit dessen Herzen auch die Mühle stille steht." Selbst seine Romanzen, unter denen die bekannteste „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" ist, gehen meistens in die Molltonart der Legende über. Feste, markige Gestalten von Fleisch und Blut, wie Uhland sie gezeichnet hat, suchen wir bei ihm vergebens. Dem folgenden Gedichte fehlt zwar auch die Schwermut nicht, allein sie hat hier nichts Krankhaftes. Der bange Gedanke des Scheidens ist ein so allgemeiner und natürlicher, daß er jeden Menschen einmal erfaßt, oft gerade dann, wenn er die Süßigkeit des Daseins am meisten empfindet.

Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'!"

6. Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Mit wenigen Strichen hat der Dichter dieses ernste Lied durch eine stimmungsvolle Örtlichkeit eingeleitet, indem er uns in ein einsames Tal versetzt, welches von einem Waldbache durchflossen wird, an welchem, abgeschlossen von der Welt, eine Mühle liegt. Der Ort ist ganz geeignet zum Sinnen und zum Träumen. Alles, was das Auge in dieser Einsamkeit sieht und das Ohr hier hört, ladet zum Verweilen ein, sowohl der Waldbach, der nicht wie die Flüsse der Ebene lautlos und langsam dahinschleicht, als auch die Mühle, die durch die Bewegung ihrer Räder, die wie spielend ineinander greifen, und durch die gleichförmige Bewegung der Sägen ebenfalls die Aufmerksamkeit fesselt. In energischer Weise werden wir sofort trotz der geringen Mittel, welche der Dichter angewandt hat, an eine bestimmte Örtlichkeit und in eine bestimmte Situation versetzt. Das hinweisende „Dort", mit welchem das Lied beginnt, und der diesem „Dort" entsprechende, bestimmte Artikel „der" vor dem Worte Mühle rufen von selbst ein bekanntes und liebes Talbild in uns wach.*) Und mit diesem Bilde erwacht zugleich die angenehme Empfindung der „süßen Ruhe", welche man daselbst, fern von dem Geräusche der Welt und der Anstrengung der Berufsarbeit, genießt. Hätte der Dichter sein Lied etwa angefangen: Einst

*) Diese Art, ein Gedicht einzuleiten, findet sich oft in alten Volksliedern. So fängt z. B. eins derselben an: „Es steht eine Lind' in jenem Tal", ein anderes: „Dort oben auf dem Berge, da steht ein hohes Haus", ein drittes: „Dort unten in jenem Walde, da liegt eine Mühle stolz" usw. Durch das „Dort" wird der Blick gleich anfangs auf eine bestimmte Landschaft, ohne sie auszumalen, gelenkt, und diese in so unmittelbare Nähe gerückt, als ob man nur die Augen zu erheben brauchte, um sie zu sehen. Auch Goethe fängt „Schäfers Klagelied" ähnlich an: „Da droben auf jenem Berge". (Siehe Bd. III der „Erläuterungen". Noch sei bemerkt, daß der Schluß vieler Volkslieder ähnlich wie in dem Kernerschen und Goetheschen Gedichte ebenfalls in ein ahnungsvolles Dunkel gehüllt ist, und daß ferner eine Mühle im Tale zu den beliebtesten Örtlichkeiten der Poesie wie der Malerei gehört. W. Müller hat eine ganze Gruppe von Liedern an eine Mühle geknüpft, und Eichendorff beginnt sein Gedicht vom „zerbrochenen Ringlein":

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

saß ich in einer Mühle, so hätte unsere Phantasie durchaus nicht einen so festen, örtlichen Anhaltspunkt gefunden. Daß uns aber die 1. Str. gleich so anheimelt, dazu tragen besonders noch die Ausdrücke „süße Ruh'", „Räderspiel" bei; auch das sich wiederholende „Und sah", indem dadurch auf ein anhaltendes, liebevolles Betrachten hingewiesen wird. Trefflich ist außerdem durch dieses lange, ununterbrochene Anschauen des fließenden Wassers und der sich immer gleichbleibenden Bewegung der Räder und der Säge der Satz: „Es war mir wie ein Traum" eingeleitet, da das lange Beobachten einer einfachen, sich immer in derselben Weise wiederholenden Bewegung etwas Einschläferndes hat, einen halbwachen Zustand des Träumens erzeugt. Die geringer werdende Tätigkeit der Sinne und des Verstandes begründet nun wieder die Darstellung des Folgenden, nämlich das Lebendigwerden der Tanne. Der einförmige, ächzende Ton der scharfen Säge wird dem Halbwachenden zu einer klagenden Melodie, und das Schicksal des in allen Fasern bebenden Baumes, der noch vor kurzem in dem schönen Walde grünte und wuchs, zu einem mahnenden Liede des Todes. Die Worte der Tanne hat der Dichter in die eindringliche Form der Anrede gekleidet und dabei zweimal das nachdrucksvolle „Du bist's" gebraucht; auch hat er durch Inhalt und Form eine immer größer werdende Spannung zu erzeugen gewußt. Schon das erste Wort der Tanne, welches sie in feierlicher Weise an den Wanderer richtet, versetzt uns in Spannung; noch mehr dann die Versicherung, daß die Wunde in das Innerste ihres Herzens bloß des Wanderers wegen dringe. Um dies recht hervorzuheben, sagt der Dichter nicht: Für dich dringt die Wunde usw., sondern: „Du bist's, für den die Wunde mir dringt ins Herz hinein." Hätte er statt „Wunde" Säge gesetzt, so wäre der poetische Reiz, der darin liegt, daß die Ursache mit der Wirkung vertauscht ist, weggefallen, sodann würde auch das Mitgefühl für den Baum nicht so lebendig geworden sein. Das Folgende ist nicht minder meisterhaft. Das Geheimnisvolle löst sich erst in den letzten Worten der Tanne. Zuerst tritt noch einmal das nachdrucksvolle „Du bist's" auf; dann folgt der eingeschobene, doppelsinnige Satz: „Wenn kurz gewandert du", doppelsinnig, indem man nicht weiß, ob damit das Ende der heutigen Wanderung gemeint ist, oder das Ende der Wanderschaft auf Erden überhaupt, da dieselbe ja auch eine kurze genannt werden kann. Endlich kommt nun das entscheidende Wort: „Ein Schrein zu langer Ruh", dem die bestätigende Tat sogleich nachfolgt, indem vier Bretter von dem Tannenbaum zur Erde fallen, die Bretter zu dem Grabesschrein des Wanderers. Eindringlicher kann der Gedanke an den Tod nicht in das Herz gesprochen werden, als es hier geschehen ist. „In süßer Ruh" hatte der Wanderer sich an der Mühle niedergelassen,

und jetzt wird's ihm ums Herz so schwer. Tief ergriffen von der ernsten, feierlichen Mahnung des Baumes, ist er nicht imstande zu reden. Ein einziges Wörtlein möchte sich gern aus der gepreßten Brust noch herausdrängen, das Wort (es kann kein anderes sein) Wann? Aber da geht das Rad nicht mehr. Zu Ende ist die Totenpredigt des Baumes, das letzte Wort seines langen Lebens. Aus dem dunklen Erdenschoß entsprossen, kehrt er mit den Überresten des Menschenlebens wieder in die Erde zurück. Überaus sinnig ist der Augenblick erfaßt, wo die Säge plötzlich stillsteht. Auch uns wird auf unserer Wanderschaft nirgend eine Antwort auf dieses „Wann?" gegeben!

Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor,
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Ludwig Uhland.

In dem Grundgedanken ist Uhlands Gedicht mit dem voraufgegangenen zwar verwandt, indem es ebenfalls das ernste memento mori (gedenke, daß du sterben wirst) predigt; indes ist es nach Ton und Ausführung wesentlich von jenem verschieden, schon dadurch, daß es das menschliche Leben mit seiner Lust und mit seinem Weh dicht nebeneinander stellt. Aus diesem Gegensatz ist das ganze Gedicht aufgebaut. Unten im Tale singt in heiterer Lebenslust ein Hirtenknabe fröhliche Lieder, und oben auf der Höhe bestattet man unter ernsten Grabgesängen einen Toten; frohe Weisen klingen hinauf und schauerliche Chöre tönen herunter; still schauet die altersgraue Kapelle mit ihrem Friedhofe ins Tal hinab, und unten plätschert zwischen blühenden Wiesen und grasenden Herden ein Waldbach, der sich lebensfroh in allen Lauten vernehmen läßt usw. Die Gegensätze treten in jeder Strophe mehr oder weniger hervor, am stärksten in der letzten, welche auf das eindringlichste zu Gemüte führt, wie alles, was da lebet und sich freuet, zu Grabe geläutet wird und auch der lebenslustigen Jugend ihr Stündlein schlägt. Insbesondere ist hier die Wiederholung des Wortes „Hirtenknabe" von großer Wirkung, indem sie den Ernst der Mahnung um so tiefer empfinden läßt, desgleichen das plötzliche Verstummen des singenden, das Leben in unbefangener, ungetrübter Fröhlichkeit ge-

nießenden Knaben, als er die Trauerklänge der Glocke und den ernsten, schauerlichen Leichenchor hört. Beides ruft unwillkürlich den Gedanken in uns wach, daß man ihm da droben bald ein Grablied singen könnte, obschon dieser Gedanke vom Dichter nicht geradezu ausgesprochen ist. Daß auch der Klang der Laute die Wirkung der Gegensätze vermehren hilft, tritt am vernehmlichsten in den beiden letzten Versen der ersten und den beiden Anfangsversen der 2. Str. hervor, namentlich durch den Wechsel der hohen und heiteren und der tiefen und ernsten Vokale.*)

Uhlands Talent, mit wenigen Strichen auf einem beschränkten Raume ein bestimmtes, stimmungsvolles Bild zu erzeugen, zeigt sich hier in glänzender Weise. Ohne das einzelne auszuführen, hat er in weiser Sparsamkeit nur so viel Züge gegeben, als nötig sind, unsere Phantasie zum selbsttätigen Schaffen anzuregen und das Gemüt zur Einkehr in sich selbst zu veranlassen. Eine breitere Ausführung würde die Wirkung beeinträchtigt haben. Diese Eigentümlichkeit Uhlands, in einen engen Rahmen ein wirkungsvolles Bild zu fassen, hat viele Nachahmer gefunden, aber sie ist bei einigen jüngern Dichtern nur zu oft zu einer bedeutungslosen Manier ausgeartet und die beabsichtigte Empfindung oft in ein solches Dunkel gehüllt, daß sie rätselhaft bleibt.

Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so müssen die in demselben enthaltenen Gegensätze durch einen Wechsel in der Tonlage unterschieden und hervorgehoben werden. Die Gegensätze werden schon durch die Wortfolge des ersten Satzes angekündigt. Das „Droben“, mit dem das Lied beginnt, deutet auf ein „Drunten“. Es muß deshalb durch ein gedehntes und klangvolles Sprechen dieses „Drunten“ schon ankündigen. In derselben Weise sind auch die Worte „stehet“ und „Kapelle“ vorzutragen, so, daß durch die gleichmäßige Betonung das Emporragende, Sichere und Feste, welches das „Droben“ in sich schließt, bemerkbar wird. Ähnlich, nur etwas tiefer gesprochen, verhält es sich mit den Worten: „Drunten singt bei Wies' und Quelle usw.“ In der dritten Strophe ist besonders die Wiederholung des Wortes „Hirtenknabe“ zu beachten. Ahnungsvoll, feierlich, langsamer fortschreitend und in höherer Stimmlage muß die Wiederholung erklingen.

---

*) Daß der Gedanke an einen plötzlich in das frische Leben hereinbrechenden Tod zu den ergiebigsten Stoffen der Poesie gehört und in der mannigfaltigsten Weise in derselben wiederkehrt, ist bereits bei den besprochenen Dichtungen Schwabs erwähnt worden. Der aufgeführten Gruppe von Dichtungen schließt sich auch Geibels Gedicht: „Der schnellste Reiter ist der Tod“ (cita mors ruit) an. Die Volkspoesie ist nicht minder reich an derartigen Dichtungen. Mehrere derselben finden sich in meiner „Auswahl deutscher Dichtungen aus dem Mittelalter“.

Themen.

1. Der Tod der Freundin.

Schon seit mehreren Wochen lag meine liebe Freundin schwer krank darnieder. Als ich eines Tages zu ihr kam, um sie zu besuchen, trat mir ihre Mutter mit feuchten Augen entgegen. Der Arzt hatte sich sehr bedenklich über den Zustand der Kranken ausgesprochen; auch ich fand, daß sich derselbe verschlimmert hatte. Marie, so hieß meine Freundin, drückte mir die Hand; ich mußte mich an ihr Bett setzen und erzählen, was seit der Zeit, daß ich sie nicht gesehen hatte, alles vorgefallen war. Die Mutter brachte ihr einige Erfrischungen; aber Marie hatte zu nichts Appetit. Nach einiger Zeit fragte sie die Mutter, ob sie nicht einige Walderdbeeren für sie habe. Leider waren keine vorhanden; auch eine Nachfrage bei den Beerenlesern des Orts blieb erfolglos. Marie war darüber recht betrübt geworden; es war, als ob das Verlangen nach jener Frucht bei der Nachricht, daß sie nicht zu haben sei, nur noch größer bei ihr geworden wäre. Da der Wald, in welchem Erdbeeren standen, bald zu erreichen und der Tag noch lange nicht zu Ende war, erbot ich mich, hinzugehen, um Mariens Wunsch zu erfüllen. Sie war sichtlich darüber erfreut und bezeichnete sogar die Stellen, wo wir beide schon oft recht viele Erdbeeren gefunden hatten. Ich machte mich sogleich auf den Weg und war bald in dem Walde angelangt, den ich mit meiner Freundin noch im letzten Frühlinge nach allen Richtungen fröhlich durchstreift hatte. Heute aber wollte unter den herrlichen Bäumen keine frohe Stimmung in mein Herz ziehen; selbst der Gesang der Vögel machte einen schwermütigen Eindruck auf mich. Etwa nach einer halben Stunde kam ich an eine breite Lichtung des Waldes, die sich den Bergabhang hinauf zog. Hier hatten noch vor wenigen Jahren die schlanken Tannen ihr Haupt erhoben und über dunkles Moos ihren Schatten gebreitet; jetzt waren die Tannen und das Moos verschwunden; rote Erdbeeren hatten ihre Stelle eingenommen. Ich fing an zu suchen und zu pflücken und ließ mich in meinem Eifer nicht stören. Nur dann und wann blickte ich auf, wenn eine Tanne durch die Axt der Holzhauer krachend zusammenbrach; denn der Wald wurde rings um mich her immer noch weiter gelichtet, und gar manche Tanne, die eben noch stolz über die andern geschauet hatte, stöhnte unter den Schlägen der Axt, ihre Krone wankte, und dann sank sie hin. So ist alles vergänglich, dachte ich. Ist an der Stelle, wo du jetzt Erdbeeren suchst, wieder ein Wald emporgewachsen, und wird derselbe dann auch wieder niedergeschlagen, dann wandelt ein anderes Geschlecht an dieser Stätte. Die Erdbeeren, die mit ihrer roten Farbe und ihren schöngeformten, grünen Blättern mich sonst immer so freundlich angeschaut hatten, stimmten mich auch wehmütig; mußte ich doch immer an meine kranke Freundin denken, die nicht wie sonst an meiner Seite war. Nach und nach hatte ich den Bergrücken erreicht, wo eine große Zahl Tannen wie Leichen lagen, denn man hatte ihnen die Zweige und die Rinde genommen. Die Stämme, von der heißen Sonne beschienen, sahen blendend weiß aus, und das Harz quoll jetzt in Tropfen wie Tränen aus ihrem Holze. Mein Körbchen war mit Erdbeeren gefüllt. Ich trat den Rückweg an, ging aber an der andern Seite des Berges, die noch mit Tannen bewaldet war, hinunter und kam so in ein zweites Tal, wo einsam eine Sägemühle lag, deren Räder von einem kleinen Bache in Bewegung gesetzt wurden. Schon von ferne hörte ich das Rauschen des Wassers und das Ächzen der Säge. Bald hatte ich die idyllisch gelegene, von Wiesen umschlossene Mühle erreicht. Sie war der Lieblingsort Mariens, und ich war schon oft mit ihr dort gewesen, aber mit andern Gedanken als heute, hatte schon oft die zerschnittenen Tannenbäume dort

aufgetürmt gesehen, aber es war mir noch niemals der Gedanke in den Sinn gekommen, daß aus denselben ja auch die Särge für die Gestorbenen gemacht werden. Das Bild meiner kranken Freundin trat wider Willen vor meine Seele; ich eilte, um von dieser Stätte fortzukommen und hatte nur noch einen jungen Tannenwald, der das Tal schloß, zu durchschreiten. Aber auch hier verfolgte mich der Gedanke über das schwankende Los der Menschen. Die Tanne wächst und grünt, bis sie hoch emporgewachsen und alt geworden ist. In der Menschenwelt aber geht das junge Leben oft früher dem Grabe zu, als das Alter, und nicht selten geleiten weinende Eltern die Kinder zur letzten Ruhestätte. Es wurde mir immer wehmütiger ums Herz, je näher ich der Wohnung meiner Freundin kam. Als ich wieder an ihrem Bette saß, blickte sie mich so eigen an, daß ich diesen Blick nie vergessen werde. Sie nahm mir das Körbchen mit Erdbeeren aus der Hand, aber ihr Appetit nach denselben war verschwunden. Sie schaute die Frucht nur an und schien sich an ihrer roten Farbe zu erfreuen. Es war inzwischen Abend geworden. Als ich nach Haus zurückkehrte, sank eben der Abendstern hinter einen der Bergrücken. Am andern Morgen erhielt ich die Trauerkunde, daß Marie bald nach meinem Abschiede sanft eingeschlummert und nicht wieder erwacht sei. Ihr Bild steht noch immer vor meiner Seele; unwillkürlich gedenke ich namentlich ihrer, wenn mich mein Weg an jener Sägemühle, wo sie so gern weilte, vorbeiführt; ja, ich kann seit jener Zeit keine Sägemühle anschauen, ohne daß mir nicht von selbst die Worte in den Sinn kämen:

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

2. Wiege und Sarg.

A. Einleitung: Ruhestätten gibt es viele im Leben, und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.
B. Aus Brettern ist die Wiege gezimmert und auch so der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum usw.
C. In beiden schläft der Mensch.
D. In beide steigen wir selbst nicht.
E. Wiege und Sarg — an beiden wird geweint.
F. Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft.
G. Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet.
H. Schluß.

Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein!"

4. „Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

5. Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß."

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

Dieses Gedicht verdankt seinen Ursprung der Vorliebe Kerners für Stoffe, welche seinem heimatlichen Boden angehörten, eine Vorliebe, die er mit den übrigen schwäbischen Dichtern, namentlich mit Uhland gemein hat, an dessen „Rauschebart" und an dessen „Kapelle" (unweit Tübingen gelegen) ich nur zu erinnern brauche. Was das vorliegende Gedicht betrifft, so war Eberhard im Bart einer der trefflichsten Fürsten Württembergs, so daß von ihm die Rede ging: „Wenn Gott nicht Herrgott wäre, so müßte unser Eberhard Herrgott sein". In Anerkennung seiner Verdienste wurde er vom Kaiser Maximilian I. zum Herzog erhoben und zwar im Jahre 1495 auf dem Reichstage zu Worms, wo auch das in dem Gedichte mitgeteilte Gespräch vorgekommen sein soll. Als er in seiner neuen Würde zum erstenmal auf dem Reichstage erschien, und man um den Platz stritt, erklärte er, gern hinter dem Ofen sitzen zu wollen, wenn nur etwas Gutes beraten und beschlossen würde.

Der Sinn unseres Gedichts: treue Untertanenliebe — das höchste Kleinod und der beste Schutz eines Fürsten — springt sogleich in die Augen. Warum der Dichter neben Eberhard nur drei redend einführt, ist unschwer zu sagen. Die Zahl drei erweckt zur Genüge die Vorstellung der Vielheit; zwei wären zu wenig gewesen, mehr als drei zu viel, ihre Einführung ohne ermüdendes Einerlei kaum möglich. Der erste, der Fürst von Sachsen, preist

den Reichtum, den sein Land in der Erde birgt. War doch erst kurz vorher abermals ein ergiebiges Silberlager im Erzgebirge aufgefunden worden, und Sachsen eins der wohlhabendsten Länder. Der Kurfürst vom Rhein rühmt den reichen Segen seines Landes an Bodenerzeugnissen über der Erde. Wächst doch in den Tälern der Pfalz noch heute das schönste Korn und an den Bergabhängen die edelste Rebe. Ein altes Sprichwort sagt: „Hätte die Pfalz Wiesen und Holz, so wär' sie aller Länder Stolz!" Unter der Pfalz ist der Landstrich, der sich zwischen Mainz, Baden, Lothringen, Elsaß und Trier auf beiden Ufern des Rheins ausbreitet, zu verstehen. Ludwig der Bayer hebt mit Recht die Blüte seiner Klöster und Städte hervor, von denen außer Augsburg und Regensburg besonders Nürnberg durch seinen Handel, seine Künste und Gewerbe weit und breit berühmt war, so daß Luther es die Sonne unter den Städten Deutschlands nannte. Alle drei preisen zum Unterschiede von Eberhard nur äußere Güter. Daß der letztere Bedeutenderes aufzuweisen habe, läßt schon das längere Verweilen des Dichters bei seinem Namen erraten, besonders der Zusatz: „Württembergs geliebter Herr". Die Bezeichnung „der mit dem Barte" ist notwendig, um ihn von anderen Fürsten Württembergs, die Eberhard hießen, zu unterscheiden und dadurch zugleich die Zeit der mitgeteilten Begebenheit, die in der 1. Str. nur ganz unbestimmt angegeben ist, näher zu bestimmen. Welches Gewicht Eberhard selbst auf die Liebe seiner Untertanen legt, erkennen wir aus der freudigen Hervorhebung dieses Besitzes nach dem aufrichtigen Zugeständnisse des Mangels äußerer Güter. Zum Schluß sprechen alle Fürsten bereitwillig ihm den Preis zu. Durch ihre Worte legen sie ein schönes, auch sie ehrendes Zeugnis ab, daß es keinen höheren Ruhm für einen Fürsten gibt, als wenn er seinen Thron in dem Herzen seines Volkes aufgeschlagen weiß.

Der Aufbau des Gedichts ist höchst einfach. Die einleitende Strophe setzt uns über den Ort des Vorgangs in Kenntnis, deutet durch das Wort „einst" die Zeit an und bringt in allgemeinster Angabe den Inhalt und die Personen des Gedichts. Notwendigerweise müssen die folgenden Strophen nähere Mitteilungen über die Fürsten wie über den Wert und die Zahl ihrer Länder bringen, da diese den Gegenstand der Unterhaltung bilden. Die Zahl hat der Dichter als nebensächlich außer acht gelassen und von den Fürsten nur zwei mit Namen genannt, die übrigen nach ihren Ländern vorgeführt. Jede der bezeichneten Strophen beginnt mit einer Behauptung, worauf dann die Begründung folgt. Durch die Kunst der Darstellung hat jede ein anderes Gepräge erhalten. Der Fürst von Sachsen beginnt mit einem preisenden Ausruf, der Kurfürst von dem Rhein, in dessen Lande Worms lag, mit einer Auf-

forderung, Ludwig von Bayern meint, daß sein Land mindestens ebenso reich sei, als die bisher genannten Länder. Eberhard, welcher bezeichnend Württembergs „geliebter Herr" genannt wird, beginnt seine Rede mit einem Rückblick auf das, was die anderen Fürsten zum Ruhm ihres Landes gesagt haben, legt darauf das Geständnis ab, daß sein Land derartiges nicht aufweisen könne, und preist dann die Liebe und Treue seiner Untertanen als den wertvollsten Schatz seines Landes. Der Dichter hat ihm zwei Strophen gewidmet, den übrigen je nur eine. Das Ende des Gedichts schließt sich an den Anfang desselben eng an, indem es die Entscheidung des in der ersten Strophe angedeuteten Gesprächs bringt.

Es haben noch andere Dichter denselben Stoff behandelt. Zur Vergleichung möge das Gedicht von Zimmermann folgen.

Graf Eberhard im Bart.

1. Zu Aachen saßen die Fürsten
Beim Mahle froh geschart
Und rühmten ihre Lande,
Ein jeder nach seiner Art;

2. Der Markgraf seine Quellen
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelstein.

3. Graf Eberhard saß schweigend.
„Nun, Württemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande
Wohl Köstlich's preisen kann?"

4. „„Von köstlichen Brunnen und Weinen,""
Graf Eberhard begann,
„„Von Gold und Edelsteinen
Ich nicht viel rühmen kann.

5. Doch war ich einst verirret
Im dicksten Wald allein,
Und unterm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

6. Da war es mir im Traume
Als ob ich gestorben wär';
Es brannten die Trauerlampen
In der Totengruft umher.

7. Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um die Bahr,
Und weinten stille Tränen,
Daß ich gestorben war.

8. Da fiel aufs Herz mir nieder
Ein Tropfen heiß und groß,
Und ich erwacht' und ruhte
In eines Bauern Schoß.

9. Vom Holzhau wollt' er gehen
Spät abends heimatwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein württembergisch Herz.""

10. Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mär,
Und ließen höchlich leben
Des Württembergers Ehr.

Die Verwandtschaft zwischen diesem und dem voraufgegangenen Gedicht fällt sogleich in die Augen. Die Abweichungen sind mehr nebensächlicher Natur und haben ihren Grund jedenfalls in der Benutzung verschiedener Quellen. Zimmermanns Gedicht gliedert sich

auch in drei Teile, hat denselben Grundgedanken wie das voraufgegangene und einen ähnlichen Aufbau. Abweichend ist die Örtlichkeit des Schauplatzes. Auch die Namen der anwesenden Fürsten stimmen bis auf zwei nicht überein. Der Schluß ist gleichfalls etwas anders gefaßt, indem Eberhards Ruhm durch ein Lebehoch in einem Trinkspruche verkündet wird. Kerner führt ferner jeden Fürsten redend ein und widmet jedem bis auf Eberhard eine Strophe, während Zimmermann den Inhalt der Rede der drei ersten Fürsten nur kurz angibt, dagegen Eberhards Rede auf eine sinnvolle Weise so ausführt, daß in derselben schon der tatsächliche Beleg und nicht bloß die Versicherung gegeben wird, daß der Württemberger „sein Haupt kühnlich in jedes Untertanen Schoß legen kann". Derselbe hat wirklich schon wohlbehütet in dem Schoße eines Bauern geruhet, als er einmal, ermüdet durch eine Verirrung im Wald, sich zum Schlaf niedergelegt hatte und so, schutzlos daliegend, von einem armen Bauern gefunden worden war, der, obwohl von der schweren Arbeit müde, sich seiner dennoch liebreich annahm. Eberhard würde sicherlich nicht eine so fürsorgliche Liebe gefunden und sein Traum würde schwerlich den mitgeteilten Inhalt gehabt haben, wäre sein ganzes Sinnen und Trachten nicht auf das Glück seiner Untertanen gerichtet gewesen. Die Schmerzenstränen, die er im Traume über seinen Tod weinen sieht, sind unzweifelhafte Beweise seiner Liebe, und was während seines Schlafs in Wirklichkeit ihm widerfährt, steht jenem Traumgebilde nicht nach, sondern überbietet dasselbe noch; denn was dort erst dem Toten gezollt wird, das wird jetzt schon dem Lebenden zuteil: eine Träne, heiß und groß, fällt auf den Schlafenden, wodurch zugleich in schöner Weise sein Erwachen motiviert ist.

Wie die Rede Eberhards in dem Zimmermannschen Gedichte ungleich gehaltvoller ist, als bei Kerner, so ist auch die Spannung, mit welcher uns der Dichter auf dieselbe vorbereitet, eine ungleich größere, indem der Fürst nicht wie bei Kerner ohne weiteres redend eingeführt wird, sondern eine Herausforderung dazu von seiten der übrigen Fürsten erst voraufgeht, was die Szene belebter und den Gegensatz energischer macht. Der Ton ist in beiden Gedichten höchst anspruchslos, entsprechend dem einfachen Charakter Eberhards, wie dem einfachen Inhalte seiner Rede. Ebenso verhält es sich mit dem Versmaß. Das erste Gedicht besteht aus Trochäen und zwar in der gewöhnlichen Zahl von 4 Füßen und 4 Zeilen, von denen die 2. und 4. gereimt, die 1. und 3. aber reimlos sind; das zweite Gedicht ist in dem gleichfalls sehr gewöhnlichen Maße von drei Jamben gehalten; es sind in dieselben aber auch Anapäste eingemischt, wodurch der Rhythmus etwas belebter wird.

---

10. Peter Hebel.*)

Hebel ist mehr noch als J. Kerner in Not und Armut aufgewachsen und hat sich, gleich jenem, durch die Güte der Menschen und eigene Ausdauer emporgearbeitet. Sein Vater war ehrsamer Weber zu Hausen, einem Dorfe im Wiesentale des Schwarzwaldes, das sich fast bis vor die Tore Basels erstreckt. In dieser Stadt war Hebels Vater längere Zeit im Dienste des Obersten Iselin gewesen, und auch nach seiner Verheiratung zog er mit seinem Weibe im Sommer regelmäßig auf einige Monate nach der Schweizerstadt, wo die Arbeit in dem Hause und dem Garten Iselins besser lohnte, als der Webestuhl in Hausen. So kam es, daß unser Dichter am 10. Mai 1760 in Basel geboren wurde. Schon ein Jahr nach seiner Geburt starb der Vater, und der kleine Knabe machte dadurch früh das Leben armer Verwaister durch. Neben der Schule mußte Peter der Mutter an die Hand gehen und den Tagelöhner abgeben; er las im Winter dürres Holz im Walde zusammen und zerklopfte Eisensteine für den Schmelzofen zu Hausen. Bei der schweren Arbeit gab es nur schmale Bissen; aber Hebel blieb trotzdem allzeit aufgeweckt und zu Schalksstreichen aufgelegt, die sich auch in der Schule geltend machten. In dieser Jugendzeit drang der frische Keim des Naturlebens in seine Seele, um später zu Blüten und Früchten zu reifen. Mit seinem 12. Jahre besuchte er neben der Volksschule in Hausen auch die höhere Schule in Schopfheim. Daß er es auch hier nicht an Schalkheiten fehlen ließ, bezeugt uns sein eigenes Wort: „So kam es bisweilen, daß ich, wenn ich morgens die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, des Nachmittags noch einmal deutsche dazu bekam, aber niemals unverdient". Dennoch machte der fähige Kopf die besten Fortschritte, und es war bald ausgemacht, daß er studieren und seiner Neigung gemäß dem geistlichen Stande sich widmen sollte. Die treffliche Mutter scheute das Opfer nicht, ihn zu einem Schopfheimer Lehrer in die Kost zu geben.

Bald darauf erkrankte die brave Frau in Basel. Voll Sehnsucht nach ihrem Dörfchen fuhr sie mit einem Bauer aus Hausen

---

*) Die biographische Skizze ist nach einem Aufsatze von Mayer in Westermanns Monatsheften zusammengestellt.

der Heimat zu; auch Peter hatte sich zu ihrer Begleitung eingefunden. Unterwegs nahte ihr der Tod, und sie verschied unter den Wehklagen ihres nun ganz verwaisten Sohnes. Derselbe hat ihr noch im späten Alter ein dankbares Herz bewahrt. „Der Segen ihrer Frömmigkeit," so schreibt er in seinen letzten Lebensjahren, „hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott zu glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin dabei wohl gefahren." Es erfüllte sich an ihm das Bibelwort: der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. Das kleine Vermögen, das dem dreizehnjährigen Hebel zufiel, reichte natürlich nicht aus, um die Kosten der Studien, die nun auf dem Gymnasium in Karlsruhe fortgesetzt werden sollten, zu bestreiten; Freunde und Gönner gewährten Hilfe. Im Mai 1778 bezog Hebel die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren, 1783 wurde er als Lehrer an das Progymnasium zu Lörrach berufen mit einem Gehalte von 350 Gulden. In dieser dürftigen Lage verharrte er gegen neun Jahre, bis endlich seine in weiteren Kreisen bekannt gewordene Lehrtüchtigkeit besseren Lohn fand. Gleichwohl war diese magere Zeit der ersten Dienstjahre vielleicht die glücklichste seines Lebens. Lörrach liegt an der Stelle, wo das erweiterte Wiesental in die Ebene mündet. In dieser entzückenden Landschaft, inmitten gemütvoller Menschen, fehlte es ihm nicht an Stunden und Tagen, die später, als er der Heimat entrückt war, in den allemannischen Gedichten in poetischer Gestalt niedergelegt wurden. Von Lörrach kam Hebel als Diakonus an das Gymnasium zu Karlsruhe, wo er von Zeit zu Zeit auch die Kanzel bestieg und bald zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache aufrückte. Die behagliche und zugleich angesehene Stellung in der Hauptstadt, unter den Augen des trefflichen Fürsten, im Kreise zahlreicher Freunde, die, von seinem liebenswürdigen Gemüt und trefflichen Humor mächtig angezogen, in den Mittags- und Abendstunden in zwangloser Geselligkeit sich um ihn sammelten, konnte bei ihm eine heimliche Sehnsucht nach den frischen Matten und den duftigen Waldgründen der Heimat, die zeitweise fast in Heimweh umschlug, nicht unterdrücken. Diese Sehnsucht steigerte sich bis zu dem Grade, daß er schrieb: „Ich muß ins Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Rottler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Hardbewohner ermatten soll. Wie eine Spinne habe ich Fangfäden in alle Straßen ausgesponnen, um einer Chaise, die ins Oberland fährt, habhaft zu werden." Aus solchen heimatlichen Stimmungen sind die allemannischen Gedichte erwachsen. Die Friedsamkeit, die auf ihnen liegt, ist der Ausfluß

des Friedens, den der Dichter in der Heimat wiederfand. Die meisten sind 1801 und 1802 niedergeschrieben. Mitten in der Zeit, in welcher die Romantik ihre schnell verrauschenden Triumphe feierte, trat hier ein kindlicher, in seiner Heimlichkeit — wie Grimm sagt — unberühmter Dichter auf, der gar nicht wußte, daß er einer war, ein Bauernsohn, der, obwohl durch seine Bildung in eine höhere Sphäre gehoben, sich dennoch in seinem poetischen Schaffen gänzlich in der Anschauung und dem Gedankenkreise des Landmanns bewegte; ein warmer Naturfreund, der mit gesunden, hellen Augen in Gottes schöne Welt schaute und sie als einen reinen Quell der unschuldigsten Freuden feierte, während die Romantiker in ihr allerlei mystische und geheimnisvolle Wechselbeziehungen suchten. Die Klänge seiner Muße sind nach Inhalt und Ausdruck nicht universeller, sondern eng örtlicher Natur. Hatten die Klassiker die Saiten ihrer Leier in den nie verlöschenden, ewig schönen Strahlen des klassischen Altertums gestimmt, die Romantiker den versunkenen Geist des Mittelalters heraufbeschworen, Rückert sogar die orientalische Poesie auf deutschen Boden verpflanzt, so war die bescheidene, volkstümliche Muse Hebels dagegen, wie gesagt, nur ein Kind seiner Heimat, des allemannischen Wiesentals im Schwarzwalde, dessen Sprache und Sitten, Gedanken und Empfindungen seine Gedichte im Sonnenglanz eines Feiertags treu widerspiegeln, aber nur den recht erwärmen können, der mit der Mundart jenes Tales ganz vertraut ist. Bei einer Übertragung in die hochdeutsche Sprache verlieren sie an Zauber, indem viele ihrer gemütlichen Wendungen bei einer solchen Übertragung sich nicht wiedergeben lassen. Schon vor Hebel hatte Voß die plattdeutsche Mundart Mecklenburgs in die Poesie eingeführt, die später Fritz Reuter wieder aufnahm und fortsetzte. Holtei brachte Lieder im schlesischen, Klaus Groth im dithmarsischen, Castelli im österreichischen Dialekte, so daß der deutsche Parnaß seit Anfang dieses Jahrhunderts auch mit dem würzigen und erquickenden Duft landschaftlicher Blütenbeete, welche die Heimatsliebe der Dichter hingezaubert hat, geschmückt worden ist. Die Anerkennung, welche Hebels Gedichten durch Männer wie Jean Paul, Goethe, Jacobi, Voß gezollt wurde, freute den Dichter zwar sehr, jedoch war er nicht zu bewegen, weiter zu dichten, „Diesen Beifall,“ sagte er, „mag ich nicht wieder wegsingen. Der Geist, der damals so still über mir schwebte, ist beschworen und, ich fürchte, verschwunden.“ An die Stelle der Dichtungen trat nun der „rheinische Hausfreund“, dessen Erzählungen ebenfalls aus dem Leben geschöpft sind. Auch in ihnen ist ein wohltuend heiterer, mit schalkhafter Laune durchwürzter Ton angeschlagen, mit welchem das tiefe Gemüt und die harmlose, kindlich unschuldige Frömmigkeit des Dichters

wunderbar zusammenklingen. Harmlos sind auch die geschichtlichen, die damaligen Kriegsereignisse besprechenden Aufsätze. Einen deutschpatriotischen Standpunkt nehmen dieselben nicht ein. Der „Kalender" sieht den großen Schicksalswandlungen der Napoleonischen Zeit ruhig zu; er hat nur Wünsche für die liebe Heimat und bedauert den Krieg. Hebel selbst äußert sich in einem Briefe: „Ich bin in diesem Kriege so neutral, als mein zahmes, heimliches Hausmäuslein, das gegenwärtig ein Kerzenstümpflein von gestern frühstückt und auch, wie ich, keine Zeitungen liest."

Hebel stieg von Stufe zu Stufe zu den höchsten kirchlichen Ehrenstellen empor. Sein Herz aber blieb immer dem einfachen, idyllischen Dorfleben zugewandt. Bis zu dem letzten Augenblicke trug er sich mit dem Gedanken, in stiller Abgeschiedenheit als Landpfarrer sein Leben zu enden. Der Tod überraschte ihn unerwartet in dem Bade zu Schwetzingen, wo er Heilung von einem Unterleibsleiden zu finden hoffte (1826). Sein Andenken hat in mancherlei Weise Kundgebungen erfahren. Einen Berg bei Schopfheim im Wiesental mit herrlicher Aussicht, von Hausens Bergleuten mit schönen Terrassen versehen, weihete man festlich zur „Hebelshöhe" ein. In dem Schloßgarten zu Karlsruhe wurde im Schatten schöner Eichen dem Dichter 1835 aus den Gaben der Freunde und des Großherzogs Leopold ein ehernes Denkmal: eine Büste mit dem Lorbeerkranze, überwölbt von einem gotischen Dache, gesetzt. Die wackern Bürger Schopfheims haben Hebels Elternhaus angekauft und eine Versorgungsanstalt für Kinder und junge Mädchen darin errichtet, eine Stiftung, gewiß im Sinne des edlen Menschenfreundes, dem sie gilt. Wie tief sich Hebel in die Herzen seiner badischen Landsleute eingeschrieben hat, offenbarte sich 1860 an seinem hundertjährigen Geburtstage in herzerfreuender Weise. Durch das ganze Land, besonders aber von seiten der Schulen, wurde der 10. Mai gefeiert; zum wahren Volksfeste gestaltete sich der in die schönste Zeit des Jahres fallende Tag in dem heimatlichen Wiesental. Baseler Freunde brachten eine Summe Geldes zusammen, deren Zinsen dazu verwandt werden, den Greisen in Hausen alljährlich an Hebels Geburtstage einen Schoppen Wein zu verabreichen. Der Dichter selbst hatte den Vorsatz gehabt, in seiner Hinterlassenschaft zu bestimmen, daß den Greisen in Hausen jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht werden sollte. Heiterkeit, Freude, Wohlbehagen zu verbreiten, das war sein innigster Herzenswunsch. Aber er starb ohne Testament. Gewiß ist jene Bestimmung der Baseler Freunde ganz in seinem Sinne. — Die Charakteristik von Hebels Persönlichkeit möge **Holteis** Gedicht schließen, um so mehr, da dasselbe auch seine Dichterweise treffend darlegt.

An Hebel.

Dich, du seltsamer Mann, hatt' ich im Sinne und Härzen,
Weil ich der wullte partu a Briefel wullt' ich der schreiben,
Und do wullt' ich der schicken de ganzen schlä'schen Getichte;
Wullte sprechen zu dir: a Häbel bist de gewäsen
Fur de Liederle hie'! denn nimmermeh' hätt' ich gesungen
Ei' där schlä'schen Weise, hätt's nich allemann'sche Getichte.
Mit a'm Stäker vo' Guld hust de mer'sch Harze dergriffen,
Hust de mer'sch ümgerührt im Leibe, hust mer'sch gebrochen,
Hust mer'sch wieder koriert mit deinem Flaschel vull Balsem.
Jemer'sch, o jemer'sch, ne, ne, was bist du doch fur a Tichter!
Ei' dem Büchel vo' dir, do find't ma' alles und jedes,
Wie ei' der ganzen Natur hat's Winter drinnen und Summer,
Härbst und Fruhjohr und Laub und Blitz, Sturm, Dunner und Rägen.
Urdenär abgemolt sein Menschen, Tiere und Wälder,
Und de Beme die blih'n, wie bir su räden de Menschen.
Jemer'sch, o jemer'sch, ne, ne, ma' kan' sich nich' sat' a dir läsen!
Siech, das wullt' ich der sa'n, ju schreiben und wullte der'sch schicken,
Ober nu' hust' d'mer dan Pussen gespielt und bist mer gesturben!
Und wu soll' ich der nu' de schlä'schen Getichte hinschicken?
Ei de Stadt, wu de wohnst, do giht kene Pust und ke Fuhrmann!
Nu' su schick' ich der nischt, du hast a su viel nich' verloren.
Oder ich kan' mei' Maul und kan's nu emol nich' halten,
Und verkündigen muß ich meine bescheidene Ehrfurcht,
Bist de gesturben gleich, ma' kan do' noch mit der räden,
Denn de bist ju nich' tud', derweil' de unsterblich bist, Hebel!
Antwort giebst de mer och —. . ich weß schund, wu ich dich finde,
Wenn, daß der Mai irscht' kimmt, dar blasse niedliche Junge,
Mit se'm grinen Haar und seinen Appel-Blüt'-Backen,
Wenn de Stürche klappern, de Lirchen schrillen und steigen,
Do ei's blihende Grin geh' ich mitsamt deinem Büchel,
Halt's ei' der Hand und niedergekniet uf ärndt annen Hübel,
Wuhl mit Zähren im Oge, wil ich laut rufen dich: Hebel,
Hir'scht de mich? hä?? Do müßt's mit rechten Dingen nich' zugihn,
Spräche der Mai nich' zu mir: Du tar'scht nich' su schrei'n, denn a hirt dich.

Der Kirschbaum.

1. Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh', deck' dem Würmlein seinen Tisch!“
Worauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

2. Und 's Würmlein, aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.

Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

3. Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs so gut!
Man kommt schier nimmer wieder fort!"

4. Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck' jetzt dem Bienlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blüten trug,
Viel tausend Blüten weiß und frisch.

5. Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut 's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein;
Sie haben kostbar Porzellan;

6. Wie sauber sehn die Kelchlein aus!"
So steckt's sein Züngelchen hinein
Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süß!
Der Zucker muß doch wohlfeil sein."

7. Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck' auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen rot und frisch.

8. Und 's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang;
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang."

9. Zum Spätling sprach der liebe Gott:
„Räum' ab, sie haben alle jetzt!"
Drauf kam die kühle Bergesluft,
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

10. Die Blätter werden gelb und rot
Und fallen bei des Windes Wehn,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muß auch zum Boden abwärts gehn.

11. Zum Winter sprach Gott zum Beschluß:
„Deck' wacker zu, was übrig ist!"
Da streut er Schnee im Überfluß.

Wollte man den Grundgedanken dieses einfachen, sinnigen Gedichts in einen Spruch zusammenfassen, so wäre dazu keiner mehr geeignet, als der Psalmspruch (145, 15 ff.): „Aller Augen warten

auf dich, Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und erfüllest alles, was lebet, mit Wohlgefallen.“ Den Gedankeninhalt dieses Spruchs hat der Dichter an dem Kirschbaume so zu veranschaulichen gewußt, daß die allgemeine Beziehung des Spruches auf alles, was da lebt und webt, nicht nur keine Einbuße erfahren hat, sondern daß sogar die fürsorgliche Liebe Gottes zu allen Geschöpfen in dem vorgeführten Gemälde zur lebendigsten Anschauung erhoben worden ist. Selbst die Menschenkinder bleiben, wenn sie auch nicht ausdrücklich genannt werden, nicht ausgeschlossen; denn wenn für das Würmlein also gesorgt wird, so folgt die Fürsorge Gottes für die Menschen ganz von selbst. Indirekt hat der Dichter diesen Gedanken dadurch wachgerufen, daß er die kleinen Kostgänger Gottes, welche er vorführt, ganz wie menschliche Wesen sich haben und benehmen läßt. Es sind allerdings nur drei aufgeführt; diese Zahl aber reicht vollständig aus, um die Vorstellung der Vielheit zu erwecken, und es wäre gewiß nicht zum Vorteil des Gedichts ausgefallen, hätte der Dichter noch eine größere Zahl von Einzelheiten vorgeführt. Ebenso wird die Vorstellung von der großen Mannigfaltigkeit und Fülle der Gaben, welche hier auf Erden zur Ernährung der Geschöpfe geboten werden, dadurch zur Genüge erweckt, daß die verschiedenen Erzeugnisse des Kirschbaums im Laufe eines Jahres eine Reihe verschiedener Geschöpfe erhalten, und daß immer noch etwas übrigbleibt. Es war ein glücklicher Gedanke vom Dichter, ein und denselben Baum in den verschiedenen Jahreszeiten als Ernährer vorzuführen, ihn unmittelbar in Beziehung zu Gott zu setzen und den Allgemeinbegriff der Natur ganz zu vermeiden. Wir haben dadurch gewissermaßen ein kleines, einheitliches Naturepos erhalten, dessen Held der Kirschbaum ist. Über allen Vorgängen steht waltend, ordnend und segnend der liebe Gott. Der Dichter führt ihn bei dem Wechsel der Jahreszeiten jedesmal redend wie einen gastfreien Hausherrn ein, wodurch schon die Einheit des Ganzen gewahrt worden ist. Die wiederkehrenden Zeilen: „zum Frühling sprach der liebe Gott“, „zum Sommer sprach der liebe Gott“ usw. spannen sich wie ein Rahmen um die einzelnen Teile und um das Ganze, ebenso die Wiederkehr der Worte: „darauf der Kirschbaum Blätter trug“, „darauf der Kirschbaum Blüten trug“ usw., so daß auch sprachlich die verschiedenen Teile zu einem Ganzen vereinigt werden. Das Behagen der Kostgänger an dem für sie gedeckten Tische ist in die Zeichnung der Tiere mit köstlicher Laune verwoben. Das Würmlein, das eben nach langem Winterschlaf erwacht, streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf und reibt die blöden Augen aus, ganz wie ein schlaftrunkenes Kind. Geblendet von all der Pracht und Fülle, die es mit einem Male um sich schaut, kann es sich erst gar nicht zurechtfinden.

Seine Freude und sein Wohlbehagen gibt sich, ganz wie bei einem Kinde, das noch nicht reden kann, in den Regungen und Bewegungen des ganzen Körpers kund. Nicht weniger ist die Biene erfreut. Von Blüte zu Blüte summend, sagt schon ihr Flug, wie wohl ihr zumute ist. Fast übermütig vor Lebenslust und staunend über den großen Vorrat an Süßigkeiten meint sie, „der Zucker müsse doch wohlfeil sein". Die Worte, welche der Dichter ihr in den Mund legt, zeugen von einer höheren Lebensstufe, die sie im Vergleich zum Würmlein einnimmt. Den Spatz hat der Dichter dann dadurch noch höher gestellt, daß er seinen Worten einen bewußten Zweck unterlegt: „Das gibt mir Kraft in Mark und Bein und stärkt die Kehle zum Gesang." Es ist dies alles in der schalkhaftesten Laune ausgeführt, dabei der Charakter jedes einzelnen Tieres in liebenswürdiger Weise festgehalten. Wie anmutig ist z. B. das kecke, diebische Wesen des prahlerischen Spatzes gezeichnet, der sich sogar für einen Sänger hält. Man kann ihm ebensowenig zürnen, wie dem Würmlein, das mit stillem Zahn ein Blättchen nach dem andern wegnagt und „schier nimmer wieder fortkommen kann." — Hätte der Dichter das nagende „Würmlein" Raupe genannt — eine solche ist es —, so würde der ganze Zauber des geschilderten Vorgangs dadurch vernichtet, da das Wort Raupe uns zu sehr an den Schaden erinnert, den dieses Tier anrichtet, auch wenn der Dichter dem Worte noch die Silbe „lein" angehängt hätte, während diese kosende Verkleinerungssilbe bei der Biene und dem Spatz ganz angebracht ist.

Hebels Talent, alles zu beleben und dramatisch zu gestalten, zeigt sich bei dem vorliegenden Gedichte in ausgezeichneter Weise. Der Baum, die Tiere, die Jahreszeiten, alles ist mehr oder weniger mit ureigenem Leben ausgestattet worden. Nirgend ist bloße Erzählung, überall Handlung, und zwar Handlung, die in der rascheſten Weise sich vollzieht, dem Worte der Schrift gemäß: „So er spricht, so geschieht's; so er gebeut, steht's da"; daher das immer wiederkehrende „Darauf" sogleich nach dem Befehle Gottes folgt. Nicht minder bedeutsam ist das dem befehlenden Satze voraufgehende und auch immer wiederkehrende Wort „lieb". In dieses Wort hat gerade unsere Sprache eine Tiefe und Innigkeit der Empfindung gelegt, wie keine andere. Überall, wo wir es anwenden, spricht sich das herzlichste Verhältnis zu dem betreffenden Gegenstande aus. Durch die stete Wiederkehr prägt es dem Gemüte um so tiefer ein, daß Gott nicht bloß der allmächtig gebietende Herr, sondern auch der unendliche gütige Vater ist. Außer der Personifikation, die bei manchen Gegenständen einfach schon durch die Wahl des Zeitworts bewirkt worden ist (die Bergluft kommt, der Winter streut; die Jahreszeiten kommen und gehen wie Diener, um die Befehle zu

vernehmen und auszuführen), trägt zur sinnlichen Lebendigkeit auch das häufige Auftreten solcher Eigenschaftswörter bei, welche Farben bezeichnen. Nicht minder ist der Wechsel der Szenen von großer Wirkung. Am kürzesten kommt dabei, und mit Recht, der Winter weg. Da sich bei ihm keine Kostgänger einfinden, so bekommt er nur den Auftrag, zuzudecken, was übrig ist, wodurch das Ende des Gedichts gleichsam zu seinem Anfange wieder zurückkehrt. Ehe wir's uns versehen, hat denn auch der gestrenge und rasche Herr den ihm erteilten Auftrag ausgeführt, und ehe wir's uns versehen, ist auch das Gedicht aus. Als wäre nicht einmal Zeit zur Vollendung der letzten Strophe geblieben, ist diese in aller Eile um einen Vers zu kurz gekommen, wiederum ein schöner, launiger Zug. Wenn aber die Kostgänger wieder Blätter, Blüten und Früchte brauchen, so wird der Kirschbaum wohl auch wieder auszuteilen haben. Mit diesem zuversichtlichen Glauben scheiden wir von dem lieblichen Gedichte und fürchten den gestrengen Winter nicht.

Zur Vergleichung möge Uhlands „Einkehr" folgen.

1. Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

An dramatischer Lebendigkeit kann sich dieses Gedicht mit dem voraufgegangenen nicht messen, auch fehlt ihm der malerische Szenenwechsel. Uhland führt das freigebige Spenden des Baumes nur im Spätsommer vor und nicht wie Hebel in allen Jahreszeiten. Der Kirschbaum Hebels erscheint ferner als beredter Zeuge der Güte und Allmacht Gottes, dessen Befehle er pünktlich und schnell zum Wohl der Geschöpfe ausführt. Uhland weist nicht besonders darauf hin, daß die Gaben des Apfelbaums von Gott stammen. Trotz dieser Verschiedenheit blickt aus Uhlands Dichtung nicht minder ein glückseliges Gemüt, das, weit entfernt von einer kalten Anschauung der Natur, die Gaben, welche diese dem Menschen spendet, mit dankbarem, kindlichem Herzen hinnimmt und mit innigem Behagen an einem Apfelbaum noch mehr zu entdecken weiß, als daß er Früchte trägt, die man essen kann. Wer die Natur nur nach dem Nutzen beurteilt, der wird freilich von solchen Seelenstimmungen, wie

Uhland und Hebel sie hatten, nicht erregt werden; auch der nicht, der sich in ihr nur ergeht, um ihre Schöpfungen mit der Genauigkeit eines zergliedernden Naturforschers in die verschiedenen Ordnungen eines Systems einzuregistrieren. Uhland hat vielleicht gar nicht einmal gewußt, in welche Klasse der Pflanzen die Botanik den Apfelbaum stellt, und doch hat er eine herzliche Freundschaft mit demselben geschlossen. Ihm ist er ein guter, wundermilder Wirt. Wie dieser die Reisenden durch ein glänzendes Schild zur Einkehr einladet, so hat auch der Apfelbaum freundlich ein Schild ausgehängt, welches weit über die Straße hinausragt, damit man es schon in der Ferne erblicken und im voraus auf die Bewirtung sich freuen kann. Wohlschmeckende Speise und erfrischenden Trank findet man aufs beste, auch allezeit erheiternde Gesellschaft, der es ebenfalls bei diesem Wirte behagt, und die aus freien Stücken zur Unterhaltung der Gäste beiträgt. Auch ein Lager, weich und kühl, ist vorhanden, wenn der Reisemüde nach Ruhe sich sehnt, nachdem er an süßer Kost, an frischem Schaum und an fröhlichen Gesängen hinlänglich sich erlabt hat. Kurz, es fehlt diesem Wirte an nichts, was dem Reisenden den Aufenthalt bei ihm angenehm machen kann; ja, er besitzt sogar eine Eigenschaft, die ihn von allen Wirten der Welt unterscheidet: er nimmt für seine Bewirtung und Bemühung nichts bezahlt. Mit Recht nennt ihn der Dichter „wundermild", d. h. zum Verwundern freigebig, und scheidet von ihm mit dem dankbarsten Herzen, indem er ihn segnet, wie nur ein Dichter segnen kann.

Die Vergleichung zwischen dem Apfelbaume und einem Wirte ist in allen Punkten durchgeführt worden. Die erste Strophe bildet die Einleitung und kündet erst ganz im allgemeinen an, daß der Dichter bei einem Wirte zu Gaste war. Wer der Wirt gewesen ist, erfahren wir hier noch nicht. Bezeichnend ist aber, daß er ein „wundermilder" genannt wird. Diese ungewöhnliche Hervorhebung ist auffällig und trägt wesentlich dazu bei, uns in Spannung zu versetzen. Wir erwarten, daß im weiteren Verlauf der Dichter uns Aufklärung darüber gibt, warum er den Wirt einen „wundermilden" genannt hat. Noch auffälliger ist die Mitteilung, daß derselbe als Aushängeschild einen goldenen Apfel an einem langen Aste gehabt habe. Auch das bedarf der Aufklärung. Beides ist dunkel und rätselhaft und muß beim Vortrage des Gedichtes durch ein gedehnteres Lesen hervorgehoben werden. Die ersten Zeilen der zweiten Strophe lösen das Rätsel. Wir erfahren aus denselben, daß der Wirt, welcher den Dichter gastlich aufnahm, ein mit reifen, schönen Früchten behangener Apfelbaum gewesen ist. Nachdem wir über den Wirt, wie über das Wann und Wo der Bewirtung Aufklärung erhalten haben, muß der Dichter ausführen, wie er bewirtet

worden ist, und namentlich, warum er den Gastgeber einen „wundermilden" genannt hat. Dieses geschieht in den darauf folgenden Zeilen und Strophen in steter Steigerung bis zum Segensprechen des Dichters. Zunächst rühmt dieser die Speisen und Getränke, welche ihm zur Erquickung geboten wurden. Die Speisen nennt er eine „süße Kost", das Getränk einen „frischen Schaum". Schon der Ausdruck „Kost", welcher mit küren, auswählen zusammenhängt, sowie der Ausdruck „Schaum", welcher an den Champagner erinnert, tragen dazu bei, Trank und Speise lobend hervorzuheben, nicht minder tun dieses die gewählten Beiwörter „süß" und „frisch". Selbstverständlich ist mit der „süßen Kost" das Fleisch der Äpfel gemeint. Warum der Dichter diesen Ausdruck umgeht, ist unschwer anzugeben; ebenso, weshalb er den Saft der Äpfel einen „frischen Schaum" nennt. Die gewöhnliche Bezeichnung würde die Bewirtung in das Alltägliche herabziehen und den Zauber des Gedichts beeinträchtigen. Darum nennt er auch in der dritten Strophe die fröhliche Gesellschaft, welche er vorfand, nicht mit ihrem wahren Namen, sondern nennt sie „leichtbeschwingte Gäste" und den Rasen unter dem Baume ein Ruhebett. Hatte der Dichter bisher die ihm gebotenen Gaben an Speise und Trank, ferner die fröhliche Gesellschaft und den weichen Ruheplatz lobend hervorgehoben, so rühmt er zuletzt noch zwei seltene, außergewöhnliche Eigenschaften seines Wirtes, die ihn vorzugsweise als einen „wundermilden" kennzeichnen. Der Wirt deckte selbst ihn zu und nahm für die Bewirtung keine Bezahlung. So ist die einfache Tatsache, daß dem Dichter im Herbst durch einen Apfelbaum Labung und Erquickung zuteil wurde, aus der Welt des Alltäglichen durch die Kunst der Darstellung in das Reich des Schönen emporgerückt worden und mit ruhigem, launigem Scherz gewürzt. Der reife Früchte tragende Apfelbaum ist ein wundermilder Wirt geworden. Das Wort wundermild hat Uhland im mittelalterlichen Sinne gebraucht, wo mild so viel als freigebig bedeutet. Im Nibelungenliede wird von den Königen der Burgunden ihre Milde, d. h. ihre Freigebigkeit gerühmt. Mit vollen Händen teilten solche Fürsten ihre in Türmen und Kammern aufbewahrten Schätze und Kleinode vor und nach den Kämpfen an ihre Recken aus, die ihnen treu zur Seite standen. Milde zu üben, galt als Ruhm und Vorzug der Fürsten. In der Bibel kommt die angegebene Bedeutung des Wortes „milde" ebenfalls öfter vor, z. B.: „Der Gerechte ist barmherzig und milde." Noch sei bemerkt, daß wohl nicht zufällig Uhland gerade einen Apfelbaum zum Gegenstande seines Gedichts erkor. Württemberg zeichnet sich nämlich mehr als andere deutsche Länder durch Obstbaumzucht aus, und Apfelbäume bedecken dort oft waldartig weite Flächen.

Das Spinnlein.

1. Nei, lueget doch das Spinnli a,
Wie's zarti Fäde zwirne cha (kann)!
Vas Gvatter, meinsch (meinst du), chasch's (kannst du es) au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es macht's so subtil und so nett,
J wott (wollt) nit, aßi's z'haspla hätt'.

2. Wo hets di fini Riste (gehechelter Flachs) gno (genommen),
Bi wellem Meister hechle lo (lassen)?
Meinsch, wemme's wüßt, wohl mengi Frau,
Sie wär' so g'scheit, und holti (holt ihn, den Meister) au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
Und d'Ermel streift, und d'Finger netzt.

3. Es zieht e lange Faden us,
Es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
Es baut e Landstroß in der Luft,
Morn (morgen) hangt sie scho voll Morgeduft,
Es baut e Fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha (daß es drüben durch kann).

4. Es spinnt und wandelt uf und ab,
Potz tausig, im Galopp und Trab!
Jez goht's ringsum, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarti Fäden i,
Wird's öbbe (etwa) solle gwobe sy?

5. Es isch verstuunt (irre geworden), es haltet still,
Es weiß nit recht, wo's ane will (wohin es will).
's goht weger (wahrlich) z'ruck, i sieh's em a;
's mueß näumis (etwas) rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressiert (es eilt) io nit,
J halt mi nummen (nur) uf dermit.

6. Es spinnt und webt und het kei Rast,
So gliichlig (durchgehends gleich), me verluegt si fast.
Und 's Pfarrers Christoph het no g'seit,
's seig (es sei) iede Fade z'semme gleit (zusammengelegt).
Es mueß ein (einer) gueti Auge ha,
Wer's zehlen und erchenne cha.

7. Jez putzt es sini Händli ab,
Es stoht und haut der (den) Faden ab;
Jez sitzt es in si Summerhus,

Und luegt die lange Stroßen us.
Es seit (sagt): „Me baut si halber z'tot,
Doch freut's ein au, wenn's Hüsli stoht."

8. In freie Lüfte wogt's und schwankt's,
Und an der liebe Sunne hangt's;
Si schint em frei dur d'Beinli dur,
Und 's isch em wohl. In Feld und Flur
Sieht's Mückli tanze iung und feiß (feist);
's denkt bi nem (bei ihm, sich) selber: „Hätti eis!"

9. O Tierli, wie hesch (hast du) mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis (welcher uns) alli nährt,
Mit milde Händen alle git (allen gibt).
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

10. Do chunnt (kommt) e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar's Hüsli um,
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du armer Chetzer hesch di Sach' (hast deine Sache)!
Hesch keini Auge bi der g'ha (bei dir gehabt)?
Was göhn di üsi Sachen a?

11. Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno.
Es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
Jez mueßi au ne Brotis (einen Braten) ha!"
I sag's io, der wo (welcher) alle git (gibt),
Wenn's Zit isch, er vergißt ein nit.

Hebels Meisterschaft in der Behandlung naturwissenschaftlicher Stoffe zeigt sich auch in diesem Gedichte wieder von der liebenswürdigsten Seite. Wie er in dem voraufgegangenen den Kirschbaum zu einem schnellen, gehorsamen Diener Gottes zu erheben und die Raupe und den Spatz in einer Weise vorzuführen weiß, daß man diesen Tieren trotz des Schadens, den sie anrichten, nicht zürnen kann, so führt er hier ein häßliches und von vielen verabscheutes Tier als kleine Tausendkünstlerin in einer so anmutigen Weise vor, daß wir nicht nur unsere Freude an demselben haben, sondern es sogar liebgewinnen und bewundern lernen. Auf eine naturwissenschaftliche Beschreibung läßt er sich mit Recht auch hier nicht ein. Wir erfahren weder, wieviel Füße die Spinne hat, noch wie sie gestaltet ist. Was aber mehr wert ist als diese Kenntnis, das sind die Empfindungen, die er zu wecken, und die Liebe, welche er zu der Natur überhaupt einzuflößen weiß. Auch hier hat er wieder das

Mittel der Personifikation angewandt und das Spinnlein mit allem ausgestattet, was zu einem menschlichen Berufe gehört, mit Überlegung und Wünschen, mit Empfindungen und Absichten (Str. 5), ja, er hat das kleine Tier in manchen Stücken den Menschen sogar überlegen hingestellt (Str. 1). Dabei geht er mit ihm fast wie mit seinesgleichen um, so daß er sich von dem Spinnlein nicht nur zur Bewunderung hinreißen läßt, sondern mit ihm auch gemeinschaftliche Sache macht, indem er zur Fliege sagt:

„Was göhn di üsi Sachen a?“

Diese Art Vermenschlichung ist ein Grundzug der Hebelschen Natursinnigkeit und ist der kindlichen Einfalt solcher Personen abgelauscht, welche mit der Natur noch so verwachsen sind, daß sie mit den Pflanzen und Tieren umgehen wie mit Genossen. Auf der niedrigsten Stufe der Kultur finden wir, daß die ungeheure Kluft zwischen den Tieren und den höheren Wesen so wenig empfunden ward, daß selbst Gottheiten tierische Gestalt annahmen, und Menschen von ihnen in Tiere verwandelt wurden, wie ja die Spinne nach einer alten, griechischen Sage eine verzauberte Prinzessin sein soll, die weit und breit wegen ihrer Kunst im Weben berühmt war und sich in ihrem Hochmut vermaß, die Pallas Athene darin zu übertreffen, weshalb diese sie in eine Spinne verwandelte. In unsern Tagen hat sich, gleichsam als Rest aus alter Zeit, diese Art Naturanschauung am meisten noch unter den Landleuten erhalten, und wenn Hebel seine allemannischen Bauern mit Tieren umgehen läßt, als wären sie ihresgleichen, ja selbst Gestirne, Tages- und Jahreszeiten in der Gestalt von Bauern auftreten läßt, so ist darin noch ein Stück alten, deutschen Gemütslebens zum Ausdruck gekommen, wie es beim Fortschreiten der Kultur immer seltener wird, unserm Dichter aber angeboren war und den Grundquell des eigentlichen Reizes seiner Dichtungen bildet.

Das vorliegende Gedicht beginnt in der spannendsten Weise mit einer freudigen, von Bewunderung erfüllten Aufforderung, woran sich sogleich eine Frage schließt. Schon dieser Anfang hebt die Spinne, welche den Dichter zu seiner Aufforderung wie zu seiner Frage veranlaßt hat, bedeutsam hervor. Die Aufforderung, das gemiedene Tier genau anzusehen, ergeht an jedermann, die Frage dagegen an eine Frau, die wir uns in der Nähe des Dichters zu denken haben, und die zu spinnen versteht, daher auch imstande ist, die zarten Fäden, welche die Spinne zu ihrem Gewebe verarbeitet, wie auch dieses selbst beurteilen zu können. Der Dichter redet die Frau mit den traulichen Worten „Bas Gvatter“ an, eine Anrede, die auf den Dörfern vorzugsweise gebräuchlich ist, woraus zugleich hervorgeht, daß wir den ganzen Vorgang nicht in eine

Stadt, sondern auf das Land zu versetzen haben. Die aufgeworfene Frage, ob Bas Gvatter auch wohl so zarte Fäden wie die Spinne zwirnen könne, beantwortet der Dichter in verneinender Weise gleich selbst, indem er sagt, sie würde es „traun" (trau ich) wohl bleiben lassen. Nach diesen einleitenden Worten verweilt er eine Zeitlang noch bei dem Stoffe des Gespinstes, ehe er das Tier in seiner Tätigkeit vorführt. Die überaus feinen (subtilen), netten Fäden, welche die Künstlerin aus demselben gewinnt, veranlassen ihn zu der schalkhaften Bemerkung, er möchte nicht, daß er sie zu haspeln hätte (vermittelst des Haspels von der Spule zu winden) und fragt dann, sich unwissend stellend, wo die Spinne den Stoff zu ihren Fäden wohl möge hergenommen haben. Plötzlich schickt diese sich an zu arbeiten, was mit dem freudigen Ausruf: „Jez lueg mer" eingeleitet wird. Vor unseren Augen entsteht nun nach und nach ihr Gewebe. Hätte der Dichter dasselbe als ein bereits fertiges vorgeführt und beschrieben, so würde das Gedicht ungemein an Anschaulichkeit und auch an Reiz verloren haben. Beides hat er außerdem noch dadurch zu erhöhen gewußt, daß er die Tätigkeit der Spinne vermenschlicht, was unwillkürlich einen heiteren Ton in die Darstellung bringt und obenein zum Vergleich herausfordert. Schon die Art und Weise, wie sie zu der Arbeit sich anschickt, ist in launiger Weise ausgeführt. Nachdem sie ihre Vorbereitungen beendet, die Ärmel aufgestreift, die Finger genetzt und die Füße zurechtgestellt hat, zeigt sie sich zunächst als ein geschickter und kühner Baumeister, zieht für das Netz, welches sie weben will, erst einen langen Aufhängefaden, der als schwebende Brücke und Landstraße durch die Luft nach dem Hause des Nachbars geht, und legt zur Vorsicht und Sicherheit daneben noch einen Fußpfad an. Darauf beginnt sie das Weben ganz so, wie eine fleißige und kunstgeübte Weberin. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Behendigkeit führt sie ihre Arbeit aus, hält hier und dort sinnend inne, als überlege sie, wie sie die Fäden am besten an- und ineinander webe, und ruhet nicht eher, bis das Ganze ohne Tadel fertig ist. Dann putzt sie die Hände und setzt sich nach dem wohlgelungenen Werke gar vornehm in ihr sonniges, luftiges Haus, sorglos von der Arbeit ausruhend, als ob sie wüßte, daß der Lohn, der keiner glücklich zu Ende geführten Arbeit fehlt, auch ihr zuteil werden wird; und das kleine, von den Menschen verabscheute, aber von Gott nicht vergessene Tier braucht denn auch nicht lange darauf zu warten.

Dem lebhaften Wesen der Spinne entspricht auch die Darstellung und der Ausdruck in unserm Gedichte. Namentlich beleben die Ausrufe, Fragen und Anreden das Ganze, ebenso die volkstümlichen Wortpaare, welche der Dichter oft angewandt hat, z. B.

uf und ab; Galopp und Trab; was hesch, was gisch; Weh und Ach usw.

Aber unserm Dichter ist es bei alledem nicht etwa um eine sinnige und heitere Darstellung dieses Tierlebens an sich zu tun gewesen, diese ist ihm vielmehr nur Mittel, um zu einem höheren Gedanken hinzuleiten, der in den Worten niedergelegt ist:

Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
Mit milde Händen alle git,
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Hebel will sittliche Empfindungen wecken, will veredeln, lehren und kräftigen, auch da, wo er, wie in dem voraufgegangenen Gedichte, die Lehre nicht ausspricht. Dabei hat er vorzugsweise die weniger gebildeten Volksschichten im Auge, in deren Anschauungs- und Lebensweise er sich mit solcher Wärme und Einfalt bewegt, daß man überall sein eigenes Behagen hindurchfühlt, wodurch die ausgesprochene Nutzanwendung, die dem Volksgemüte stets willkommen ist, um so eindringlicher wird. Das heitere Gewand, in welches er seine Lehren kleidet, die dramatische Lebendigkeit, mit welcher er sie vorführt, machen sie außerdem um so zugänglicher und eindringlicher. Um zu spannen, hat er immer noch eine Person bei der Hand, die er in die Dichtung mit hineinzieht. So wendet er sich gleich im Anfange unseres Gedichtes mit einer Frage an ein „Bas Gvatter", die eine geschickte Spinnerin ist, und reizt dadurch den Leser zu größerer Aufmerksamkeit; später beruft er sich auf des „Pfarrers Christoph" Weisheit, und so führt er selten ohne schalkhafte Unterbrechungen seine Dichtungen zu Ende.

Der heitere Ton unseres Gedichtes hätte können durch das Schicksal der armen Fliege, welche in die Gewalt der Spinne gerät, leicht gestört werden. Damit uns ihr Tod nicht zu sehr zu Herzen geht, wird sie als dumm und täppisch dargestellt. Was ihr widerfährt, hat sie sich selbst zuzuschreiben. Warum hat sie die Augen nicht aufgemacht und leichtsinnigerweise den Hausfrieden gebrochen!

Fragen wir, was den Hebelschen Dichtungen einen so besonderen Reiz verleiht, so ist es eben die eigentümliche Verbindung von unschuldigem Scherz und wohltuendem Ernst, von einfältigem Ausdruck und tröstlicher Wahrheit. Sie haben in ihrer Art etwas wie das Volkslied; sie sind heiter und sinnig, übermütig-schalkhaft und dabei wieder voll reiner, frommer Rührung. Zu ihrem Verständnis ist kein hoher Grad von Bildung notwendig, wie solche die meisten Dichtungen Goethes und Schillers voraussetzen. In ihrer Art stehen sie ebenso einzig in unserer Literatur da, wie die Dichtungen jener Meister und sind auch von späteren Leistungen in der mundartlichen Poesie nicht übertroffen worden, weder von den schlesischen Dichtungen

Holteis, noch von den in dithmarsischer Mundart abgefaßten Gedichten von Klaus Groth. Voß' plattdeutsche Gedichte können sich ebenfalls nicht mit ihnen messen. Sie übertreffen dieselben nicht nur an Tiefe, sondern auch an größerer Verwandtschaft mit dem Gemüte des Volkes.

Wächterruf.

1. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig G'wisse het,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug die ganzi Nacht.

2. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Ölfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no bi der Charte sitzt,
Dem bieti iez zuem letztemol, —
's isch hochi Zit — und schloset wohl!

3. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.
Und wo no in der Mitternacht
E Gmüet in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüeihige Stund
Und mach di wieder froh und gsund!

4. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Rot
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— I wills nit hoffen, aber gschieht's,
Gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

5. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg' am Herzen nagt,
Du arme Tropf, die Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.

6. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
Und wer im Friede den Tag erlebt,
Dank Gott und faß e frohe Muet
Und gang ans G'schäft und halt di guet!

Hebels Wächterruf erinnert an die frühere, unserer nüchternen Zeit entschwundene Sitte der Wächter, das Abrufen der nächtlichen Stunden durch eingeflochtene Gesänge zu begleiten. Dieselben waren stets ernsten Inhalts und oft geistlichen Liedern entnommen. Gewöhnlich wurde nur ein Vers gesungen und zwar beim Beginn der Wanderung; Hebel hat sein Lied auf die ganze Nacht ausgedehnt und den Inhalt jeder Strophe der ihr entsprechenden Stunde angepaßt. Der eigentümliche Gemütston, der in diesem Liede waltet, das wohlwollende, menschenfreundliche und fromme Herz, das aus demselben blickt, verleiht ihm außerdem noch einen besonderen Reiz.

Jede Strophe enthält eine Mahnung des Wächters, die Nacht nicht ruhelos zu verbringen, sondern sich der Labung des stärkenden Schlafes hinzugeben. Die erste Bedingung aber, des erquickenden Schlafes teilhaftig werden zu können, ist ein gutes Gewissen. Wer den Qualen eines bösen Gewissens verfallen ist, dem kann die Stille der Nacht keine Ruhe bringen, weil dieselbe mehr noch als der zerstreuende Tag die wühlende Erinnerung an das Geschehene wachruft. Das „Schlof sanft und wohl!" bezieht sich daher auf diejenigen, welche ein ruhiges Gewissen haben, ebenso der Zusatz: „Im Himmel wacht e heiter Aug' die ganzi Nacht", mit welchen Worten in überaus schöner Weise gesagt ist, daß der fürsorgliche Vater im Himmel an dem Schlaf der Schuldlosen seine Freude hat.

Dringender wird die Mahnung des Wächters, der Ruhe zu pflegen und das Bett aufzusuchen, in der 2. Str.: „Dem bieti (gebiet ich) iez zuem letztemol, 's isch hochi Zit". Die befehlende Mahnung gilt teils solchen, die noch an der schweren Arbeit sitzen, teils solchen, welche sich am Kartenspiel noch vergnügen. Daß er den letzteren ebenfalls nicht zürnt, erhellt schon aus dem Zusatz: „Und schlofet wohl!"

Die ernste Mitternachtsstunde lenkt die Gedanken des Wächters auf diejenigen, welche gern die Wohltat des erquickenden Schlafes genießen möchten, aber vor Schmerz und Kummer nicht schlafen können. Langsam entweicht dem Unglücklichen die Nacht; sie scheint ihm eine Ewigkeit zu sein; eine Stunde Schlafs würde ihn schon unaussprechlich glücklich machen; darum der Wunsch: „Se geb der Gott e rüeihige Stund, und mach di wieder froh und gsund!" Da den Kranken und Bekümmerten nur Gott zum Schlaf verhelfen kann, so spricht der Wächter hier keine Mahnung aus.

Im Gegensatz zu solchen Unglücklichen steht der Dieb, der auf Satans Geheiß und Rat, wie der Dichter mildernd hinzusetzt, die Ruhe der Schläfer und die Dunkelheit der Nacht zu benutzen sucht, seinen Mitmenschen Schaden zuzufügen. Schön und rührend ist das herzliche und dringende Schlußwort der Strophe. Die sanfte und doch ernste Mahnung dürfte ihre Wirkung nicht verfehlen, insbesondere

der Hinweis auf den himmlischen Richter, der alle Berechnung des sich unbeachtet Wähnenden zuschanden macht.

Die folgende Strophe wendet sich an solche, deren Herz so sehr von ängstlicher Sorge um die Zukunft erfüllt ist, daß sie selbst in der Nacht zu keiner rechten Ruhe kommen können und schon vor Anbruch des Tages mit sorgendem Herzen erwachen. Sie sind um so mehr zu beklagen, da ein solches Ängstigen um die Zukunft in der Regel nichts hilft, indem dieselbe sich meistens aller Berechnung entzieht und anders sich gestaltet, als man erwartet hatte. Mitleidig ruft daher der Wächter ihnen zu: „Du arme Tropf, die Schlof isch hi!" und mahnt dann zum Vertrauen auf Gott, dessen schönste Frucht ein sorgenfreies Gemüt ist (Matth. 6, 25—31). Dieses hilft mehr, als alles Ängstigen. Es erinnert diese Strophe ihrem Inhalte nach am meisten an die dritte, indes ist dort von wirklich vorhandenen, hier von möglichen Übeln die Rede.

Der letzte Ruf ergeht an die Glücklichen, welche die Nacht ruhig geschlafen haben und mit gestärkten Kräften und innerem Frieden des beginnenden Tages sich erfreuen. Nichts Köstlicheres gibt es, als diesen Frieden! Ihn sich zu bewahren und zu erhalten, soll der Erwachende jeden Tag bedacht sein. „Halt di gut!" Dreierlei aber ist dazu erforderlich: ein dankbares Herz, ein froher Mut und eine gewissenhafte Tätigkeit. Dann kann der Tag mit ruhigem Gewissen beschlossen werden und die Nacht den stärkenden Schlaf verleihen. So endet das Gedicht, indem es zu seinem Anfange wieder zurückkehrt, wie die Nacht zum Tage, in befriedigender und wohltuender Weise.

Jede Strophe beginnt mit dem: „Loset, was i euch will sage!" und endet, außer der zweiten, mit einem Hinweis auf Gott, den fürsorgenden Vater, den allmächtigen Helfer, den strafenden Richter, den barmherzigen Sorger. Ferner hebt jede Mahnung in allgemeiner Anrede an („wer e rüeihig G'wisse het; wer no an der Arbet schwitzt usw.") und verwandelt sich am Ende in direkte Anrede („schlof sanft und wohl; so geb der Gott e rüeihige Stund usw."). Und wie die 1. Str. mahnt, das sorgende Wirken und Schaffen des Tages nicht ohne Gebet zu beschließen, indem dieses mehr als alles andere die zum Schlafen notwendige, sorgenstille Ruhe segnend ins Herz träufelt, so mahnt die letzte Strophe, den Tag mit Gebet auch zu beginnen, auf daß der Gebetssegen dieser Zeit ebenfalls zuteil werde und dem Schlafe wiederum zugute komme. So bietet das Gedicht nicht nur einen schönen symmetrischen Bau, es hat in demselben der Schlaf auch eine schöne, religiöse Weihe erhalten, von der alle Dichtungen Hebels, wenn der Gegenstand es mit sich bringt, getragen werden.

Das Gedicht hat eine besondere Beziehung zu des Dichters

eigenem Leben gefunden. Hebel reiste nämlich einst von Karlsruhe nach Freiburg, um sich dort um eine Pfarrstelle zu bewerben. In Emmendingen angekommen, beunruhigte ihn das Für und Wider seines Vorhabens so sehr, daß er sich schlaflos auf seinem Lager hin und her warf. Da vernahm er unter seinem Fenster aus dem Munde des Nachtwächters die Worte:

„Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg' am Herzen nagt:
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi."

Jetzt überkam ihn eine tiefe Ruhe, und der langersehnte Schlaf stellte sich ein.

Auch die übrigen Gedichte Hebels haben noch zu seiner Lebzeit eine freundliche Aufnahme bei den einfachen Landleuten seiner Heimat gefunden. Anfangs waren diese Leute auf den Dichter erzürnt; sie glaubten, der Karlsruher Professor habe ihre Mundart verspotten wollen, und droheten, ihn zu züchtigen, wenn er es wage, sich wieder im Wiesentale zu zeigen. Als sie aber allmählich in den Inhalt der Lieder eindrangen, als der warme Hauch der Heimatsliebe, der aus ihnen weht, sie zutraulicher machte und ihre eigene Welt in der Glorie der Poesie ihnen entgegentrat: da schlossen sie die Dichtungen um so inniger an ihr Herz, und Hebel ward nun der Liebling und Stolz des Oberlandes. Ein Freund des Dichters erzählt, er habe in dem entlegensten Schwarzwalddörfchen am Belchen einen Wirt und eine Wirtin, deren Haus mit allem Inhalt vom Brande verzehrt worden war, den Verlust der „Liedli vum Her Hebel" ganz besonders beklagen hören. Als er ihnen dann ein Exemplar, das er zufällig bei sich trug, zum Geschenk machte, waren sie überschwenglich dankbar und weigerten sich hartnäckig, dem Gaste die Zeche zu machen.

Man hat eine Reihe der allemannischen Gedichte in das Hochdeutsche übertragen, aber eine solche Übertragung schwächt den Eindruck derselben bedeutend ab und berührt ebenso unangenehm, als wenn man ein frisches, kräftiges Landmädchen in moderner, städtischer Kleidertracht erblickt.

Thema.

Eine Wanderung durch die Stadt in der Neujahrsnacht.

Die Glocke schlug zwölf Uhr. Es war die Scheidestunde des alten und die Geburtsstunde des neuen Jahres. Vom Turme des Rathauses klang in feierlichen, vollen Tönen der Choral: Nun danket alle Gott. Auf dem Marktplatze hatte sich eine Schar von Menschen eingefunden, die ernst den Klängen

mit den Worten des Gesanges folgten. Ich mischte mich unter die andächtige Menge und blieb, bis die Feier geendet war. Allmählich zerstreute sich die Schar. Die Nacht war still und ruhig. Es schien, als ob die Sterne des Himmels feierlicher herniederstrahlten, als gewöhnlich, und der Schnee festlicher die Erde bedeckte. Da es überall trotz der späten Stunde noch lebendig auf den Straßen war, beschloß ich, auf einem Umwege nach unserm Hause zurückzukehren. Mein Weg führte mich in eine der Hauptstraßen. Ein hohes, palastartiges Gebäude strahlte in derselben im Glanz unzähliger Lichter mir entgegen. Alle Fenster waren hell erleuchtet. Eine rauschende Musik tönte aus dem zweiten Stock auf die Straße hernieder. Ich blieb stehen. Freude schien aus jedem Fenster zu strahlen. Der Schatten tanzender Paare bewegte sich ohne Unterbrechung an herniedergelassenen Vorhängen der Fenster hin. Das ist ein Haus der Freude, dachte ich. Hier hat das verflossene Jahr gewiß reichen Segen ausgeschüttet; hier ist sicherlich kein Glied der Familie schlafen gegangen. O! möge euch auch das nächste Jahr ein glückliches sein, möge es in seiner Scheidestunde euch wiederum froh vereinen!

Öde und düster stand neben diesem Hause das des Nachbars. War es die Dunkelheit der Nacht, die den Gegensatz so groß machte, oder war es meine Stimmung, die ihn so lebhaft empfinden ließ; das Haus lag da, wie ein Haus der Trauer und des Todes. Kein Licht erhellte seine großen Fenster, die mit Wehmut herniederschauten; kein Laut drang aus seinen stillen Räumen. Ach! hier ist gewiß das Unglück in schmerzensreichem Maße eingekehrt. Vielleicht fehlt mehr als einer der Teuren, die vor einem Jahre noch so froh, noch so voller Lebenslust beisammen waren. Hat der Tod euch den Vater oder die Mutter entrissen? Ist ein hoffnungsvolles Kind euch gestorben? Was es auch sei! Möge der himmlische Balsam in euer zerrissenes Herz tröpfeln; möge das neue Jahr euch neuen Segen bringen!

Mit schwerem Herzen schied ich von der Stelle und ging weiter, bis ein Gesang von Kinderstimmen, die aus dem untern Raume eines Hauses feierlich und leise erklangen, meine Schritte mäßigte. Ich blieb stehen und hörte nun auch die Töne eines Klaviers, welche den Gesang begleiteten. Es war ein Choral, wie er dem Ernst der Stunde angemessen war. Gewiß waren die Kinder wach geblieben, um den Eltern die Glückwünsche zum neuen Jahre zu überreichen, und trugen nun noch einige ihrer heimlich eingeübten Gesänge den Eltern vor.

Weiter führte mein Weg an einem Hause vorbei, in dem sich Scherz und Gelächter hören ließ. Wahrscheinlich hatte man hier die übliche Sitte des Bleigießens in der Mitternachtsstunde veranstaltet und war nun beschäftigt, die verschiedenen Figuren zu deuten und die Auslegung mit scherzhaften Bemerkungen zu begleiten.

Auf meinem Rückwege begegnete mir ein Trupp lustiger, junger Leute, die mir ein „Prosit Neujahr" zuriefen. Ich erwiderte es ebenso freundlich und kehrte endlich nach Hause zurück.

Das Habermus.

Kinder, das Habermus ist fertig! so kommt denn und esset!
Betet: Aller Augen warten — und nehmt euch in acht hübsch,
Daß am rußigen Topf sich keins das Ärmelchen schwarz macht.
So, nun esset, und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeihet!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furchen gesä't mit fleißiger Hand und beegget.

Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht; das tut der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt, noch rührt sich das Keimchen,
Nein, fest schläft's und redet kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden.
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und sauget am saftigen Körnlein,
Wie an der Mutter das Kind; es fehlt nur, daß es noch weinte.
Größer wird es nunmehr und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln hervor und streckt ein Würzelchen abwärts,
Tiefer hinab in den Grund, sich Nahrung suchend und findend,
Ja, und der Vorwitz plagt's; neugierig möcht's auch wissen,
Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden hervor. — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm! —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring ihm ein Tröpfchen Tau und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt, es schmeckt ihm wohl, und es streckt sich behaglich.
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch auf der himmlischen Straße,
Strickt und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es tut ihm so wohl bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch eine prächtige Frau, und doch so gütig und freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Gewölke aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Sprützelchen kommt, jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinket sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich noch gut bin!"
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Schlimme Zeit nun kommt für das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel, bei Tag' und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen da schneit es, und weiter unten da hagelt's.

Hu — wie schaudert es jetzt das Keimlein, wie bangt es und weint es!
Und der Boden ist zu und gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben,“ so spricht's, „daß sie gar nicht zu sehn ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach wär' ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund' und in der befeuchteten Wärme!“
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprecht wohl auch noch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren und Brot euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch beim Mütterchen hinter dem Ofen!“
Tröst' euch Gott, es währet nicht immer, und endlich wird's besser;
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein Küßchen.
Ach! wie ist's ihm so wohl! es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte im Gras und farbigen Blumen,
Allgemach duftet die Blüte der Kirschen, es grünet der Pflaumbaum;
Buschiger wird das Korn und buschiger Weizen und Gerste,
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten!“
Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze?
Endlich schlüpft ein Ährlein heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel: wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halme zu Halm' und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüte bei Blüt' an der zierlichen, schwankenden Ähre,
Und mein Häberchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnchen darin und wachsen im stillen,
Und mein Haber beginnt zu merken, was es will werden.
Käferchen kommt nun und Fliege; sie kommen und machen Besuch ihm,
Schauen, wie es ihm geht, und singen ihm eiapopeia! —

Und auch der Glühwurm kommt, potztausend! mit dem Laternchen
Nachts um neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —
Esset ihr Kinder, gesegn' es euch Gott und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheu't und Kirschen gesammelt nach Pfingsten;
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt dort hinten im Garten;
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste;
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Ähren lesen gegangen, und 's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat der Haber gegelbt; voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet;
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?“
Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosynchen und Lieschen,
und schon fror's an den Fingern, so kalt war's morgens und abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune
Und ihn gedroschen von früh um zwei bis zu Abend um viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle
Und ihn wieder gebracht, in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger Milch von jungen, fleckigen Kühen
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab, und bet' eins: „Danket dem Herren!“
Und jetzt geht in die Schule; dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins, gebt Achtung und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Wenn nach Hause ihr kommt, dann gibt es gebackene Pflaumen.

Die stoffliche Grundlage des Gedichts ist dem Pflanzenreiche entnommen und zwar der Getreideart, dem Hafer. Es ist nicht zufällig, daß der Dichter nicht den Roggen oder Weizen zum Gegenstande seiner Muse auserkoren hat, sondern den weniger wertvollen Hafer, welcher der ärmeren Volksschicht, der auch Hebels Eltern angehörten, vorzugsweise ein Nahrungsmittel bietet. Besingt Hebel doch gern das Unscheinbare und gering Geachtete, um es der unverdienten Verachtung zu entziehen, und so hat er denn auch die Entwickelung und das Wachstum des Hafers mit einem solchen Zauber zu umweben gewußt, daß man dieses Getreide unwillkürlich liebgewinnen muß. Das Ganze hat er einer Mutter in den Mund gelegt, die den unteren und nicht den höheren Ständen des Volks angehört, was ebenfalls bedeutsam ist. Ihre Belehrung über den Hafer veranlaßt ein von ihr bereitetes Mittagsmahl, welches aus Hafermus besteht, das sie in Gemeinschaft mit ihren Kindern ver-

zehrt. Durch ihre Arbeit auf dem Felde ist die tätige mit ihrem Lose zufriedene und gottesfürchtige Frau mit der Entwickelung und dem Wachstum des Hafers genau bekannt.

Der Anfang des Gedichts gibt zunächst Auskunft über das Wann und Wo der Belehrung, sowie auch über die dabei anwesenden Personen. Die Behandlung des Stoffes erinnert an die Art und Weise der Behandlung des „Kirschbaums" und der „Spinne". Der Dichter hat auch hier seinen Gegenstand so vermenschlicht, daß der Unterschied zwischen dem Leben einer Pflanze und dem eines Menschen fast verschwindet. Mit dem Keime, der in dem Haferkorn eingeschlossen ist, beginnt die Belehrung. Von ihm sagt der Dichter, oder vielmehr die Mutter, daß derselbe, ehe er in die Erde gesenkt wird, so fest schläft, daß er sich nicht regt und rührt, nicht ißt und trinkt, auch kein Wort redet. In der Erde wacht er auf aus seinem Schlaf, streckt die Glieder und saugt wie das Kind an der Mutter; es fehlt nur, daß er noch weine, wird größer, schöner und stärker, schlüpft aus den Windeln hervor, schauet neugierig sich auf der Erde um, erst furchtsam, dann dreister, trinkt sich satt und fühlt sich immer wohler und behaglicher. Aber es kommen auch schlimme Tage: Frost, Hagel, zuweilen sogar Schnee. Da weint das Häberlein und friert und möchte wieder zurück in sein früheres Heim. Doch die kalten Tage vergehen; die Sonne scheint wärmer und schauet freundlich hernieder auf den Liebling. Vergessen ist die schlimme Zeit. Ihm ist wieder wohl; er weiß vor Freude nicht zu bleiben, wird immer größer und schöner, steht da gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl, bis er endlich im Haushalte der Natur auch ein nützliches Glied geworden ist, wie der Roggen, der Weizen und die Gerste, wenn auch später als diese.

Der Dichter hat aber nicht nur die Entwickelung des Hafers vermenschlicht, sondern auch die Leben weckende und Segen spendende Sonne, die wie eine liebevolle, sorgende Mutter auf alle ihre Pfleglinge gleich freundlich herabblickt und dem Häberlein, welches vor Kälte geweint hatte, sogar ein Küßchen gibt, daß es vor Freude sich nicht zu lassen weiß. Mit dem Strickzeug in der Hand wandelt die „gütige, freundliche Frau" auf der himmlischen Straße einher und strickt für alle die Regen spendenden Wolken und macht keinen Unterschied.*) Gleich ihr erweisen auch die Engel des Himmels dem Hafer allerlei Liebes und Gutes. In seiner Jugend gehen sie ganz heimlich die Ackerfurche entlang und bringen

---

*) Sicherlich hat Hebel als Knabe seine eigene Mutter oft auf den Höhen der Berge mit dem Strickzeuge in der Hand nach den Wäldern wandern sehen, um dort Holz für den Haushalt zusammenzulesen, wie man solches in Gebirgsgegenden noch beobachten kann.

ihm ein Tröpfchen Tau zur rechten Zeit, damit er seinen Durst löschen kann, und wieder erscheinen sie später und schmücken den Halm mit Blüten.

Aber nicht nur mit dem Himmel, der Regen, Sonnenschein und Engel sendet, hat Hebel seinen Gegenstand in liebevolle Beziehung gesetzt, er hat ihn auch mit den lebenden und webenden Wesen der Erde in ein inniges Verhältnis gebracht. Der Käfer und die Fliege kommen zum Besuch, als der Hafer, geschmückt wie ein Bräutlein, in Blüte steht, und sind jene schlafen gegangen, so findet der Glühwurm sich ein, um zu schauen, was aus dem winzigen Körnlein geworden ist. Alle freuen sich seines Gedeihens. Wie innig und herzlich die Freude und Teilnahme ist, deutet das „Eiapopeia" an, welches sie hören lassen. So geht durch das ganze Gedicht eine rührende Sorge für das Unscheinbare und Geringe, kaum Beachtete und Gekannte. Der Dichter hat durch den Zauber seiner Darstellung zugleich einen schönen Zug des Naturlebens in poetischer Weise zur Anschauung gebracht. Nichts in der Natur, und wäre es noch so gering, führt nämlich ein vom Ganzen losgelöstes, auf sich allein beschränktes Dasein. Wohin wir uns wenden, überall treten uns die innigsten Beziehungen oft ganz verschiedenartiger Naturgegenstände entgegen; überall gewahren wir ein großartiges, wunderbares Zusammenleben und Ineinandergreifen, wodurch das Einzelne wie das Ganze erhalten wird; nirgends ein Sichabschließen, ein Zeichen, welches zugleich eine ernste Mahnung für den Menschen enthält, auch in seiner Welt durch ein gegenseitiges Leben für andere und mit anderen eine Harmonie herzustellen, wie sie die Natur so großartig als Vorbild hinstellt, in Liebe mit Bewußtsein auszuführen, was diese unbewußt vollbringt.

Diesen und ähnlichen Gesichtspunkten, die Hebel bei seiner Darstellung geleitet haben, entsprechen denn auch die eingeflochtenen Lehren und Mahnungen, die ebenfalls dazu beitragen, die Darstellung zu heben und das Ganze mit einer sittlich-religiösen Weihe zu umkleiden. Dieselben sind um so eindringlicher, da sie unmittelbar an die so anziehende Entwickelungsgeschichte des Körnleins sich anschließen, welches völlig wie ein allmählich sich entfaltendes Menschenleben mit seinen Freuden und Leiden behandelt wird. Von unnennbarem Reiz ist namentlich die anmutige Schilderung des ersten Lebensalters, in welchem das Körnlein wie ein hilfloses Kind sich gebärdet, weint und zagt, sich freuet und spricht, unter der Obhut unsichtbarer Schutzgeister allmählich stärker und selbständiger wird, nun in die Welt hinausschauet, aber bei jedem Ungemach bangt und sich nach dem heimischen Grunde zurücksehnt. Welch ein schönes, liebliches Bild der Kindheit des Menschen ist uns in diesen Zeilen vorgeführt. Ganz so der Hilfe bedürftig,

ganz so von Schutzgeistern umgeben, wie das emporsprießende Samenkörnlein ist auch der Mensch in dem ersten Alter seines Lebens, auf daß die Liebe gleich von Anfang an sein Erbteil werde, während das junge Tier schon nach kurzer Zeit selbständig wird und der Alten nicht mehr bedarf. Was für ein nützliches Glied das Haferkörnlein im Haushalte der Natur bei der ihm von allen Seiten zuteil gewordenen Pflege und Liebe geworden ist, zeigt das Mittagsmahl, an dem alt und jung sich erfreuen.

Der Dichter hat das Ganze, wie gesagt, einer Mutter in den Mund gelegt. Dieselbe erweist sich ebensosehr als treffliche Lehrerin, wie als treffliche Erzieherin. Ganz ungesucht wirkt sie durch die Belehrung zugleich auf die Veredlung des Herzens, erstreckt ihre Sorge nicht bloß auf die leiblichen Bedürfnisse der Kinder, sondern auch auf das geistige Wohl derselben, beginnt und schließt die Mahlzeit mit einem Gebete, hält auf Ordnung und Reinlichkeit, mahnt zur Vorsicht und zur Aufmerksamkeit. Was eine Mutter in das Herz eines Kindes senkt, das dringt tief ein. Sie ist es, welche schon früh, früher als das Kind eine Ahnung von Gott hat, durch ihr rechtes Verhalten Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen, also die Grundlagen der Religion, dem Herzen des Kindes einflößt; sie ist es, welche am besten, ohne alle absichtliche Belehrung der Kinder auf den Vater im Himmel hinweist, wenn sie im Gebet sich zu ihm wendet. Hat eine Mutter nicht die Grundlagen der Religion in das Gemüt des Kindes gesenkt, so können sie später wohl in den Kopf desselben kommen, aber schwer nur in sein Herz. Und so hat Hebel uns in der Lebensgeschichte des Haferkörnleins zugleich eine Mutter vorgeführt, wie sie sein soll, eine Mutter, die vielfach an Pestalozzis Gertrud erinnert. Mit irdischen Schätzen ist die Frau nicht gesegnet, aber sie ist, was mehr wert ist, reich in Gott und dankbar für die geringste Gabe. Die Armut der Familie geht schon aus der Mittagsmahlzeit, wie aus dem Zuge hervor, daß derselbe Topf, in welchem der Haferbrei gekocht ist, auch auf den Tisch gebracht wird, und daß eine gebackene Pflaume schon als Leckerbissen gilt.

Was nun die Form des Gedichts betrifft, so hat Hebel, der sich fortspinnenden Erzählung angemessen, den Hexameter gewählt und seine Wärme und Teilnahme für den so unscheinbaren Gegenstand insbesondere durch den häufigen Gebrauch der Verkleinerungssilben kundgetan. Welch eine Innigkeit liegt in den Worten: „und mein Häberlein spricht“ — „und mein Häberchen steht“, oder wenn es von der Sonne, die als gute, freundliche Frau dargestellt wird, heißt, daß sie dem Keimlein ein Küßchen gegeben usw. So gibt sich auch in diesem Gedichte wieder das launige, heitere, aber auf tiefem, religiösem Grunde ruhende Gemüt unseres Dichters

kund, das ohne alle Effekthascherei das Höchste und Gewöhnlichste, das Göttliche und Irdische, das Sittliche und Natürliche miteinander in der sinnigsten Weise zu verbinden weiß.

„Hebel ist," wie einer unserer Literaturhistoriker bemerkt, „kindlich, ohne ins Kindische zu fallen, schlicht, ohne hausbacken zu sein, fromm, ohne zu frömmeln, ein Ratgeber und doch kein Lehrmeister, bis zum äußersten kühn in der personifizierenden Gestaltung und Belebung, aber mit taktvollem Geschick." — Tragische Kämpfe des Menschen mit Naturgewalten oder gar mit politischen und sozialen Mächten, ringende Leidenschaften um Ehre und Liebe, Klagen um eine versunkene Welt und dergl. kennt er nicht und besingt er auch nicht. Selbst die Freiheitskämpfe haben seine Leier nicht gestimmt. Seine Welt ist die des friedlichen Still- und Kleinlebens, wobei sein humoristisch-launiger Zug über die Mißtöne, die etwa da auftreten, eine schalkhaft-sinnige Harmonie ausbreitet. In seinen Prosaschriften geschieht dies in gleicher Weise. Ich erinnere nur an die unübertreffliche Erzählung „Kannitverstan", wo er in der launigsten Weise den Gegensatz zwischen arm und reich ausgleicht und einen armen Handwerksburschen durch einen höchst ergötzlichen Irrtum zu der Erkenntnis kommen läßt, daß Reichtum nicht das höchste Glück ist. Unter seinen Prosaschriften finden sich auch viele Erzählungen, in denen er den nationalen Haß gegen die Franzosen durch Züge französischen Edelmuts zu dämpfen sucht. Am wohlsten fühlt er sich jedoch, wenn er die Leier seiner ländlichen Muse stimmen kann. Welch eine Fülle von Sonnenlicht und Blütenduft, von Festesglanz und Herzensfreude weiß er da in verschwenderischer Pracht auszustreuen, wie dies namentlich in dem früher besprochenen Gedichte „Sonntagsfrühe" der Fall ist.*) Schrecknisse der Natur lagen ihm fern; sein Gedicht „Das Gewitter" bildet daher zu Schwabs Gedicht einen bezeichnenden Gegensatz; denn während in Schwabs Gedichte „vier Leben" ein Schlag endet, schläft bei Hebel das Kind in der Wiege sorglos und ruhig bei Blitz und Donner, und auch die Erwachsenen kommen nur mit der Angst davon, die obenein noch größer gewesen ist, als nötig war. In Hebels dichterischer Welt lebt hoch und niedrig, Mensch, Tier und Pflanze friedlich und zufrieden neben- und durcheinander, und wenn die Muse des Dichters vorzugsweise das gering Geachtete zum Gegenstande sich auserkoren und liebevoll behandelt hat, so offenbart sich darin ein schöner Zug seines Herzens und ein echt christliches Gemüt.

---

*) Band I der „Erläuterungen".

Thema.

Frauencharaktere aus unserer Literatur.

Unsere Literatur ist reich an hehren Vorbildern deutscher Frauen. Schon in den alten Epen wird uns in der Gudrun ein herrliches Bild von Frauentreue vorgeführt, mit welchem sich das, welches Homer von der Penelope entwirft, nicht messen kann, denn die hochgemute Gudrun ist trotz dreizehnjähriger Mißhandlung und trotz der verlockenden Aussicht, die Gemahlin eines mächtigen Königs werden zu können, nicht dahin zu bringen, ihrem Verlobten die Treue zu brechen. Ein zweites hehres Bild haben wir in Goethes „Hermann und Dorothea". Die letztere zeigt ihre Größe vorzugsweise in der aufopfernden Dienstbereitschaft, die sie mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit allen zuteil werden läßt, denen sie zu helfen vermag. Sich selbst ganz vergessend und nur in anderen lebend, spendet sie trotz des tiefen Schmerzes in der eigenen Brust überall Segen. Als drittes Beispiel sei erwähnt die durch und durch patriotisch gesinnte „Gertrud" in Schillers Tell. Diese gibt nicht nur die Anregung zum Rütlibunde, die Befreiung ihres Vaterlandes gilt ihr auch mehr, als das eigene Leben und als der Wohlstand ihres Hauses. So könnten wir aus unseren Epen und Dramen, selbst aus den eben angeführten, noch eine ganze Reihe Vorbilder deutscher Frauen nennen; man braucht nur an die Bertha und an die Hedwig im Tell oder an die Mutter Hermanns zu denken.

Aber nicht nur unsere Dramen und Epen sind reich an edlen Frauencharakteren, sondern auch die anderen Dichtungen führen in der mannigfaltigsten Weise Muster deutscher Frauen vor. Wir wollen nur bei vier kleineren Gedichten verweilen: bei dem Habermus von Hebel, bei der alten Waschfrau von Chamisso, bei dem siebzigsten Geburtstage von Voß und bei der Thurbrücke zu Bischofszell von Schwab. Hebel verherrlicht in seinem Gedichte eine Frau aus den unteren Schichten des Volks. Bei aller Armut hat dieselbe sich ein zufriedenes Herz bewahrt. Ihr einziger Schatz und ihre einzige Freude sind ihre Kinder, in deren Herz sie Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen zu Gott zu erwecken sucht. Von einem tief religiösen Sinn durchdrungen, weiß sie an die Belehrung über die wunderbare Entwickelung eines Samenkörnleins die Grundlagen der Religion in die Herzen ihrer Kinder zu senken. Aber auch auf das zeitliche Wohl derselben ist sie bedacht und läßt es daher auch nicht an Mahnungen zur Tätigkeit und Vorsicht, zur Aufmerksamkeit und Sittsamkeit fehlen. Ohne alle gelehrte Bildung, aber voll Liebe und Hingabe an ihre Kinder erzieht sie dieselben zu Gott und Menschen wohlgefälligen Wesen. Ihre mütterliche Sorge wird nicht vergebens gewesen sein.

In Chamissos Gedicht „Die alte Waschfrau" wird uns ebenfalls eine Frau aus den unteren Schichten des Volks vorgeführt. Ehrfurcht und Achtung gebietend ist schon die Rüstigkeit und Arbeitsamkeit dieser Frau, die noch im hohen Alter unermüdlich tätig ist. Das schwere Geschick, welches sie betroffen, hat sie nicht niedergebeugt. Mit freudigem Mut und mit Gottvertrauen hat sie seit dem Tode ihres Mannes die langen Jahre hindurch sich und ihren Kindern aus eigener Kraft das tägliche Brot verdient, hat die Kinder in Ehr' und Zucht zur Tätigkeit angehalten und, als sie erwachsen waren, sie segnend aus ihrem Hause entlassen können. Wie wenig ihr vor dem nahe bevorstehenden Tode bangt, geht schon aus dem einen Zuge hervor, daß sie sich bereits ihr Sterbehemd gesponnen und genähet hat, und daß sie dasselbe Sonntags anlegt, um das Wort des Herrn darin zu hören. Das kann nur ein frommes Gemüt, welches in Glück und Unglück treu die Pflichten gegen Gott und Menschen erfüllt hat.

Ähnlich in der Rüstigkeit bei hohem Alter ist das Mütterchen in Voß' „siebzigstem Geburtstage". Auch dieser Frau ist die Tätigkeit und Sorgsamkeit, die Heiterkeit und Sauberkeit zur andern Natur geworden. Mit einer unbeschreiblichen Glückseligkeit sieht sie der Ankunft des geliebten Sohnes entgegen und bereitet zu seinem festlichen Empfange alles mit eigener Hand zu, ohne dabei einen Augenblick die Sorge für den schlummernden Mann aus ihrem Herzen zu verlieren, mit dem sie ihr ganzes Leben hindurch Freud' und Leid in treuer Liebe geteilt hat.

Den höheren Schichten des Volks gehört die Frau in dem Gedichte Schwabs an. Diese Frau wird plötzlich und ganz unerwartet von einem schweren Geschick heimgesucht: sie sieht vor ihren Augen ihre beiden hoffnungsvollen Söhne in der Thur ertrinken. Der Tod derselben hat ihre ganze hoffnungsreiche Zukunft verödet. Dennoch gibt sie sich nicht der verzweifelten Klage und Trauer hin; vielmehr sucht sie das Unglück, welches sie betroffen hat, andern Müttern dadurch zu ersparen, daß sie eine Brücke über den reißenden Strom bauen läßt. In dieser liebenden Fürsorge erhebt sie sich in erhabener Größe über ihr Geschick und beherrscht dadurch ihr Leid.

So haben unsere Dichter alter und neuer Zeit die deutschen Frauen wiederholt zum Gegenstand ihrer Lobgesänge gemacht, mehr als die Dichter anderer Völker es getan haben. War doch im Mittelalter der Frauendienst sogar zu einer Art Kultus geworden, und dazu haben die Minnesänger nicht wenig beigetragen.

---

11. Heine und das „junge Deutschland“.

Heinrich Heine, der viel geschmähte und viel bewunderte Dichter, wurde, wie neuerdings durch die Forschungen Strodtmanns nachgewiesen ist, zu Düsseldorf den 13. Dezember 1799 geboren, und nicht, wie man bisher annahm, in der Neujahrsnacht 1801, obgleich Heine selbst sich einen der ersten Männer des Jahrhunderts zu nennen beliebte und dadurch jener falschen Annahme Vorschub leistete. Er ist also seiner Geburtszeit nach nicht einer der ersten Männer des 19. Jahrhunderts, sondern einer der letzten des 18. Seine Eltern gehörten beide der jüdischen Religion an. Die Mutter war eine geborene von Geldern, der Vater ein schlichter Kaufmann. Nachdem er den ersten Unterricht von Privatlehrern erhalten hatte, besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt. Zum Kaufmannsstande bestimmt, wurde er 1816 nach Hamburg gebracht. Sein reger Geist zog ihn indes mehr zu wissenschaftlichen Beschäftigungen. Auf sein Bitten willigte der Vater schließlich ein, daß er die Universität Bonn beziehen durfte, wo er nach dem Wunsche seines Oheims, Salomon Heine in Hamburg, die Rechtswissenschaft studieren sollte. Das trockene Studium der Rechte, an und für sich nicht nach eigenem Geschmack gewählt, behagte ihm indes auch nicht. Geschichte und Literatur waren es, welche ihn am meisten anzogen. Von bedeutenden Dichtern studierte er besonders Lord Byron, den Vater des Weltschmerzes, und ließ sich gern mit ihm vergleichen, zumal derselbe durch ganz Europa in Mode gekommen war. In den Geist der Klassiker hat er sich nicht vertieft. Dagegen wurde er in Bonn durch A. W. von Schlegel in die Geheimnisse der Romantik eingeweiht, der seine duftigsten Lieder und süßesten Klänge entsprungen sind, die lebhaft an „Des Knaben Wunderhorn“ erinnern. Heine hatte von Hamburg bereits eine ziemlich zahlreiche Sammlung von Gedichten mit nach Bonn gebracht, welche sich hier bald mehrten. In die erste Zeit seines Studiums fällt ein in Prosa geschriebener Aufsatz, in welchem er als Verfechter der Romantik auftritt, was ihn aber nicht hinderte, später in der unanständigsten und rohesten Weise über Schlegel herzufallen und die Persönlichkeit desselben herabzuwürdigen. Von Bonn ging er nach Göttingen, um sein Studium dort fortzusetzen.

Nach kurzem Aufenthalte mußte er Göttingen wegen Übertretung der Duellgesetze verlassen, kehrte aber später von Berlin dorthin wieder zurück und trat 1825 zum Christentume über, nicht aus innerem Drange, sondern, wie er selbst sagt, „aus Luxusübermut". Er war weder eine ideale, noch eine religiös veranlagte Natur: Auch nach seiner Taufe hat er vor dem heiligen Ernst des Christentums keine Achtung gehabt, sonst hätte er nicht in so frivoler Weise dasselbe verspottet und Verse, wie die folgenden, geschrieben:

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührotschein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Von Göttingen ging Heine nach Hamburg, um sich dort als Rechtsanwalt niederzulassen. Er gab sich indes mit der Ausübung seines Amtes wenig ab; mehr sagte ihm das zerstreuende, wilde Leben in den Weinschenken zu. In Hamburg erschien im Jahre 1826 die Beschreibung einer Harzreise, als erster Teil der Reisebilder, welche später zu 4 Bänden anwuchsen und durch ihre Schilderungen, wie durch ihre ungewöhnlichen Einfälle und Witze ein ungemeines Aufsehen erregten. Im Jahre 1827 kam die erste Ausgabe seines „Buchs der Lieder" heraus, eine geordnete und geschichtliche Sammlung seiner lyrischen Gedichte, von denen die meisten in den verschiedensten Weisen der Liebe Schmerz und Leid besingen, so daß man jene Sammlung auch das Buch der unglücklichen Liebe nennen könnte. Es bot eine reiche Ausbeute für Komponisten, wodurch Heine vorzugsweise bekannt wurde und nach jenen Liedern ohne eingehende Kenntnis seiner übrigen Dichtungen hauptsächlich auch beurteilt worden ist. Wie wenig er seine ruchlose Spottlust schon in der ersten Sammlung dieser Lieder zu bändigen vermochte, gesteht er selbst ohne jegliche Reue ein, wenn er sagt:

Vergiftet sind meine Lieder:
Wie könnt' es anders sein?

An einer anderen Stelle heißt es:

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Pläsier.

Nachdem er verschiedene Reisen unternommen hatte, wählte er 1831 Paris zu seinem Wohnsitze, lebte aber nicht bloß den Musen, sondern

beteiligte sich auch an politischen Zeitschriften, in denen er mit dem ihm eigenen Spott und Hohn das Bestehende lächerlich machte und sich an die Spitze des sogenannten „jungen Deutschlands“ stellte, zu dem Laube, Gutzkow und andere damals gehörten, die eine zweite Sturm- und Drangperiode in unserer Literatur heraufbeschworen, in der es sich nicht wie bei der ersten vor unseren Klassikern um das Wesen und um die Aufgabe der Poesie handelte, sondern um Politik. Leidenschaftlich und boshaft zog Heine jetzt auch in zahlreichen Streitschriften gegen die Gebrüder Schlegel und gegen Tieck zu Felde, denen er sich früher begeistert angeschlossen hatte. Durch seine Schriften, wie durch seine Lieder hat er wesentlich zur Auflösung und Zertrümmerung der romantischen Schule beigetragen, brachte aber an die Stelle derselben und als Gegensatz zu ihr in die Literatur den Weltschmerz, die spottende Ironie und die scherzhafte Satire, so daß man ihn mit Recht die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes genannt hat. Trotz seines Hasses gegen die romantische Schule sind gerade diejenigen seiner Lieder, in denen er den volkstümlichen Ton und den träumerischen Geist der Romantik anschlägt und von Witz und Spott sich freihält, die wertvollsten, wie „Leise zieht durch mein Gemüt.“ „Du bist wie eine Blume.“ „Und wüßten's die Blumen, die kleinen“ usw.

In seinen Fehden war es ihm weniger um die Sache, als um seine werte Person zu tun, von deren Bedeutung er sich die übertriebensten Vorstellungen machte und den Leser gern von ihr unterhielt. Seine fast ununterbrochenen literarischen Streitigkeiten, sein großer Ehrgeiz, seine empfindliche Eitelkeit und andere maßlose Leidenschaften warfen seinen zarten, beinahe schwächlichen Körper frühzeitig aufs Krankenbett. Es war im Mai des Jahres 1848, als er seinen letzten Spaziergang auf den Boulevards machte, halbblind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend. Von der Zeit an hat er bis zum 16. Februar 1856, seinem Todestage, das Zimmer nicht wieder verlassen und meistens im Bette zugebracht. Nur an sonnigen und windstillen Tagen konnte er sich auf den Balkon hinaustragen lassen, um frische Luft zu schöpfen. Trat einmal eine kurze Pause in den körperlichen Qualen ein, so griff die des Schreibens kaum fähige Hand zum Stift und mit halb geschlossenen Augen und bleichem Antlitz wurde noch das eine und das andere Gedicht dem Papier anvertraut; aber der Zauber von dem Buche der Lieder war geschwunden, nur die Spottlust, von der schon in dem Buche der Lieder Anklänge sich finden, war geblieben und artete mehr und mehr in Roheit und schmutzige Gemeinheit aus, wovon seine „neuen Gedichte“, ferner sein „Wintermärchen“ und vor allem „Romanzero“ Zeugnisse ablegen, so daß die wenigen Perlen, welche seine Poesie aufzuweisen hat, nicht

imstande sind, den vielen, Ekel erregenden Schmutz aufzuwiegen. Wer diesen kennt, wird nicht zu den Bewunderern Heines gezählt sein wollen. Der Anstand verbietet, Proben anzuführen. Er verspottet in der gemeinsten und schamlosesten Weise, wie man sie schlimmer nicht auf den Gassen zu hören bekommt, die Romantiker und die schwäbischen Dichter, verspottet Platen und Freiligrath, auch die Birch-Pfeiffer, die Komponisten Meyerbeer und Liszt, verspottet Maßmann, die deutschen Farben und die Lieblingssage des deutschen Volks, die Sage von Barbarossa, dem er rät, im Kyffhäuser zu bleiben, da die in Frankreich erfundene Guillotine Fürsten und Fürstinnen köpfe; verspottet Staat und Kirche, Religion und Gesellschaft und hat nur Achtung vor den Franzosen, vor Paris und Napoleon I., vor allem aber vor seiner eigenen Person. Einem Spott zulieb ist ihm das Heiligste nicht heilig. Derselbe ist ihm so zur anderen Natur geworden, daß er selbst sein langes, schmerzvolles Krankenlager zur Quelle frevelhaften Spottes macht.*) Man begreift nicht, wie eine so begabte Natur, die doch zu den Gebildeten gezählt sein will, in solchen „Kot“, wie er selbst die gekennzeichneten Poesien benannt hat, nicht nur versinken, sondern darauf noch stolz sein kann und nicht erkennt, daß der Schmutz, den er verschleiert und unverschleiert auf solche wirft, die den Spott gar nicht verdienen, auf ihn selbst zu seinem eigenen Schaden zurückfällt. Das ist der Fluch, welcher auf einem Menschen ruhet, wenn ihm der sittliche Halt fehlt. Sein Wort, daß man einst seinen Namen neben denen der besten deutschen Dichter nennen werde, kann nur Geltung beanspruchen in bezug auf die kleine Zahl der wirklich guten lyrischen und episch-lyrischen Gedichte (auf dem Gebiete des Dramas und des Epos hat er so gut wie nichts geleistet). Wenn er ein Gegner der Romantiker, der schwäbischen Dichterschule usw. ist, so ist das seine Sache, wohl aber ist die schmutzige und boshafte Art und Weise, welche er als Waffe gebraucht, zu verdammen.

Seine Spottsucht fand leider bei einer Reihe jugendlicher, ruhmbegieriger Schriftsteller Nachahmung. Dieselben werden gewöhnlich unter dem Namen „Junges Deutschland“ zusammengefaßt, eine Bezeichnung, zu welcher einer der Ihrigen, namens Wieberg, Anlaß gegeben hat, indem derselbe die Vorrede zu seinem „Ästhetischen Feldzug“ (1834) mit den Worten einleitete: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten.“ Heine hatte seinen Spott vorzugsweise gegen Personen gerichtet, die ihm unliebsam waren. Das junge Deutschland verlästerte und verspottete

*) Noch wenige Stunden vor seinem Tode antwortete er lächelnd einem Bekannten, der ihn fragte, wie er mit Gott stehe: „Seien sie ruhig; Gott wird mir vergeben; das ist sein Geschäft!“

mit zersetzendem Hohn und blendendem Witz alles Bestehende, warf im Gegensatz zu unseren Klassikern das Streben nach idealen Gütern und den begeisternden Glauben an dieselben als verbraucht über Bord und setzte den Kultus und den Taumel der Sinnenlust an deren Stelle, ganz im Sinne Heines und im Geiste französischer Schriftsteller. „Hatte man sonst geglaubt," sagt J. Schmidt, „daß die Kunst den Beruf habe, uns Freude am Leben einzuflößen, uns über die gemeine Wirklichkeit durch Ideale zu erheben und auch da, wo sie Trauriges und Schreckliches darstellt, die Seele durch Erschütterung und Schmerz zu kräftigen und zu veredeln; hatte man sonst Gestalten geschaffen, an denen jeder Mensch ohne Unterschied seine Freude haben muß: so versenkte man sich jetzt nicht selten mit dämonischer Lust in die geheimen Abgründe des Lasters und des Elends, gefiel sich, die Welt als eine unermeßliche Wüste zu beleuchten, in der nur das vorhanden sei, was nicht sein sollte." Daß eine solche Lebensauffassung und Weltanschauung nicht ohne Gegner blieb, ist selbstverständlich. Der Deutsche kann alles andere eher ertragen, als den Scherz über ernste Dinge, die freche Lästerung der Weltordnung, die giftige Verspottung des Idealen. Blendender Witz und höhnender Spott können wohl zeitweise zum Lachen reizen, können aber auf die Dauer nicht befriedigen. Die Dichter des jungen Deutschlands befehdeten schließlich sich selbst untereinander und verfielen so dem Lose der Eitelkeit, die nicht bindet, sondern auflöst.

Längeren Bestand hat die Genossenschaft der revolutionär-politischen Dichter gehabt, zu denen damals auch Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Freiligrath usw. gehörten, die in den dreißiger und vierziger Jahren ebenfalls auftauchten, die tiefgehenden politischen Tagesfragen zum Gegenstand ihrer Dichtungen machten und diese schließlich in einer so wilden, leidenschaftlichen und einseitigen Weise behandelten, daß aus ihnen weiter nichts als die Glut des Hasses sprach, die weit über das politische Gebiet hinaus alles Bestehende verneinte, die Unzufriedenheit nährte, die Töne der Poesie zu einer Sturmglocke und Lärmtrommel machte, welche das besitzlose Volk verherrlichten, es als die Geknechteten, die Besitzenden dagegen als die Blutsauger darstellte und zum Sturz der Fürsten, wie des Staates und der Kirche aufrief. Die romantischen Träume von einem mittelalterlichen Kaiser und Reich waren längst verklungen, die Hoffnungen, welche die Freiheitskriege erweckt hatten, nicht in Erfüllung gegangen, der Druck der Metternichschen Politik, die Ohnmacht des deutschen Bundes, die Verfolgungen, welcher die Burschenschafter ausgesetzt waren, die Zensur usw. hatten überall Mißstimmung erzeugt, und so kam es, daß die politischen Lieder der revolutionären Dichter trotz ihres ver-

neinenden Geistes und der herrschenden Phrasen in weiten Kreisen Anklang fanden, bis nach jahrelangen Irrungen die berechtigten Forderungen und Hoffnungen in Erfüllung gingen, aber auf einem anderen Wege, als die revolutionären Dichter und viele mit ihnen geträumt hatten. Ihre wilden Lieder sind der Vergessenheit anheimgefallen und finden sich nur noch in den Liederbüchern der Sozialdemokratie. In die Jubeltöne und Siegesklänge der Jahre 1870 und 71 stimmten indes die revolutionären Dichter fast ohne Ausnahme begeistert mit ein, was einen guten Eindruck machte. Nur Herwegh blieb den gewaltigen Ereignissen gegenüber grollend auf seinem alten Standpunkte und verfiel dadurch vollends der Lächerlichkeit. Er sang noch im Jahre 1871:

Schwarz, weiß und rot! um ein Panier
Vereint stehn Süd und Norden;
Du bist im ruhmgekrönten Morden
Das erste Land der Welt geworden:
Germania! mir graut vor dir!

Der vaterlandslose, frivole Heine würde noch weniger als Herwegh in die Jubeltöne der genannten Jahre haben einstimmen können. Wenn er eins seiner Gedichte mit den Worten beginnt: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht, dann werd' ich um den Schlaf gebracht“, so wird wohl niemand glauben, daß die Sorge um Deutschlands Wohl ihn auch nur um eine Stunde Schlafs gebracht hätte.

In Gedichtsammlungen für Schulen sind mit Recht nur wenige seiner Lieder aufgenommen. Von selbst versteht es sich, daß die giftigen Spottgewächse seiner Poesie nicht dahin gehören, auch nicht die kosenden Liebeslieder, die bis zur Ermüdung die sinnliche Seite der Liebe besingen.

Aber selbst von denjenigen Liedern, die in reinem Glanze strahlen und wie Silberglöcklein tönen, eignen sich nur wenige zu einer Besprechung, weil ihnen gar oft ein wirklicher Inhalt fehlt, indem sie zu viel verschweigen, als daß eine bestimmte Empfindung Raum gewinnen könnte.

Dahin gehört z. B. das Gedicht von der Lotosblume, die sich nach dem Monde sehnt:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Man kann nur ahnen, was der Dichter mit diesem Liede meint, nur sich fragen, ob er vielleicht hat darstellen wollen, daß das liebende Herz in der innigen Verbindung mit dem Seelenverwandten allein sein Glück und sein Leben findet und nicht in äußerer Pracht und blendendem Glanze, oder ob sinnliche Liebesglut der Grundton ist. So schön die Melodien dieses Liedes auch erklingen so tönt doch eigentlich nur ein unbestimmtes, unnennbares Etwas aus ihm. Mehr Bestimmtheit hat das Gedicht von dem nordischen Fichtenbaume, der von der indischen Palme träumt. Es offenbart zugleich den nebelhaften Charakter der romantischen Schule, die sich in einer unbefriedigten, unklaren Sehnsucht nach einem fernen, verlorenen Glücke gefiel und in ihre Naturlieder gern den geheimnisvollen Wald und die „geheimnisvolle, mondbeglänzte Zaubernacht“ Indiens verwob. So ließen sich noch mehrere Gedichte Heines anführen, die eigentlich lyrische Rätsel sind und mehr empfunden, als besprochen sein wollen. Bei Goethe, der schon vor Heine angefangen hatte, die deutsche Lyrik zur Einfachheit und Unmittelbarkeit des Volksliedes zurückzuführen, ist dies in dem Maße nicht der Fall. Auch in seinen kleinsten Gedichten hat jeder Gedanke eine faßbare Gestalt gewonnen. Am meisten gelungen und am weitesten verbreitet ist das romanzenartige Lied von der „Lore-Ley“, welches Heine zu einem so wunderbar schönen Stimmungsbilde gestaltet hat, daß es ewig neu bleibt.

Dieses Gedicht mag zunächst hier eine Besprechung finden.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley getan.

Kein Gedicht hat sich einer so großen Verbreitung und einer solchen Beliebtheit in allen Schichten des Volks zu erfreuen, als Heines Lore-Ley. Man hört es singen in Nord- und Süddeutschland, auf Wagen- und Kahnfahrten, in Schulen und Wäldern, und gar oft, wenn eine Gesellschaft recht fröhlich ist, wird plötzlich die weh- und schwermütige Weise des Lore-Ley-Liedes angestimmt und

dieses bis zu Ende gesungen. Nicht wenig hat gerade die elegische Melodie desselben (sie ist von Silcher) dazu beigetragen, es zu einem weitverbreiteten Liede zu machen. Das deutsche Volk hat von jeher elegische Melodien geliebt und liebt sie noch heute. Daher dringen Lieder, die in solchen Weisen komponiert worden sind, am leichtesten ins Volk.

Volkstümlich wie die Melodie ist aber auch der Inhalt und die Form des Gedichts. Es greift mit den sehnsuchtsvollsten Tönen der Romantik in den uralten, beliebten Volksglauben, daß Nixen durch ihre Schönheit und durch ihre Gesänge mit dämonischer Gewalt Menschen bezaubern und das Herz derselben mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach ihnen berücken können. Reich ist der Kranz der Sagen, welcher diesem Glauben entsprungen ist. Wo ein klarer Gebirgsbach verstohlen plätschert, wo ein stiller See von dunkeln Waldbäumen umkränzt ist, wo die nie ruhende Welle des Meeres die Küste rauschend bespült, überall tauchen Nixen und Meerfrauen aus den rätselhaften Tiefen empor und sitzen wie verlassen einsam am Ufer und lassen da in klagenden und lockenden Weisen ihre Lieder ertönen, als sehnten sie sich nach einem Menschenherzen, um diesem in der stillen, geheimnisvollen Tiefe des Wassers ein Glück zu spenden, welches der Schwermütige in der lichten Oberwelt vergebens suchte.

Heine hat mit dem Liede aber nicht nur einen glücklichen Griff in diesen weitverbreiteten Volksglauben getan, sondern auch in die Örtlichkeit dieser Sagen. Der Vorgang des Liedes spielt am Rhein, diesem vielbesungenen Flusse, in dessen grünen Wellen sich die ganze Romantik des Mittelalters mit ihren Sagen und Burgen, ihren Kapellen, Domen und Kaisergräbern abspielt. Kein Fluß hat einen so guten Ruf als dieser, kein Strom ist dem Deutschen so lieb, als der Rhein. Die Stätte desselben, an welche das Lied geknüpft ist, gehört obenein zu den schönsten und ist an sich schon von der Natur mit dem Reiz einer geheimnisvollen Poesie umwoben, was nicht minder wie „das Märchen aus alter Zeit" zu dem weitverbreiteten Zauber des Liedes beigetragen hat. Hoch bäumen sich daselbst zu beiden Seiten des Flusses dunkle Felsenmassen ernst empor, als wollten sie den Weg mit einem drohenden „Zurück" versperren. Alles Leben ist auf ihnen erstorben; nur ein Echo gibt zögernd und schwermütig Antwort; schweigend, fast regungslos fließt der Rhein durch diese finstern, zerklüfteten Felsen. Während vorher die entzückende Landschaft von Oberwesel die Brust weitete und das Herz zum fröhlichen Geplauder stimmte, fühlt es sich hier plötzlich beengt und beklommen, wie von einem geheimnisvollen Weh. Hier ist das Reich der Lore-Ley; hier sitzt sie, die schönste der Schönen, einsam thronend auf steiler, unzugänglicher

Höhe, nicht in ihrem feuchten Element sich freudig wiegend, sondern wie verlassen und trauernd wundersame Melodien singend und zwar im Abendsonnenschein.

Diese vom Dichter gewählte Zeit ist ebenso bedeutungs- und wirkungsvoll wie der Ort. Es ist die Zeit, in der die Außenwelt sich in die blassen Dämmerungsschatten des sinkenden Tages verschleiert, das Gemüt in ein Traumleben versinkt, und die Phantasie zum ungestörten Schaffen erwacht. Mit großer Kunst hat der Dichter die Zeit wie den Ort so mit der einsam Thronenden zu einem Stimmungsbilde verwoben, daß ihre Erscheinung sich unserem Gemüte unauslöschlich einprägt. Es ist uns, als ob sie noch immer da oben weile und sänge. Die steile Felsenhöhe, auf der sie als die einzige Gestalt erscheint, geheimnisvoll das Haar zum Schmucke flechtend; der goldene Abendhimmel, auf dem sich die weithin Strahlende in ganzer Schöne abhebt, der finstere Felsen, an dessen Fuße der Strom dahingleitet, sodann der einsame Nachen mit dem Schiffer, der aus der dunkeln Tiefe den Blick nach oben zu der goldig im Abendsonnenschein erglänzenden Jungfrau richtet, den süßen Tönen ihres Sirenengesanges lauscht und doch sie nicht zu erreichen vermag — alles dieses gestaltet sich zu einem farbenreichen und zauberischen Gemälde, mit welchem die abendliche Ruhe und die Stimmung beim Sinken der Sonne trefflich harmonieren.

Der ahnungsvolle Schluß des Liedes macht den balladenartigen Stoff desselben vorzugsweise zu einem romanzenartigen Stimmungsbilde. In Goethes „Fischer“ geht der Angler in dem rauschenden und schwellenden Gewässer, in welchem die Nixe sich wiegt und schmiegt, unter; hier dagegen ist die Möglichkeit des Untergangs nur angedeutet und der Phantasie das Weiterschaffen überlassen.*) Das wilde Weh des Schiffers, sein an die wunderbare Jungfrau gefesselter Blick, von welcher er Auge und Herz nicht loszureißen vermag, während sein Lebensnachen bereits zwischen Felsenriffen steuert, erfüllen uns mit der bangen Besorgnis, daß er in dem Zauberbann von den Wellen verschlungen werden könnte, und erzeugen in uns das Gefühl der Wehmut und des Mitleids eines von Hoffnungen getäuschten Herzens. So ist in dem Gedichte alles zu einem unbeschreiblich schönen, romantischen Ganzen verwoben, dabei so unabsichtlich, daß es den Eindruck einer unmittelbaren Poesie erzeugt, wozu die im Volkstone leicht sich bewegende Sprache auch das Ihrige beiträgt.

In dem Lore-Ley-Liede offenbart sich die Poesie Heines in ungetrübter Schönheit. Hier ist kein Mißton, kein schneidender Gegensatz, kein heuchlerischer Schmerz, hier ist alles nach Form und In-

*) Vergl. Bd. I der „Erläuterungen“: Der Fischer von Goethe.

halt ein harmonischer, volltönender Akkord, alles aufs innigste mit dem Grundtone der Stimmung, mit der hoffnungslosen Wehmut einer tiefen, unauslöschlichen Liebe verschmolzen, wie solche von jeher den germanischen Völkern eigen gewesen ist, einer Liebe, die sich in ihrem schmerzlichen Sehnen nach dem Unerreichbaren verzehren kann, und die in einer Reihe Volksliedern, wie auch in Schillers „Toggenburg" und Goethes „Schäfers Klagelied" einen schönen Ausdruck gefunden hat. Der Grundton tiefer Wehmut ist in unserem Gedichte gleich im Anfange angeschlagen. Er klingt nach seiner blütenreichen Entfaltung dann in dem elegischen Schlusse des kurzen Gedichts so ergreifend und nachhaltig aus, daß wir ganz vergessen, daß wir ein Märchen aus alter Zeit gesungen haben. Der lyrischen Stimmung angemessen sind auch die kurzen Sätze, in welchen sich die Dichtung bewegt. Dieselben drängen immer zum Subjekt und Prädikat und zu ihren schmückenden Beiwörtern hin, um rasch ein festes Bild zu gewinnen.

Was die Beiwörter betrifft, so sind dieselben allesamt einfacher Art und dennoch wirkungsvoll mit den Hauptwörtern verbunden, wie z. B. wildes Weh, goldener Kamm, goldenes Geschmeide, goldenes Haar. Unter den Hauptwörtern hat das Wort „Lore-Ley" an sich schon einen schönen Klang.*) Es mögen diese Andeutungen genügen, um zu beweisen, mit welch einem geringen Aufwande künstlerischer Mittel Heine geschaffen hat. Er erinnert in dieser Beziehung an Goethe. Sein „Lore-Ley-Lied" stammt aus dem Jahre 1823. Es ist nicht das erste, auch nicht das letzte gewesen, das von der Lore-Ley singt. Worin seine Beliebtheit begründet ist, habe ich darzulegen gesucht, und darauf kommt es bei der Besprechung dieses Gedichts an.

Schon vor Heine hat der Romantiker Brentano den berückenden Zauber der Lore-Ley (das Gedicht erschien bereits 1811) zu einer Art romantischer Schicksalstragödie gestempelt. Seine Lore-Ley ist keine Nixe, welche durch Sirenengesänge die Herzen verlockt, sondern eine der Menschenwelt angehörende Maid, die ohne Lieder, allein durch ihre schöne Gestalt und zwar gegen ihren Willen alle, die in ihre Nähe kommen, berückt, nur einen, den sie wirklich liebt, nicht hat an sich fesseln können, über ihre Zaubermacht sich unglücklich fühlt, den Tod herbeiwünscht, sich selbst anklagt, mit ihrer Klage zurückgewiesen wird, in ein Kloster geführt werden soll und auf dem Wege dahin sich lebensmüde in den Rhein stürzt. Ihre übermächtige Gewalt erscheint in diesem Gedichte, wie in den Schicksalstragödien der Romantiker, als geheimnisvoller Fluch. Brentanos

*) Ley ist am Rhein eine Bezeichnung für Felsen, namentlich für Schieferfelsen, so daß Lore-Ley so viel als der Fels der Lore (ein Vorname, wie Lorle) bedeutet.

Gedicht bildet die Grundlage von Heines Lore-Ley, trägt auch dieselbe Überschrift. Es besteht aus 22 Str. und beginnt: „Zu Bacherach am Rheine wohnt eine Zauberin; sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin und brachte viel zuschanden der Männer ringsumher; aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr." Heine hat den Inhalt dieses Gedichtes auf 6 Str. beschränkt, hat den berückenden Zauber der Jungfrau beibehalten, hat aber die Örtlichkeit und die Zeit des Vorgangs wie die äußere Erscheinung der Lore-Ley mit großer Meisterschaft ausgeführt und dadurch den Sieg über den Erfinder der Lorelei-Sage davongetragen.

Das Meer.

1. Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh.

2. Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

3. Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

4. Wir sprachen von fernen Küsten
Vom Süden und vom Nord
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

5. Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

6. In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein

7. Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

Heine hat sich mit großer Vorliebe nicht nur in die stille Welt der Blumen und der Bergeinsamkeit versenkt, er hat mit derselben Vorliebe auch das Meer zum Gegenstande seiner Poesie gemacht und eine ganze Zahl von Lebensbildern, die sich auf den Ozean beziehen, geschaffen. „Das Meer," sagt er selbst, „liebe ich wie meine Seele. Oft ist mir sogar zumute, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meere verborgene Wasserpflanzen gibt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen, so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele und duften und leuchten und verschwinden wieder." — Die poetischen Meereslieder, zu denen Heine durch den Gebrauch der Nordseebäder angeregt worden ist,

haben zum Teil seinen Ruhm mit begründet. Sie zündeten um so mehr, da sie eine ganz neue Erscheinung in unserer Literatur waren. Bis dahin hatte noch kein Dichter das Meer in dem Maße zum Gegenstande der Poesie gemacht, wie Heine. Er hat dasselbe in unsere Literatur gleichsam erst eingeführt. Manche dieser Lieder sind mit einem so großartigen und kühnen Wurfe hingezaubert, daß sie den überwältigenden Eindruck, den der unendliche Ozean auf das Gemüt macht, poetisch abspiegeln. Leider fehlt es aber auch hier nicht an dem zersetzenden und zerreißenden Spott Heines.

Das obige Gedicht führt uns an das Gestade des Meeres und zwar zu einer Zeit, in welcher es ruhig wie zum Einschlafen daliegt und die blassen Schatten der Dämmerung sich bereits über dasselbe gelagert haben. Die Lichter im Leuchtturm sind angezündet; der pulsierende Lebensstrom der Tagesschöpfung naht seinem Ende; an einem Fischerhause sitzen Bewohner des Strandes, von der heißen Arbeit ruhend und nach geselliger Unterhaltung sich sehnend. Den Anlaß zu derselben bietet nun ein einsam schwimmendes Schiff, welches das Auge in weiter Ferne entdeckt, als einziger Gegenstand auf der unermeßlichen, regungslos daliegenden Wasserebene, welcher allein noch nicht zur Ruhe gekommen ist und deshalb auch die Aufmerksamkeit allein auf sich zieht. So ist ganz einfach und sachgemäß die Unterhaltung eingeleitet und an das dahinsegelnde Fahrzeug geknüpft: wie dieser Wunderbau gefahrvolle Stürme zu bestehen hat, wie er kühn in die fernsten Zonen, in das paradiesische Glück der heißen, wie in das Elend der kalten eindringt, in Gegenden, wo ein fremder Himmel sich wölbt und fremde, seltsame Menschen leben. Inzwischen hat die Nacht die müde Erde in ihren dunkeln Mantel eingehüllt, das Schiff ist dem Auge entschwunden, die Hörer sind vom ernsten, langen Lauschen ermüdet. Alles sehnt sich nach Ruhe und so endet das Gedicht ebenso kurz als eigenartig: „es dunkelte gar zu sehr“.

1. Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen;
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

2. Aus dunkler Höh', mit wilder Macht
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

3. An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

Das voraufgegangene Gedicht brachte eine Abendunterhaltung am Strande. Das Meer lag regungslos da, wie ein schlafendes Kind, so ruhig, als könne es niemandem ein Leid antun. Kein Lüftchen regte sich: „die Abendnebel kamen und stiegen in die Höh'." — Das vorliegende Gedicht zeigt uns das Meer in einem andern Bilde. Der Schläfer ist aus seiner Ruhe geweckt; denn bald hier, bald dort wickelt sich der Wind in das Wasser des Meeres, als wäre es sein Gewand, und nun heult und braust und tost es vor Wut. Tiefe Nacht liegt auf demselben, obschon es Tag ist; denn Regengüsse fallen wie eine Sündflut vom Himmel hernieder, als sollte das alte Chaos wiederkehren und die alte Nacht das Meer ersäufen, das allein geblieben ist, wie es von Anfang an war. Scheu flatternde Möwen kommen in grauen Scharen durch die Dunkelheit wie Gespenster herangeflogen und klammern sich als Unheils-Herolde an den Mastbaum. Ihr heiseres Schrillen und Schreien ist um so grausiger, da sie auf der wilden Wasserwüste die einzigen lebenden Wesen sind, die sich in dem Geheul des Windes vernehmen lassen. Wirksamer konnte die schauerliche, unheilschwangere Einsamkeit auf dem weiten grenzenlosen Ozean der Einbildungskraft nicht vorgeführt werden, als es die wenigen Zeilen der letzten Strophe tun. Ebenso ist mit ein paar Zeilen das Grauen des wild herabstürzenden Regens gezeichnet.

1. Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa, wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

2. Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort türmt es sich weiß in die Höh'.

3. Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum
Und wünsche: Wär' ich zu Haus!

Auch in diesem Gedichte haben wir wieder in drei Strophen ein anschauliches Bild des bewegten Ozeans. Dasselbe unterscheidet sich jedoch von dem voraufgegangenen nach Inhalt und Ton. Der Wind ist zum Sturm geworden; die Wellen fahren nicht mehr in weißen Wogen über die weite Wasserfläche, sondern türmen sich zu beweglichen Wassergebirgen in die Höhe, und dazwischen liegen gähnende, schwarze Abgründe. Alles ist wilder, stürmischer, und doch herrscht in der allgemeinen Wut eine entsetzliche Gleichförmigkeit, so daß ein

Schiff auf einer also bewegten Fläche wie ein rasender Tänzer erscheint. Dem Dichter ist daher der Sturm ein Spielmann, der mit dämonischer Lust in grausigen Melodien zum Tanze aufspielt. Zu der höllischen Symphonie des Windes ertönt aus der gefüllten Kajüte, gleichsam als Begleitung, ein Beten, Fluchen und Erbrechen. — Nirgend fühlt der Mensch seine Ohnmacht den entfesselten, elementaren Mächten gegenüber so sehr, als auf dem stürmischen Ozean. Heine hat dieser Empfindung in launiger Weise einen Ausdruck gegeben, namentlich in den beiden letzten Zeilen.

In jedem der drei Gedichte hat er mit wenigen Strichen ein stimmungsvolles Bild geschaffen und zwar so, daß eins dem andern steigernd sich anschließt. Den Vorgängen entsprechend, ist das erste im ruhigen Tone gehalten und am längsten fortgesponnen, ganz der ruhig sich ausbreitenden Fläche des Meeres und dem traulichen Geplauder an demselben angemessen. Ohne Störung und ohne Unterbrechung reihet sich in der Unterhaltung Gedanke an Gedanke, daher denn das immer wiederkehrende „Und“ hier bezeichnend ist. Im zweiten und dritten Gedicht ist der Vorgang ein anderer. Das Meer ist wild bewegt; rasch reihet sich daher Satz an Satz, wie Welle an Welle. Das Versmaß ist lebhafter geworden und die Partikel „Und“ nur zur Verbindung von Verben verwandt, die in schneller Aufeinanderfolge die rastlose Bewegung in den Elementen trefflich darstellen. (Die heulen und brausen und tosen. Er pfeift und saust und brüllt.) Aber auch in die übrigen Verben hat der Dichter eine frische, sinnliche Lebendigkeit zu legen gewußt, nicht minder in die Beiwörter, die er mit Haupt- und Zeitwörtern so zusammengestellt hat, daß deren Kraft dadurch nicht nur erhöht wird, sondern das Beiwort selbst auch eine gehaltreichere Bedeutung bekommt.

Der kecke Humor, der Heine eigen ist, und der bei ihm vorzugsweise auf dem seltenen Geschick beruht, mit Leichtigkeit das Entgegengesetzte und Verschiedenartigste zu verbinden und zu beleben, macht sich auch in diesen Gedichten geltend. In dem ersten hat die Zusammenstellung der Bewohner am Ganges mit denen in Lappland dadurch etwas Komisches erhalten, daß die Gestalt, Lebensweise und Sprache der letzteren in der lächerlichsten Weise gekennzeichnet wird, während sich zugleich Heines Vorliebe für die Fluren des Ganges und ihre Lotosblumen kundgibt, eine Vorliebe, die er mit den Romantikern teilt. In dem zweiten Gedichte ist besonders die Anfangszeile durch die Art, wie der Wind behandelt ist, von komischer Wirkung, und in dem dritten die Zusammenstellung des Betens mit dem Fluchen und Erbrechen der geängstigten Schiffsmannschaft, eine Zusammenstellung, die hart an die Grenze des Erlaubten streift.

Eigen ist Heine auch eine besondere Art, das Gedicht zu

schließen, indem er am Schlusse oft eine unerwartete, überraschende Wendung bringt, so z. B. in dem dritten Gedichte. Nicht selten ist der Schluß ein scherzender Witz oder eine beißende Satire, wodurch der ganze Eindruck des Voraufgegangenen wieder zerstört wird, wie in dem folgenden Gedichte „Seegespenst". Ein also zugespitzter Schluß wirkt um so unangenehmer, je wärmer und überströmender das ihm voraufgegangene Gefühl war, ist der Witz auch noch so glänzend.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser
Und schaute tiefer und tiefer,
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreih'n,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz.
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt
Und täten wieder bluten;
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind.
Und ich kenne dich armes, vergessenes Kind!
So tief, meertief also
Verstecktest du dich vor mir
Aus kindischer Laune
Und konntest nicht mehr herauf
Und saßest fremd unter fremden Leuten
Jahrhundertelang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorne,
Du Endlichgefundene.
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln;
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz. —
Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?“

Welch einen geheimnisvollen Zauber der Ozean auf die Phantasie des Menschen auszuüben vermag, davon legt obiges Gedicht ein beredtes Zeugnis ab. Selbst heute noch, wo seine Tiefen gemessen, seine Salze gewogen, seine Geschöpfe klassifiziert sind, selbst heute noch übt er eine fast magische Anziehungskraft auf jeden, auch auf die, welche mitten im trockenen Binnenlande wohnen; und neben dem Ernst der Wissenschaft geht die geschäftige Sage noch immer einher; denn der Grund des Meeres ist trotz aller Forschungen auch jetzt noch vielfach in den Schleier des Geheimnisses gehüllt und seine Oberfläche noch immer der Schauplatz von Gefahren, von endlosen Kämpfen und Zerstörungen, so daß hier der Phantasie fort und fort ein weites, reiches Feld für ihre Schöpfungen bleiben wird. Wenn dies in der dunkeln und gläubigen Geschichte der Vorzeit noch mehr der Fall gewesen ist, so kann uns das nicht wundernehmen. Auf dem Grunde des Meeres wollte man wogenumrauschte Schlösser verlockender Meerfrauen geschauet und aus der Tiefe die dumpfen Töne der Glocken untergegangener Kirchen und Städte gehört haben; kurz, eine ganze Wunderwelt sollte unter den Wellen des Ozeans begraben liegen. Hat doch schon ein Blick von dem ruhigen, klaren Spiegel desselben in seine Tiefen etwas Feenhaftes. Die blaßgrüne Farbe des Wassers breitet über alles, was da unten ist, einen zarten Schleier und gibt jedem Gegenstande daselbst eine magische Beleuchtung, ähnlich dem Mondlichte, und da die unterseeischen Gefilde nicht nur reich an abenteuerlichen Gestalten sind, sondern auch einen Schmuck der schönsten Farben aufzuweisen haben, so bieten sie des Überraschenden und Wunderbaren so viel, wie kein anderer Ort. Dazu kommt, daß man bei ruhigem Wasser wie ein Vogel in freier Luft zu schweben wähnt und bei längerem Schauen immer mehr der Wunder zu entdecken glaubt, als ob man ihnen räumlich näher käme. Heine hat dies in seinem „Seegespenst“ trefflich wiedergegeben. Nur allmählich entschleiert sich die tief unten liegende, wie von einer nebeligen Atmosphäre umhüllte Stadt. Zuerst erscheinen die hohen Türme und Kirchenkuppeln, dann die langen Häuserreihen der Straßen mit ihren Menschen und Bäumen; immer wunderbarer wird die Klarheit, immer farbenbestimmter jeder Gegenstand, immer größer der Zauber. Mit jeder Zeile mehren sich die Reize, Auge, Ohr und Herz entzückend und verstrickend; mit jeder Zeile gewinnt die Dichtung mehr den Schein der Wahrheit, so daß wir schließlich gar nicht zweifeln an dem, was der Dichter schaut. Die alte, untergegangene Meerstadt liegt leibhaftig und doch geisterhaft vor uns mit der ganzen romantischen Herrlichkeit des Mittelalters. Es ist alles so auf das innigste mit Orts- und Zeitfarben gesättigt, daß gar kein Zweifel entstehen kann, welcher Zeit und welchem Lande die Stadt angehört hat, auch wenn der Dichter es nicht besonders noch angedeutet hätte.

Die Trachten der Bewohner, der Bau der Häuser, das eigentümliche Leben auf den Straßen, selbst der Geschmack im Schnitt der Bäume wie im Schnitt und in der Farbe der Kleider erinnern an die niederländischen Städte unter der Herrschaft der Spanier. Alles ist in die lebensvollste Beziehung zu jener Zeit gebracht und doch auch wieder mit derselben das Liebesweh des Dichters in so süßen Tönen verschmolzen, als spräche aus ihnen die ganze Gefühlsschwärmerei eines Werther.

Heines glühende Phantasie, die alles zu beleben und das Nichtwirkliche als Wirkliches darzustellen weiß, zeigt sich hier in ganzer Meisterschaft. Aber wir begegnen in dieser Dichtung zu gleicher Zeit wieder dem Zuge seines Wesens, der ihn von allen Dichtern unterscheidet: das ist seine Spottlust. Nachdem er mit bewunderungswürdiger Kunst uns in seine Märchenwelt so verstrickt hat, daß es uns ganz traulich wird in dieser untergegangenen Stadt mit ihren alten Türmen und hohen Giebeln, ihren ernsten Patriziern und sittsamen Jungfrauen, endigt er plötzlich mit einem possenhaften Schluß und wirft uns von der Höhe süßer Träume und sehnsüchtiger Gefühle wie mit einem grellen Schrei in die gemeine Prosa, als ob er uns nur zum besten hätte haben wollen. Der ganze schöne Eindruck wird durch die Schlußworte vernichtet. Es mag sein, daß der Dichter dabei den Zweck hatte, sein Liebesweh zu verspotten und dadurch von demselben sich zu befreien, oder daß ihn die verhaßt gewordene Herrlichkeit der Romantik zu dem vernichtenden Schlusse veranlaßte: immerhin bleibt es für eine Dichtung ein Fehler, wenn sie die Einheit der Stimmung verletzt. Der Leser von natürlichem Gefühl wird sich von der Zumutung eines augenblicklichen und schroffen Wechsels der Gemütsstimmung stets unangenehm berührt fühlen. Bei Heine ist der Spott so zur andern Natur geworden, daß er oft nur den Ernst erheuchelt, um die Wirksamkeit des Spaßes, um welchen es ihm eigentlich zu tun ist, zu erhöhen. Ein kecker, witziger Einfall geht ihm über alles, gleichviel wie das Gemüt mit seinen Ansprüchen dabei wegkommt. Die Poesie aber hat gerade die Aufgabe, den Einklang zwischen Geist und Gemüt herzustellen, und nicht die Aufgabe, ihre Wirkung und ihr Geheimnis in ein gewaltsames Herumwerfen der Stimmung zu setzen, mit unserer Furcht und unserem Mitleid ein possenhaftes Spiel zu treiben. Wir fühlen uns zu Heine ebenso hingezogen, wie abgestoßen. Wahrhaft lieben können wir ihn nicht.

In ähnlicher Weise, wie in der eben besprochenen Dichtung verspottet er seine Liebe in dem Gedichte: „Ich steh' auf des Berges Spitze", das ebenfalls in den süßesten und sehnsüchtigsten Tönen, die Heine eigen sind, beginnt und dann in einem grellen Schluß

endet, der in einem bezeichnenden Gegensatze zu dem Schlusse des Lorelei-Liedes steht. Das Gedicht lautet:

Ich steh' auf des Berges Spitze
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Hatten Klopstock und Schiller die Liebe in ihrem tiefsten Wesen erfaßt, ihr den Adelsbrief des Herzens aufgedrückt und dadurch die seit Opitz entartete Liebesdichtung wieder mit einem erhebenden und erquickenden Inhalte versehen, so verdarb Heine durch Lieder, wie die eben mitgeteilten, diesen Zweig der Lyrik wieder. Bei den deutschen Dichtern galt die Liebe vor dem Einflusse des französischen Geschmacks als eine Macht, die zu den höchsten und edelsten Taten begeistert, wie sie Schiller in seinem Taucher vorführt, und Walther von der Vogelweide besingt. „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling", sagt Goethe in seinem Hermann und Dorothea. Aus diesem Grundgedanken hat er sein ganzes Epos aufgebaut, alle Konflikte in demselben gelöst und aus dem schüchternen Hermann einen für das Vaterland begeisterten Jüngling gemacht, der den Befreiungstod nicht scheut. Solche Regungen kennt Heine nicht. Wir lassen uns wohl scherzhafte Liebesdichtungen gefallen; aber zwischen Scherz und vernichtendem Spott ist ein Unterschied. Der spottende Umschlag läßt die heraufbeschworene Empfindung nicht anders als eine bewußte Lüge erscheinen.

Thema.

Sehnsucht nach dem Meere und der erste Anblick desselben.

Schon manche schöne Gebirgsgegend hatte ich kennen gelernt, ehe mir der Anblick des Meeres zuteil wurde. Und doch war es schon lange ein Lieblingswunsch von mir gewesen, einmal das Meer zu sehen. Dieser Wunsch war teils durch das Lesen von Reisebeschreibungen, teils durch Erzählungen meines Onkels, der längere Zeit Schiffskapitän gewesen war, in mir rege geworden und hatte sich nach und nach bis zur Sehnsucht gesteigert. Aber immer kamen unvorhergesehene Ereignisse dazwischen, welche meine Eltern hinderten, die lang beabsichtigte Reise nach einem Seebade auszuführen, obschon dasselbe mit Hilfe der Eisenbahn in einem Tage von unserem Orte aus zu erreichen war. Unerwartet teilten mir eines Tages die Eltern mit, daß sie mit mir in den nächsten Ferien einen Badeort an der Ostsee aufsuchen würden. Ich jauchzte laut vor Freude. Noch nie bin

ich so vergnügt gewesen, als an dem Tage, an welchem ich jene Nachricht empfing. Wie langsam verstrich mir die Zeit bis zur Abfahrt! Für nichts hatte ich mehr Sinn, sprach nur von der bevorstehenden Reise und träumte sogar des Nachts von ihr. Endlich, endlich erschien der heißersehnte Tag der Abfahrt. Wir brachen früh auf; die Sonne schien so heiter vom Himmel herab, als wollte sie uns Glück zu unserer Reise wünschen. Rasch flog der Dampfwagen dahin, aber er ging mir immer noch zu langsam; auf die Gegend, durch welche wir fuhren, achtete ich wenig; meine Gedanken waren am Ziele unserer Reise. Die Eisenbahn führte nicht ganz hin zu demselben; wir hatten noch eine kurze Strecke mit einem Wagen zurückzulegen; eine harte Geduldsprobe für mich, zumal der Wagen in dem sandigen Boden sich nur langsam fortbewegte. Ungefähr eine Viertelstunde vor unserem Ziele stiegen wir aus und ließen den Wagen vorauffahren. Schon merkte ich an der frischen, erquickenden Luft, daß wir uns dem Meere näherten; mein Herz klopfte vor Erwartung. Noch war das Meer nicht zu sehen; denn eine hohe Sanddüne, welche sich lang an der Küste hinzog, raubte uns seinen Anblick; aber bald vernahm ich ein Brausen und Rauschen, wie ich solches noch nie gehört hatte. Ich jubelte; denn es war mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß mein Ohr den Gruß des Meeres vernahm. Wir beflügelten unsere Schritte, als wollten wir in seine Arme eilen. Die Düne wurde erstiegen, und da lag es ausgebreitet das alte, unermeßliche Meer, seine langen, wuchtigen Wogen rastlos gegen das Ufer treibend. Sprachlos stand ich da, den Blick auf die unabsehbare Wogenfläche geheftet. Mein Schweigen löste sich endlich in laute Ausbrüche des Entzückens auf. In einer halben Stunde mußte die Sonne untergehen und sich ins Meer tauchen. Unmöglich konnten wir uns den Anblick dieses herrlichen Schauspiels versagen. Ermüdung, Hunger, alles war vergessen, und so harrten wir ruhig auf der Düne aus, bis das Gestirn des Tages wie eine glühende Kugel langsam in die kalte Flut tauchte und mit seinem erlöschenden Lichte die Spitzen der Wellen vergoldete. Jetzt erst begaben wir uns nach dem Gasthofe; aber lange ließ es uns nicht in demselben. Wir eilten wieder zum Strande. Manches hatte sich in der kurzen Zeit verändert. Die Seemöwen, welche vorher über der Fläche des Meeres leichten Fluges dahinschwebten und oft aus hoher Luft pfeilschnell herabstürzten, als wollten sie niedertauchen in die Flut, waren verschwunden; sie hatten sich zur Ruhe begeben. Ein Leuchtturm, den wir vorher gar nicht bemerkt hatten, weil er ziemlich fern von uns lag, fesselte uns jetzt durch den hellen Glanz seines Lichts. Dasselbe strahlte schön wie der Abendstern in der Dämmerung, den Schiffern den Weg zeigend. Ein einsames Segel richtete seinen Lauf nach demselben, und majestätisch zog es über die wogende Wasserfläche dahin und entschwand endlich bei zunehmender Dunkelheit unsern Augen. Am Strande hatten einzelne Fischerhütten bereits das Licht in ihren Stuben brennen. Wir ließen uns auf eine Bank vor einer solchen Hütte nieder. Es gesellten sich bald mehrere Strandbewohner zu uns und erzählten von den Stürmen, die hier oft so heftig wüteten, daß der Sand durch alle Fugen und Ritzen ihrer Häuser getrieben würde, das Licht auf dem Tische verlöschte und der Gischt der Wogen bis auf den Dammweg stiege. Auch von Unglücksfällen auf dem Meere wußten sie manche traurige Geschichte zu erzählen; denn obschon sie bei hoher See nicht zum Fischen hinausfahren, so werden sie doch bei ruhiger See oft genug von einem Sturme überrascht und haben dann in ihrem leichten Boote mit den Wellen auf Tod und Leben zu ringen. Lange saßen wir da und lauschten den Worten der Leute. Der Wind hatte sich gelegt; das Meer lag still und regungslos wie zum Einschlafen da. Endlich brachen wir auf und sagten ihm und den Strandbewohnern eine gute Nacht.

Belsazar.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hält sein Königsmahl;

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht;

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort;

8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

11. Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn,
Ich bin der König von Babylon!"

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand

17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Den Stoff zu diesem Gedichte hat Heine dem Alten Testamente entlehnt, dem 5. Kapitel des Daniel. Belsazar ist der Sohn des Königs Nebukadnezar, welcher außer anderen Juden auch den Daniel an seinen Hof berufen hatte, weil dessen Weisheit Fragen zu lösen verstand, welche sämtliche Weise des großen Reichs nicht zu lösen vermochten. Aber nicht nur Ratgeber kamen aus dem jüdischen Volke während ihrer Gefangenschaft an den Hof ihrer Sieger, von den jüdischen Frauen ward sogar eine, die Esther, zur Königin erhoben. Und so hat das Alte Testament aus der Zeit der Gefangenschaft der Juden eine Reihe Erzählungen, welche ihrem Nationalgefühl schmeicheln, und auf welche sie noch heute mit Stolz blicken. Die unserm Gedichte zugrunde liegende Erzählung hat außer ihrer allgemeinen Beziehung ebenfalls eine nationale Seite, und Heine, ein geborener Jude, mochte deshalb wohl besonders zu ihr sich hingezogen fühlen. Mit achtungswertem Ernst hat er sich in den Stoff versenkt.

Das Gedicht endigt mit einem hereinbrechenden Gottesgericht. Notwendigerweise muß diesem ein herausfordernder Frevel vorausgegangen sein, worüber uns der Dichter vor dem Gerichte ebenso Auskunft zu geben hat, wie über das Wann und Wo desselben. Das Ganze ist durchweg im erzählenden Tone gehalten und hat durch die Kürze der Darstellung, durch den einfachen Bau der Sätze und durch die fortschreitende Steigerung der Vorgänge große Verwandtschaft mit den Volksdichtungen. Den Höhepunkt erreicht die 13. Strophe. Wie die meisten derartigen Gedichte, zerfällt es in drei Teile. Der erste Teil geht bis zur 6. Str. Derselbe gibt in einleitender Weise über den Ort und über die Zeit des Vorgangs, wie auch über die dabei beteiligten Personen in kurzen Zügen Kunde. Der Ort, wo die Begebenheit stattfindet, ist ein Saal der großen, gewaltigen Königsburg Belsazars, welche über eine Meile im Umfange hatte, von drei hohen Mauern umgeben war und für uneinnehmbar galt. Die Zeit des Vorgangs fällt in die Mitternacht bei einem Festmahle. Die dabei anwesenden Personen sind außer dem Herrscher die zahlreichen Würdenträger

seines großen Reiches, welche als Gäste in kostbaren Kleidern und Rüstungen den weiten Festsaal in schimmernden Reihen ausfüllen, und ferner die Dienerschaft. Das viermal hintereinander wiederkehrende Wort „König“ weist im voraus darauf hin, daß die Dichtung um die Person desselben sich bewegen wird, so wie das Hervorheben der Mitternacht das Gespenstische der nachfolgenden Erscheinung wirksam einleitet. Auch sind die Grundzüge in dem Charakter des Königs in dem ersten Teile des Gedichts schon angedeutet, namentlich sein Wohlgefallen an wüsten Gelagen. Je toller das Jauchzen, je lauter das Klirren der Gläser, desto mehr ist das Mahl nach seinem Sinn, desto wohler fühlt er sich. Daß er ferner ein eigenwilliges, despotisches Regiment nach Art der asiatischen Herrscher führte, deutet nicht nur das Wort „störrig“ an, sondern bezeugen auch die Ausdrücke, mit denen seine Untergebenen bezeichnet werden. Wiederholt werden sie Knechte genannt. Damit ist zugleich angedeutet, daß nicht sittliche Bande sie an den Herrscher knüpfen, sondern daß die gefürchtete Macht desselben es ist, welche sie zum Gehorchen bestimmt. Es sind Sklavenseelen, die auf den Wink ihres Gebieters zu allem sich hergeben, aber auch ebenso leicht zum Abfall geneigt sind, wenn sie seine Macht nicht mehr zu fürchten haben. Noch sei bemerkt, daß schon der erste Teil des Gedichts durch wirksame Gegensätze sich auszeichnet, als da sind: die wilde bacchantische Lust in der Königsburg und die stille Mitternacht über derselben, die ernst wie das Gericht immer näher rückt; ferner die in stummer Ruhe daliegenden, dunkeln Häuser der Stadt und der glänzende Saal des Schlosses, der allein aus dem Dunkel hoch emporleuchtet.

Der zweite Teil des Gedichts beginnt mit der 6. Str. Bestimmter noch als die bisherigen Strophen läßt dieselbe ahnen, daß von dem „störrigen Könige“ eine Freveltat verübt werden wird. Schon seine äußere Erscheinung ruft eine solche Befürchtung wach. Seine Wangen leuchten glühend vom Übermaß des Weingenusses. Alles königlichen Selbstgefühls bar, hat er die zechende Gesellschaft durch sein Beispiel immer mehr zum Trinken und Toben fortgerissen und den letzten Rest seiner Würde preisgegeben. Ohne Scheu läßt sein stolzer, herrischer Sinn sich nun auch als Verächter jeder höheren Macht vernehmen. Was er im nüchternen Zustande der Tischgesellschaft gegenüber unterlassen haben würde, das tut er jetzt ungescheut im trunkenen Zustande, welcher die ganze Roheit seines Wesens offenbart: „er lästert die Gottheit mit sündigem Wort“. Welche Gottheit er lästert, ist erst aus den folgenden Zeilen ersichtlich, die zugleich eine kurze Vorgeschichte zu dem Gedichte bringen. Wir erfahren aus denselben, daß der Tempel der Juden, den sie für unantastbar hielten, zerstört, die heiligen Gefäße aus demselben geraubt und von dem Sieger als Zeichen seiner trium-

phierenden Macht nach Babylon geschleppt worden sind. Die Lästerworte Belsazars sind also gegen Jehovah gerichtet. Als er sieht, daß die Tischgesellschaft in wilder Weise ihm Beifall brüllt, da läßt er es bei den bloßen Worten nicht mehr bewenden, sondern gibt diesen noch durch eine ruchlose Handlung Nachdruck, wodurch das grauenvolle Gelage noch grauenvoller wird. Er befiehlt nämlich, die heiligen Gefäße zu holen, die einst im Tempel Jehovahs zum gottesdienstlichen Gebrauch verwendet wurden, nimmt einen Becher derselben, läßt ihn mit Wein bis zum Rande füllen und spricht mit schäumendem Munde, nachdem er den Becher bis auf den Grund geleert hat, den herausfordernden Trinkspruch:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn;
Ich bin der König von Babylon!"

Mit diesen grausigen Worten endet der zweite Teil des Gedichts. Der folgende gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste enthält die Wirkung, welche der Trinkspruch auf die Anwesenden ausübt, der zweite die Ankündigung des Gerichts, der dritte das Gericht selbst. Das Ganze ist wiederum in fortlaufender Steigerung und in wirkungsvollen Gegensätzen ausgeführt. Dem frevelhaften Trinkspruche folgt zunächst eine lautlose Stille. Die Tischgesellschaft, welche vorher dem Herrscher Beifall gebrüllt hatte, schweigt plötzlich. Noch ist nicht alle religiöse Scheu in ihnen erstorben. Kein Wort des Beifalls vermag sich ihren Lippen zu entringen. Die Grabesstille im Saale weckt den König zunächst aus seinem wüsten Taumel. Gewohnt, daß all seinem Tun Beifall gezollt wird, beschleicht ihn bei der plötzlichen Stille das bange Gefühl, daß er einen Frevel begangen habe. Dieses würde indes noch nicht imstande gewesen sein, seine störrige Überhebung zu brechen. Erst da, als er die unheimlichen Zeichen sieht, welche nach dem Frevel sofort von einer unsichtbaren Hand mit feurigen Buchstaben geschrieben werden, steigert sich seine Bangigkeit zu jähem Schreck. Die Hand ist trotz der dreifachen Mauer, welche die Königsburg umgab, in den Saal gedrungen, in welchem er sich mitten unter den Großen seines Reiches so sicher und mächtig fühlte, daß er glaubte, der ganzen Welt, Gott und Menschen, Trotz bieten zu können. In den plötzlich erscheinenden Worten an der Wand erkennt er seinen Untergang. Nun sitzt er da, totenblaß wie eine Jammergestalt mit schlotternden Knien. Stieren Blicks schauet er nach den Schriftzügen. Sämtliche Magier seines Hofes müssen kommen, die Schrift deuten. Doch niemand vermag, die Flammenschrift zu lesen. Jetzt ahnt er, daß es eine Macht gibt, gegen welche er nichts vermag, und gegen die er gefrevelt hat. Rettung ist nicht mehr möglich. In Wort und Tat hatte er die Gottheit gelästert, in Wort und Tat ereilt ihn, als den Verworfensten in der ganzen

Tischgesellschaft, auch das Gericht. Auf ewig hatte er Jehovah Hohn angekündigt und gleich darauf, noch in selbiger Nacht, wird er von seinen eigenen Knechten, über die seine Macht am unzweifelhaftesten schien, ermordet. Hiermit endet das Gedicht, kurz und schlagend. Von großer Wirkung sind in seinem letzten Teile besonders die 16. und 17. Str. mit den darin vorkommenden Wiederholungen desselben Wortes, wodurch die bange Erwartung der Schauenden und das allmähliche Entstehen der Schrift trefflich dargestellt ist. Erhöhet wird das Grauen dieser ganzen Szene außerdem noch durch die Anwendung des unbestimmten Fürwortes „es“, welches der Phantasie den freiesten Spielraum läßt und deshalb von den Dichtern bei Schauerszenen auch stets angewandt wird. Die kurzen, zweizeiligen Strophen des Gedichts, welche fast nur Hauptsätze enthalten, sowie der vorwärts eilende Jambus, der hier und dort durch Anapäste einen noch geflügelteren Gang bekommt (z. B. Str. 4 und 5), entsprechen ganz der Hast, mit welcher ein solcher Schauerstoff vorwärts drängt, während der Ernst desselben sich überall in den vielen tiefen Vokalen der männlichen Reime ablagert.

Reich ist die Ballade an charakterisierenden Beiwörtern, die zu ihrer Wirkung wesentlich mit beitragen. Die Ruhe in der Stadt wird bezeichnend eine stumme, d. i. lautlose genannt, die unheimlich plötzlich eintretende, regungs- und bewegungslose Ruhe im Königssaale dagegen eine leichenstille, als ob die Zechenden mit einem Male zu Leichen erstarrt wären. Der Becher, welcher dem Tempel Jehovahs geweihet und nur zu gottesdienstlichen Gebräuchen bestimmt gewesen war, heißt mit Recht ein heiliger. Wirkungsvoll sind namentlich diejenigen Beiwörter, welche sich auf den „störrigen“, d. h. unlenksamen König beziehen. Vor der Katastrophe hat er kecken, also mehr als kühnen Mut, nachher aber sitzt er da mit schlotternden, d. h. mit erzitternden und erschlafften Knien, mit stierem, d. i. mit starrem, unbeweglichem Blick usw. Beim Vortrage des Gedichts sind die Beiwörter, wie die durch die Wiederholung hervorgehobenen Verben besonders zu beachten.

Zum Vergleich mit Heines Ballade möge ein Gedicht von Uhland folgen: „Das Glück von Edenhall“, dem der bekannte Spruch „Hochmut kommt vor dem Fall“ ebenfalls zugrunde liegt, und das in erschütternder Weise die Wahrheit dieses Spruchs gleichfalls begründet.

1. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festdrommetenschall,
Und hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall;
Sie nennen's das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' roten ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: „Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!"

5. „Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

6. Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt kein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Es dauert länger schon als recht.
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall;
Er sucht des Herrn verbrannt' Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Auch dieses Gedicht endet mit einem plötzlich hereinbrechenden Gericht. Notwendigerweise muß demselben ebenfalls ein herausfordernder Frevel voraufgegangen sein, über den der Dichter uns vor dem Gericht ebenso Kunde zu geben hat, wie über den Ort und die Zeit des Vorgangs und über die dabei beteiligten Personen. Der Aufbau der Dichtung entspricht daher dem Inhalte angemessen dem Aufbau des Heineschen Gedichts „Belsazar".*) Begangen wird in beiden Gedichten der Frevel bei einem schwelgerischen Mahle im trunkenen Taumel, und wie die Nacht in beiden Gedichten für

*) Unsere Literatur ist an derartigen Dichtungen reich. Ich erinnere nur an Lenore, an den wilden Jäger, auch an den Ring des Polykrates usw., die in den früheren Teilen der „Erläuterungen" besprochen worden sind. Es empfiehlt sich, beim Unterricht sie zusammenzustellen und ihrem Aufbau nach miteinander zu vergleichen.

die Wüstlinge verhängnisvoll wird, so auch der Becher, aus welchem sie trinken, und mit dem sie in stolzer Sicherheit ihren Übermut auslassen. Der Herrscher von Babylon scheuet sich nicht, einen heiligen Kelch aus dem Tempel Jehovahs nicht nur als Trinkgeschirr zu benutzen, sondern mit demselben auch Jehovah durch einen Trinkspruch trotziglich herauszufordern; ebenso scheuet sich der Lord nicht, mit einem Becher, an welchen der Fortbestand und das Glück seines Hauses geknüpft ist, wenn auch nicht unmittelbar die Gottheit, so doch das Geschick des Hauses herauszufordern. Seiner Herausforderung gehen jedoch eine Reihe Warnungen vorauf, sicherlich ein bedeutsamer Zug, der dem Heineschen Gedichte fehlt. Den Höhepunkt erreicht es in der 7. Str. Die erste gibt in der knappsten Weise das Wo und Wann des Vorgangs an, nennt die Hauptperson und läßt am Schlusse in dem Auftreten derselben schon ahnen, um was es sich handeln wird. Wir erfahren aus der Strophe, daß der Vorgang bei einem Festmahle in Edenhall sich abspielt, daß Edenhall einem Lord gehört, daß dieser noch im jugendlichen Alter steht, daß seine Gäste trunken sind, er selbst es ebenfalls ist, so daß er beim Erheben vom Stuhle, um einen Befehl zu erteilen, am Rande des Tisches sich halten muß. Barsch und kurz gebietet er: „Nun her mit dem Glücke von Edenhall.“ Das „Nun“ ist bezeichnend. Es deutet an, daß der Lord die Zeit für gekommen erachtet, etwas Besonderes auszuführen. Was mit dem Glücke von Edenhall gemeint ist, bleibt hier noch zweifelhaft. Erst die zweite Strophe gibt darüber Aufschluß. Jedoch ist so viel schon klar, daß mit demselben ein Gegenstand bezeichnet sein muß, den der Lord zur Tafel herbei begehrt. Alles dieses bildet in der gedrängtesten Weise den einleitenden Teil der Dichtung. Der folgende Teil führt die zweite Hauptperson als Gegenbild zum Lord ein, den Schenken und ältesten Vasallen des Hauses. Mit zögerndem Widerstreben führt derselbe den erhaltenen Befehl aus. Hiermit beginnt die Reihe der Warnungen, die sich in steter Steigerung bis zur 7. Str. fortsetzen. Zugleich bringt dieser Teil eine kurze Vorgeschichte. Der dritte Teil enthält den Frevel und der letzte das Gericht. In wirksamer Weise hat Uhland in jede Strophe die Überschrift der Ballade: „Das Glück von Edenhall“ verwoben, bald als Bezeichnung des geheimnisvollen Bechers, bald als ahnende Hinweisung des bevorstehenden Glückswechsels. Nicht ohne Bedeutung ist schon der Name „Edenhall“. Eden heißt so viel als Paradies oder Lust- und Wonnegefilde, Edenhall demnach eine Halle der Freude und Lust, ein Haus des Glücks. Nicht umsonst hat die weise Fee dem von Glück begünstigten Geschlecht der Edenhaller einen Becher von Glas mit der warnenden Inschrift verehrt: „Kommt dies Glas zu Fall, fahr wohl dann, o Glück von Edenhall“, denn gerade andauerndes, ungewöhnliches Glück ver-

wöhnt den Menschen, erzeugt falsche Sicherheit, führt zur Überhebung, ruft Neid und strafbare Zurückweisung stolzer Angriffe wach. Der zerbrechliche Becher sollte daher eine fortwährende Mahnung zur Besonnenheit und Mäßigung sein, ohne welche das Glück auch des Mächtigsten auf Erden stets bedroht ist. Bei den Vorfahren des jungen Wüstlings hatte die Mahnung der gütigen Fee wie ein Wort des Schicksals gegolten und war zu einem heiligen Familienglauben geworden, der die Inhaber des Bechers vor Unbesonnenheiten geschützt, dem Geschlechte von Edenhall einen sittlichen Halt gegeben und vor Unglück bewahrt hatte. Sorgfältig war das geheimnisvolle Kleinod von ihnen aufbewahrt worden. Spottend setzt sich der jetzige Besitzer über das, was von Geschlecht zu Geschlecht heilig gehalten war, hinweg und zerreißt damit zu seinem Unheil alle Bande der Pietät. In stolzer Selbstüberhebung befiehlt er, das Kleinod zu holen, um mit demselben in dem Festtaumel anzustoßen und so zu zeigen, wie geringschätzig ihm die Familiensage ist. Prahlerisch läßt er durch Trompetenschall der Gesellschaft verkünden, daß er etwas Wichtiges vorhabe. Alle Warnungen, woran es ein gnädiges Geschick im letzten, verhängnisvollen Augenblick nie fehlen läßt, bleiben unbeachtet. Gleichgültig sieht er es mit an, wie der alte Schenk des Hauses mit Widerstreben das kostbare Kleinod herbeiholt und mit zitternden Händen, das Unheil ahnend, den Wein eingießt. Verstockt bleibt sein Herz bei dem wunderbaren, purpurnen Glanze, den das Glas im ganzen Saal verbreitet, verstockt bei den warnenden Klängen, die erst mild, dann aber drohend das nahende Strafgericht verkünden. Auge und Ohr sind ihm in stolzer Sicherheit verblendet worden. Alle fromme Scheu, allen ahnungsvollen Glauben verachtend, zersprengt er endlich im wahnsinnigen Übermut das Glas. In demselben Augenblicke ereilt ihn sein Verhängnis, wie ein Gottesgericht. Die Decke des Saales springt auseinander, und der Feind, der die Nacht und das Gelage zum Erstürmen des Schlosses klüglich benutzt hatte, dringt in dasselbe mit Brand und Mord. So überraschend das Eindringen des Feindes im ersten Augenblicke auch erscheint, so trefflich und natürlich stimmt doch gerade dieses Ereignis zu der voraufgegangenen Charakteristik des Lords, ist also kein blindes, zufälliges Ungefähr. Ein Mensch von solchem Leichtsinn konnte nicht nur mit andern nicht in Frieden leben, sondern mußte auch, geblendet durch seine Unbesonnenheit und seinen Übermut, dem Feinde gegenüber im Nachteil bleiben, und dieses ist mit dem Gastmahle in einen überaus schönen Zusammenhang gebracht; denn statt auf der Hut zu sein, veranstaltet der Lord ein schwelgerisches Fest und berauscht sich so in dem Taumel desselben, daß er nicht einmal die Vorbereitungen, die der Feind zum Angriff getroffen hat, merkt. Es wirft daher die herein-

brechende Katastrophe ein neues Licht auf den entarteten Sprößling und macht außerdem sein Spiel mit dem Kelchglase in einem so verhängnisvollen Augenblicke noch empörender. Daß etwas Außerordentliches geschehen werde, darauf waren wir vorbereitet. Hätte der Dichter aber schon vorher den Feind angekündigt, so wäre die Wirkung der Katastrophe dadurch bedeutend abgeschwächt worden und auch die Aufmerksamkeit auf den Becher nicht von so spannender Erwartung gewesen. Durch die Kunst des Dichters vollzieht sich mit dem Zerspringen des Bechers in demselben Augenblicke auch der Untergang von Edenhall, so daß es scheint, als ob der Feind gleichsam im Auftrage der Fee als Rächer des frevelhaften Spiels mit ihrem Becher gesandt worden sei. Der Untergang hätte auch ohne den Becher sich vollziehen können; das Gedicht würde aber dann ungemein an Reiz und an Veranschaulichung seines Grundgedankens verloren haben. Mit großer Meisterschaft hat Uhland auch in dem Benehmen des Burgherrn gegen den Mundschenken den Charakter des Lords zur Anschauung gebracht und den treuen Diener des Hauses ebenfalls von Anfang bis zu Ende in den Gang der Handlung verwoben. Derselbe hält, wie die Vorfahren des jungen Lords, in deren Dienst und deren Glück er grau geworden ist, gläubig an der ehrwürdigen Familiensage fest. Seine stummen Vorstellungen, wie sein Ehrfurcht gebietendes Alter bleiben aber ebenso unbeachtet wie die lauten Warnungen des Glases. Und so vollzieht sich das Gefürchtete. Klug hat der Feind die Nacht und das schwelgerische Mahl benutzt, um den stolzen, sich so sicher fühlenden Lord zu überfallen. In Schutt liegt die Burg, unter den Trümmern derselben der Lord, der im frevelhaften Übermute das Schicksal herausgefordert hat und nun der Macht desselben erliegt, ehe er sich dessen versah. Auf dem Schutthaufen steht einsam der Greis, die Scherben des zersprungenen Glases zusammensuchend. Auf welche Weise er gerettet wurde, hat der Dichter nicht ausgeführt, dagegen hat er ihm mit Recht die Schlußworte der Dichtung in den Mund gelegt und ihn so als einen lebendigen Zeugen von der Wandelbarkeit des Glücks wie von der Unwandelbarkeit der strafenden Gerechtigkeit gemacht.

Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so sei zunächst bemerkt, daß die wiederkehrenden Schlußworte der Strophen nicht überall in derselben Tonhöhe und Tonstärke vorgetragen werden dürfen, sondern ihr Vortrag dem jedesmaligen Inhalte der Strophe gemäß sich ändern muß. In der ersten Str. sind sie kurz befehlend zu sprechen, in der zweiten langsam und sinnend, in der dritten mit gehobener Stimme, die in der vierten und fünften sich noch zu steigern hat. Laut und vermessen muß die siebente Str. ausklingen, die zehnte dagegen trauernd und langsam, die letzte mit tiefem

Ernst. Die Reden des jugendlich übermütigen Lords müssen beim Vortrage sein stürmisches und gebieterisches Wesen abspiegeln. Da dieses im Laufe des Stückes sich steigert, so darf nicht gleich mit voller Stimmstärke eingesetzt werden. Zur Geltung kommt diese erst in der 7. Str., wo sie in den beiden letzten Zeilen den Höhepunkt erreicht. In gesenktem Tone und langsamem Tempo ist die 10. Str. zu lesen, nachdenklich und ernst die letzte. Erhöhet wird die Wirkung des Vortrages noch durch das Einlegen von Pausen, die je nach der Bedeutsamkeit der Vorgänge kürzer oder länger andauern müssen, am längsten nach der 9. Str., kürzer nach dem Befehl des Lords in der 3. Str. Besondere Sorgfalt im Vortrage erfordert namentlich die 6. Str., welche leise und bangend beginnen, mit jedem Verse aber allmählich in Ton und Stärke sich steigern muß.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

„„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da tut das Herz mir weh.""

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton,
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Der Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt sei'st du, Marie!

2.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid,
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete draus ein Herz:
„Bring' das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm seufzend das
Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Träne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köln in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund;
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt sei'st du Marie!"

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugt sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände;
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt sei'st du, Marie!"

Diese Ballade hat nach Inhalt und Form ein so volkstümliches Gepräge, daß man beinahe glauben sollte, sie sei ein unmittelbares Volkslied. Der einfache Bau derselben, das sprungartige Weiterführen der Begebenheit, die häufige Wiederholung desselben Wortes, der wundersam ergreifende Refrain, der kindlich-gläubige Sinn, welcher aus ihr spricht — alles dieses ist dem Volksliede abgelauscht. Und welch ein schönes, poetisches Gemälde stellt sie dar: das Herzweh eines liebesiechen Jünglings, den frommen Sinn einer besorgten Mutter, eine feierliche Prozession an den mit Kapellen so reichen Ufern des grünen Rheins, im Hintergrunde die altersgrauen Türme von Köln. Und dieses Gemälde wird trotz eines romantischen Anhauchs in meisterhafter Einfachheit ohne allen Flitterschmuck der Romantik entrollt. Dasselbe bringt das alte und

doch ewig neue Lied von der Liebe Weh und Pein. Obschon hier der Liebesschmerz sich nicht in maßloser, leidenschaftlicher Erregtheit äußert, wie dies in vielen Balladen der Art der Fall ist, so ist er darum nicht weniger tief, ja gerade dieser stumme Schmerz spricht für die Tiefe der Wunde. Unser Jüngling ist durch den Verlust Gretchens so an Leib und Seele gebrochen, daß er sich gar nicht einmal mehr aufrechthalten kann. Das blühende Leben ist bis zum Tode geknickt, alle jugendliche Tatkraft geschwunden. Nicht er ist die handelnde Person in dem Gedichte, sondern die Mutter ist es, der er willenlos in allem folgt. Seine Gedanken weilen allein nur bei dem toten Gretchen, so daß er nicht einmal sieht und hört, was um ihn vorgeht. Ganz Köln hat sich zu einer feierlichen Prozession nach Kevlaar gerüstet; er weiß es nicht; die Mutter muß ihn erst darauf aufmerksam machen. Ihr Werk ist es, daß er aufsteht und an der Prozession mit teilnimmt. Sie muß ihn führen, ihm das Wachsherz formen und ihm die Weisung geben, dasselbe der himmlischen Jungfrau zu opfern. Selbst sein Gebet ist ihr Werk. Welch tiefes Weh spricht aus diesem willenlosen Tun, ein Weh, welches nur der Tod heilen kann, der denn auch den armen Jüngling von seiner Qual erlöst.

Wunderbar schön hat der Dichter den Tod als das Werk der heiligen Jungfrau dargestellt und ihn nicht als den natürlichen Verlauf des tiefen Wehs eintreten lassen. Dadurch wird derselbe nicht nur mit der Wallfahrt in Zusammenhang gebracht, er entspricht auch ebensosehr der frommen Gläubigkeit, wie der poetischen Auffassung. Für ein so freudenloses Dasein, welches nur noch Tränen und Seufzer kennt, ist der Tod eine Wohltat. Sehr schön hat der Dichter daher seine Ballade auch mit den Worten geschlossen:

„Gelobt sei'st du, Marie!“

Diese Worte sind hier um so ergreifender, da sie aus dem Munde der Mutter kommen, die auf eine andere Lösung gerechnet hatte. Schöner konnte die fromme, stille Ergebung dieser einfachen Frau nicht dargestellt werden, als durch jene Worte, die als Schluß nach jedem Teile der Ballade wiederkehren. In ihnen ist gleichsam der Grundton des ganzen Gedichtes zusammengefaßt. Unausgesprochen zieht er sich durch alle Strophen und vereint in sich auch den zuversichtlichen Glauben der übrigen Waller, die ebenfalls hilfesuchend zu dem Bilde der Jungfrau ziehen.

So trefflich nun auch die Ballade ist, so finden sich doch auch in ihr einige Stellen, welche die Stimmung verletzen. Es ist dies namentlich in der 4. Str. ihres zweiten Teiles der Fall. Es paßt nicht zu der ernsten Stimmung, das Tanzen auf dem Seil und das Spielen der Bratsche heranzuziehen. Eine solche

Ausführung ist eher geeignet, die poetische Täuschung zu zerstören, als das Kindlich-Gläubige anschaulich zu machen. Die Strophe könnte füglich ganz wegbleiben. Ebenso wäre es besser gewesen, das Erwachen der Mutter auf eine andere Weise als durch das Bellen der Hunde zu begründen, obschon Heine hier einem weitverbreiteten Volksglauben gefolgt ist, daß lautes Bellen der Hunde während der Nacht den Tod eines Hausbewohners ankündige. Zum Vergleich möge ein Gedicht Uhlands folgen, dessen tief sittlicher Ernst sich auch in solchen Dichtungen widerspiegelt, die in katholischen Anschauungen sich bewegen. Man wird in dem Gedichte keinen Mißton finden.

Der Waller.

1. Auf Galiziens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildnis
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere,
Öffnet sich ein stiller Port.

2. Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach;
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis' sein Ave sprach.

3. An dem Tage, da man feiert
Der Geprief'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligtume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

4. Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn;
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn;
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angetan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

5. Doch den heitern Pilgern folgen
Andre barfuß und bestaubt,
Angetan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Tor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

6. Und nach allen keuchet einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

7. Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

8. Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgends Ruh'.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder tu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

9. Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

10. Welche Glut ist ausgegossen
Über Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

11. Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht;
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Dieses unvergleichliche Gedicht kann man immer und immer wieder lesen, man wird von demselben stets aufs neue ergriffen werden, was bei Heines Gedichte nicht in dem Maße der Fall ist. In dem Grundgedanken, daß es nämlich Wunden und Qualen der Seele gibt, von welchen nur der Tod befreien kann, stimmen beide Dichtungen überein. Tragischer ist indes dem Inhalte nach „Der Waller“, einmal, weil hier ein schweres Verbrechen mit seiner ganzen Wucht die Seele belastet, und zweitens, weil der Unglückliche ruhelos von Ort zu Ort wandert, den ganzen Jammer und das ganze Elend, welches im Gefolge der sündigen Tat ist, auf jedem Tritt und Schritt immer von neuem wieder zu empfinden bekommt, trotz aller Reue und aller Büßungen in keiner Burg, in keiner Kapelle Aufnahme und Verzeihung findet, bis er endlich am Feste von Mariä Himmelfahrt durch die Gnade der Gebenedeieten von seiner Sünde und seiner Pein erlöst und sanft ins Jenseits hinübergeführt wird, nachdem ihm selbst in dem ihr geweihten Gnadenorte, wo ihre Himmelfahrt durch eine große, glänzende Prozession gefeiert wurde, der Zutritt versagt worden war.

Sprache und Aufbau des Gedichts sind von wunderbarer Schönheit. Zunächst werden wir in einleitender Weise über den Ort in Kenntnis gesetzt, wo die Hauptbegebenheit, die Erlösung des Wallers von seinem langen, irdischen Elend sich zugetragen hat. Jede Zeile, ja jedes Wort ist von ahnender Vorbedeutung für diese Tatsache. Die Stätte, hoch gelegen am Meeresstrande Spaniens, wird gleich beim Beginn der Dichtung „ein heiliger Gnadenort“ genannt. Un-

mittelbar daran schließt sich die Mitteilung, daß daselbst die reine Gottesmutter reichen Segen spende. Damit ist das Thema der Dichtung angemessen eingeleitet. Notwendigerweise muß der Dichter Beweise für das Segenspenden der Gottesmutter an der genannten Stätte bringen. Er beginnt, in steter Steigerung dann weiter schreitend, mit der ihr geweihten Kapelle. Abgesehen von dem Heiligtume in derselben, ist diese schon Segen bringend. Dem Wanderer, welcher in der Wildnis vom rechten Pfade abgekommen ist, dem Schiffer, den der Sturm verschlagen hat, ist der weithin strahlende Bau ein Leitstern, sich aus der Verirrung zurechtzufinden und die Seele von Angst und Sorge zu erlösen. Das Abendgeläut des Gnadenortes macht ferner die ganze Gegend täglich zu einer Stätte der Andacht. Ertönt der feierliche Klang der Kapellenglocke, so fallen ehrerbietig die Glocken der umliegenden Klöster und Städte mit ihrem Geläut ein. Der Schiffer hält dann inne mit seiner Fahrt und betet leise das Ave; selbst die Meereswoge schweigt, die eben noch tobend brandete. So ist durch die Kunst der Darstellung schon über die ganze Stätte, wo der schuldbeladene Waller Erlösung findet, eine religiöse Weihe ausgegossen. Von dem Orte geht der Dichter dann zur Zeit der Erlösung über, zu dem hohen Feiertage der Himmelfahrt der Maria, an welchem sie in ihrem Heiligtume Wunder mancherlei Art wirkt. Hiermit beginnt das eigentliche Thema der Dichtung. Zunächst wird die große Menge der zu dem Feste herbeiströmenden Pilger vorgeführt, was schon ein Zeichen ihrer Verehrung ist. Sie bilden zwei Gruppen, eine heitere, voranschreitende, welche festlich gekleidet mit bunten Kreuzesfahnen den steilen Felsenpfad zu dem Heiligtume hinanklimmt, um in demselben die Andacht zu verrichten, und eine büßende Gruppe, welche ihr folgt ohne Fahnen, im härenen Gewande, barfuß und das Haupt mit Asche bestreut. Der Eintritt in die Kapelle ist ihr versagt. Nur an der Pforte derselben hinzuknien und zu beten, ist ihr erlaubt. Mit dieser Gruppe leitet der Dichter über zu dem mit schwerer Schuld beladenen Waller, welcher allen ganz allein nachkeucht. Schon hierdurch wird die Aufmerksamkeit auf ihn in spannender Weise gelenkt und das Verlangen wachgerufen, gerade über ihn nähere Auskunft zu erhalten. Diese erfolgt von der 6. Str. an bis zum Schluß des Gedichts. Zunächst wird die äußere Erscheinung des Schuldbeladenen vorgeführt, dann sein schweres Vergehen, darauf sein friedloses Büßen und endlich seine Erlösung. Alles erweckt das tiefste Mitleid und ist von energischer Wirkung. Von besonderer Schönheit ist wieder das Heranziehen der Natur als Teilnehmerin der Vorgänge. In der 2. Str. schwiegen die Meereswogen beim Geläut der Abendglocken, der Kahn stand still auf seiner Fahrt, und der Schiffer

betete in demselben leise das Ave. An dem hohen Festtage der Jungfrau erscheint plötzlich der Himmel im überirdischen Glanze und die untergehende Sonne wirft ihre Strahlen farbenhell in die Kapelle, das Bild der Gebenedeieten so verklärend, als wäre Leben in demselben, während die Schar der Waller in und vor der Kapelle beim Geläut der Ave-Glocke in tiefer Stille betet, und der ruhelos umhergetriebene Brudermörder Erlösung von seiner Pein findet. Mit leiser Hindeutung auf seine Begnadigung durch die reine Gottesmutter endet das ergreifende Gedicht in dem trostreichen Glauben: „Selig sind, die da Leid tragen" (Matth. 5, 4).

Der Vortrag desselben ist von Anfang bis zu Ende im feierlich-ernsten Tone zu halten, worauf schon das gemessene Versmaß des Trochäus mit seiner schweren Anfangssilbe hinweist. Die erste Strophe, welche die Örtlichkeit des bedeutsamen Ereignisses einleitet, hat der Vortragende demgemäß mit einem etwas gehobenen Ausdruck der Stimme zu sprechen. Die zweite Strophe ist leiser vorzutragen, nach derselben eine kurze Pause zu machen und dann die dritte mit einem kräftigeren Einsatz zu beginnen. In den beiden folgenden Strophen muß der Gegensatz, welchen die heitere Schar der Pilger zu der ihr folgenden büßenden bildet, auch im Ton des Vortrags sich geltend machen. Die sechste hat im gedehnten Tempo langsam zu beginnen und im gedämpften Ton sich fortzusetzen. Die siebente ist rascher zu lesen, aber im Ausdruck klagenden Mitgefühls. Die folgende setzt mit etwas verstärkter Stimme ein, wird im Tempo wieder langsamer mit Hervorhebung der Wörter: lange, nimmer, alle und keines. Die Ave-Stunde, welche Str. 9 und 10 schildern, beginnt im erzählenden Ton, geht dann zu der prachtvollen Schilderung des Abendhimmels über, die mit gehobener Stimme zu sprechen ist, und schließt mit einer längeren Pause, worauf dann der Vortrag der letzten Strophe im gesenkten Tone beginnen und feierlich langsam ausklingen muß.

Die Grenadiere.

1. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen,
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

2. Da hörten sie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer,
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

3. Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.

Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!“

4. Der andere sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.“

5. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

6. Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

7. Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

8. So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

9. Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab',
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.“

Diese Ballade gehört zu Heines ersten Jugenderzeugnissen und doch trägt sie schon die Eigenart seiner späteren Dichtungen in sich: volkstümliche Sprache, rasche Entwickelung, fesselnde Ausführung und eine überschwengliche Schwärmerei für Napoleon und Frankreich, die dem Dichter bis ans Ende seines Lebens geblieben ist und bei einer Besprechung seiner Dichtungen auch nicht umgangen werden kann, wenn sein eigenartiges, ihn von anderen deutschen Dichtern unterscheidendes Wesen hervorgehoben werden soll. Die Ballade ist wiederholt komponiert worden. Eine dieser Kompositionen ist dem französischen Marschall Soult gewidmet. Das Gedicht wurde mit großem Beifall aufgenommen, besonders von den Franzosen und erwarb Heine die seltene Auszeichnung, daß er das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Vom Jahre 1836 an bis 1848 erhielt er auch eine feste Einnahme von jährlich 4000 Francs.

Gehen wir nun auf das Gedicht näher ein. Es bringt in einer erschütternden Szene die Begeisterung zur Darstellung, mit welcher ein Teil der französischen Soldaten, besonders die Grenadiere, an dem Kaiser hingen. Diese Begeisterung ist ihnen bis zum völligen Sturz des Gewaltigen geblieben, was bei dem französischen Volke nicht der Fall war, indem dieses schon vorher die unaufhörlichen Kriege des ehrgeizigen Mannes satt hatte und es geschehen ließ, daß die Militärpflichtigen, von der Bevölkerung geschützt, sich massenhaft in den Wäldern und in den Gebirgen verbargen, um der Aushebung zu entgehen. Die Zahl solcher Flüchtlinge schlägt selbst Thiers auf 60000 an. Die Grenadiere der alten Garde dagegen hielten fest an Napoleon und hatten nach dessen Rückkehr von Elba ihre Adler mit Flor umwunden und gelobt, sie nicht eher zu enthüllen, als bis die Ehre des Kaiserreichs gerächt sei. Bei einem der uns im Gedichte vorgeführten Grenadiere ist die Begeisterung für den Kaiser, man kann wohl sagen, bis zur abgöttischen Verehrung gestiegen. Der Kaiser und seine Kriege gelten ihm als das Höchste, was es gibt im Leben wie im Tode. Bezeichnend für seine Worte ist die in demselben sich findende Wiederholung des Wortes Kaiser. Bei dem andern hat die Begeisterung diese überschwengliche Höhe nicht erreicht; der Gedanke an den Kaiser überwiegt daher bei ihm nicht alle anderen Empfindungen. Beide Krieger haben den Feldzug nach Rußland mitgemacht, diesen Feldzug, der so verhängnisvoll endete. Mit ½ Mill. Soldaten war Napoleon nach Rußland gezogen. Heimlich, furchtsam, es möchte ihn irgend eine rächende Hand erschlagen, kehrte er in einem Schlitten in der größten Eile durch Deutschland nach Paris zurück. Von dem ganzen Heere erreichten etwa 50000 die Heimat wieder. Die übrigen waren entweder jammervoll durch Hunger und Kälte umgekommen, oder wie unsere beiden Grenadiere in die Gefangenschaft geraten. Glücklich sind sie derselben endlich entronnen, kommen nach Deutschland, um nach Frankreich zu ziehen und von neuem in das Heer Napoleons zu treten. Vergessen sind die Schmerzen der Wunden, vergessen die harten Strapazen und unsäglichen Entbehrungen, die sie zu erdulden gehabt haben. Ungebeugt und kampfesmutig ziehen sie vorwärts mit dem stolzen Bewußtsein, der Armee des Mannes anzugehören, vor der ganz Europa erzitterte. Da vernehmen sie die Kunde, daß der Kaiser gefangen genommen und alles verloren sei. Vom Schmerz übermannt, brennen vor Gram und Unmut die alten Wunden. Sie können sich der Tränen nicht enthalten und klagen weinend einander ihr Leid. So viel Bitteres sie auch schon zu tragen gehabt, der jetzige Augenblick ist der bitterste ihres Lebens. Den einen hält nur der Gedanke an Weib und Kind noch aufrecht, der andere

hängt an nichts mehr in der Welt. Er ist von der Schreckenskunde bis zum Tode getroffen und nicht imstande, Frankreich lebend zu erreichen. Das ganze Dasein hat jeden Reiz für ihn verloren, alles ist ihm gleichgültig geworden. Der Kaiser ist sein einziger und sein letzter Gedanke, mit dem er ins Grab steigen will. Da will er liegen, gerüstet mit Degen und Flinte, bis Kanonengebrüll und wiehernder Rosse Getrabe verkünden, daß der Kaiser von neuem seine Scharen zum Kampfe und zum Ruhme führt. Dann will er als Geist gewaffnet aus dem Grabe steigen, um sicherer auszuführen, was er als Lebender nicht vermocht hat: den Kaiser zu schützen und so den Kriegsruhm Frankreichs, der ihm das Höchste im Leben wie im Tode ist, wieder herzustellen.

Heine hat hier den Volksglauben, daß der Tod ein Schlaf sei und der Tote wieder erscheinen könne, in geschickter Weise zur Verherrlichung Napoleons verwandt, obschon dieses Ruhen im Grabe mit den Waffen, um zu neuen, blutigen Kämpfen wieder herauszusteigen, unleugbar etwas Fürchterliches hat. Nicht minder grauenhaft ist auch der Lebensüberdruß des Grenadiers bei der Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers. Wohl sind die Beispiele nicht selten, daß in der Aufregung des Kampfgewühls Krieger bei der Kunde, daß die Schlacht für sie verloren gegangen, sich den Tod gaben; hier aber fehlt die leidenschaftliche Erregung, welche eine Schlacht erzeugt; es kennzeichnet dieser Umstand indes um so mehr die ausschweifende Begeisterung für Napoleon, mit dessen Andenken man einen förmlichen Kultus getrieben hat. Heine teilte diesen Kultus und mit ihm teilten ihn viele Deutsche.*) Schon als 13jähriger Gymnasiast rief er bei der Anwesenheit des Kaisers in Düsseldorf aus: „Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit

*) Daß Heine bis an sein Lebensende für Frankreich geschwärmt hat, bestätigen folgende Stellen: „Die Freiheit," sagt er, „ist die Religion der Zeit. Die Franzosen sind das auserwählte Volk der neuen Religion; in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet. Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihete Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." — „Sollte sich das Entsetzliche begeben, und Frankreich, das Mutterland der Zivilisation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtsinn und Verrat, und die potsdämische Junkersprache schnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und schmutzige Teutonenstiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais Royal röche wieder nach Juchten — dann gäbe es einen Mann, der elender wäre, als jemals ein Mensch gewesen, einen Mann, der durch seinen kläglichen, krämerhaften Kleinsinn das Verderben des Vaterlandes verschuldet hätte und alle Schlangen der Reue im Herzen und alle Flüche der Menschen auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden sich alsdann, um sich einander zu trösten, die Qualen dieses Mannes erzählen, die Qualen des ‚Kasimir Perier' (des damaligen Ministers). — Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menschheit, der nie ganz zerstört werden kann; wer euch erlebte,

hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber! Hosianna dem Kaiser." — Über die Gefangenschaft desselben auf Helena sagt er: „Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir die Schande abzuwaschen, die der große Tote dir sterbend vermacht hat. — Bis in die spätesten Zeiten werden die Knaben Frankreichs singen und sagen von der schrecklichen Gastfreundschaft des Bellerophon (das englische Kriegsschiff), und wenn diese Spott- und Tränenlieder den Kanal hinüberklingen, so erröten die Wangen aller ehrsamen Briten. Einst aber wird dieses Lied hinüberklingen, und es gibt kein Britannien mehr; zu Boden geworfen ist das Volk des Stolzes, Westminsters Grabmäler liegen zertrümmert, vergessen ist der königliche Staub, den sie verschlossen. Und St. Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerungen an die Taten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, Omeara und Antimarchi!" Es bedürfen diese Worte keines Kommentars. Sie haben sich nicht erfüllt, sind vielmehr in ihr Gegenteil umgeschlagen. Heine, der für Deutschland, namentlich für Preußen, das so große Opfer gebracht, nur Spottlieder hatte, schwärmte indes nicht nur für Napoleon, sondern fand auch in den französischen Sitten und Zuständen das Musterbild des gesellschaftlichen und politischen Lebens.

---

der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne, und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem ganzen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gern aufgestanden von ihren goldenen Stühlen und wären zur Erde herabgestiegen, um Bürger zu werden von Paris."

12. Adalbert von Chamisso.

Adalbert von Chamisso ist in mehr als einer Beziehung eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur. Franzose von Geburt, hat er, ohne die Liebe zu seiner Heimat und die Eigenart des Franzosen je ganz zu verlieren, sich nicht nur in die Bildung und Gesittung, sondern sogar auch in die Sprache des deutschen Volks so einzuleben verstanden, daß er alle Geheimnisse derselben kannte und sie in den verschiedenartigsten Dichtungen, im Liede wie in der Romanze, im Sonett wie in der poetischen Erzählung mit einer solchen Geläufigkeit anzuwenden wußte, daß er einen ehrenvollen Platz in unserer Literatur einnimmt. Ein stärkeres Zeugnis für die geistige Macht derselben kann es nicht geben, als daß ein Fremder in ihren Dienst trat und eine Reihe von Dichtungen schuf, die zu den beliebtesten in Deutschland gehören, wie z. B. sein Liederzyklus „Frauen-Liebe und Leben", in welchem er des Hauses Glück und Leid in unvergänglichen Versen geschildert hat. „Der Franzose und der Deutsche verschmolzen sich," wie Ad. Laun bemerkt, „bei ihm in einem Grade, wie dies fast ohne Beispiel ist. Von jenem blieb ihm die Spannkraft, die geistige Regsamkeit und die Lebendigkeit des Temperaments, der plötzlich aufwallende Hang zu Scherz, Spott und Satire, der scharfe, psychologische Blick, das Chevalereske und Noble seines angestammten Wesens; von diesem hatte er jenes träumerische Grübeln, das früher oft die Tatkraft seiner energischen Natur lähmte, den tiefromantischen Zug, der ihn zum unsteten und abenteuerlichen Umherschweifen trieb und der viele seiner Jugenddichtungen charakterisiert, jene Treuherzigkeit und Biederkeit, die seine Freunde so eng an ihn fesselten, und vor allem eine Unschuld und Kindlichkeit, die ihm bis ins späte Alter blieb, und die man von einem so viel erfahrenen Manne am wenigsten hätte erwarten sollen." — Aber nicht nur die Eigenart seines Charakters und seiner Dichtungen ist es, was uns fesselt, auch die Lebensschicksale des Mannes sind so wunderbar, daß sie ein hohes Interesse bieten. Chamisso wurde 1781 am 27. Januar auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. In den Stürmen der Revolution wurde der Stammsitz des alten Adelsgeschlechts dem Boden gleich gemacht, und sämtliche Familienmitglieder wurden, da sie dem Könige treu anhingen, aus dem Lande vertrieben.

Sie nahmen ihren Wohnsitz erst in Belgien, dann in Deutschland. Adalbert trat als Page in die Dienste der Königin von Preußen, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. und wurde 1801 Leutnant. Mit dem größten Eifer widmete er sich der Erlernung der deutschen Sprache, worin er durch die Bekanntschaft eines Berliner literarischen Kreises, zu welchem junge, strebsame Männer, wie Varnhagen und Hitzig gehörten, sehr gefördert wurde. Diese Bekanntschaft wirkte entscheidend auf sein ganzes späteres Leben. In jenem Kreise ward ihm der Sinn und die Liebe für deutsche Poesie, namentlich in ihrer romantischen Richtung, die damals viele Anhänger zählte, eingeflößt; in jenem Kreise schloß er Freundschaftsbündnisse, denen er auf allen Irrfahrten seines Lebens eine seltene Treue bewahrte. Im Jahre 1805 rückte er mit seinem Regiment aus Berlin und wohnte nach langem Hin- und Hermarschieren den 21. Nov. 1806 der Übergabe von Hameln bei, die, wie er seinen Freunden schrieb, einen neuen Schimpf an den deutschen Namen heftete. Mit einem Ingrimm, wie nur der Patriot ihn empfinden kann, schildert er seinem Freunde Varnhagen die schmachvolle Übergabe. Dieselbe bewog ihn sogar, seinen Abschied zu nehmen. Da Napoleon seiner Familie die Erlaubnis zur Rückkehr gegeben hatte, so begab er sich nach Paris. Obschon kriegslustig und kampfesmutig, konnte er sich doch nicht entschließen, ferner das Schwert zu führen, weder für Frankreich, noch für Deutschland. Lange hielt es ihn nicht in Paris. Das Alte war nicht mehr und das Neue noch in gärender Gestaltung. Seine Eltern waren inzwischen auch gestorben; er fühlte mit tiefem Schmerz, daß Frankreich sein Vaterland nicht mehr sei und Deutschland es auch noch nicht war, fühlte, daß er allein in der Welt dastehe, nur auf sich und sein Talent angewiesen. 1807 finden wir ihn wieder in Berlin. Aber der Kreis seiner Freunde war in alle Welt zerstoben, und der erneute Aufenthalt in Preußens Hauptstadt gefiel ihm nicht. „Irr an mir selber," so schrieb er, „gebeugt und geknickt, verbrachte ich in Berlin." Eine Berufung an das Lyceum, welches zu Napoleonville gegründet werden sollte, riß ihn wieder aus Deutschland fort; aber die Anstellung kam nicht zustande, und er hatte Geld, Zeit und Kraft mit nutzlosem Warten verloren. Wieder ging er nach Berlin, diesmal mit dem Entschlusse, sich dem Studium der Naturwissenschaft, namentlich der Botanik, zu widmen; und so sehen wir ihn als 32jährigen Mann mitten unter den Studenten sitzen und Vorlesungen anhören. Da aber kamen die Weltereignisse des Jahres 1813 und warfen ihn in einen schmerzlichen Kampf über die zu ergreifende Partei. „Ich durfte keinen tätigen Anteil nehmen; ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland; die Zeit hatte kein Schwert für mich. Ich bin nirgend an meinem Platze." Mit der zum Studium notwendigen Ruhe des Gemüts war es vorbei. Er schrieb, um sich zu zerstreuen,

für die Kinder seines Freundes Hitzig das Märchen Schlemihl (ein jüdisches Wort, das so viel als „Pechvogel", „Unglücklicher" bedeutet), das bald in alle Sprachen übersetzt wurde und wohl als ein Ausdruck der Stimmung gedeutet werden kann, in welcher sich der rastlos umhergetriebene Mann befand, den oft das Gefühl beschleichen mochte, gleich dem Schlemihl ein schattenloser Mensch zu sein, ein Mensch, der es zu keinem Vaterland bringen kann und darum auch zu keinem glücklichen Dasein. Um den Dichter seiner qualvollen Stimmung zu entreißen, sahen sich seine Freunde nach einer großen Seereise für ihn um. Ihren Bemühungen gelang es, daß er sich als Naturforscher auf der vom Kapitän Otto v. Kotzebue befehligten Brigg Rurik einschiffen und drei Jahre an der Entdeckungsreise teilnehmen konnte, welche der russische Reichskanzler Graf Romanzoff in der Südsee und um die Erde anstellen ließ. Die Beschreibung dieser Reise, die einen wesentlichen Einfluß auf seine dichterische Anschauungsweise, wie auf seine Welt- und Menschenkenntnis hatte, macht die beiden ersten Teile seiner Werke aus. Nach seiner Rückkehr war er noch deutscher gesinnt als früher. Mit folgenden innigen Worten begrüßte er Deutschland:

Heimgekehrt fernher, aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt, der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen.
O, deutsche Heimat, woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge!

Im Jahre 1818 ernannte ihn die Universität in Berlin zum Ehrendoktor der Philosophie und die Regierung zum Vorsteher des königlichen botanischen Gartens in Berlin. Der vielgeprüfte Mann, der gleich seinem Schlemihl in Siebenmeilenstiefeln umhergewandert war, kam von jetzt an endlich zur Ruhe, richtete sich häuslich ein und gewann in der noch jugendlichen Erzieherin von Hitzigs Töchtern eine vortreffliche Gattin. Seinem Lieblingsfache, der Botanik, lebend, hatte er im schön begründeten Freundes- und Familienkreise noch Muße genug, seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse zu poetischen Bildern zu gestalten und mit G. Schwab den neuen Musenalmanach herauszugeben. Auch das ist, wie so vieles, wunderbar in seinem Leben, daß er in einem Alter, in welchem andere Dichter verstummen, erst recht begann, ein Dichter zu werden.

Nicht ohne Einfluß blieb das von neuem mächtig aufregende Jahr 1830 auf sein Gemüt. Seine bis dahin romantisch-sentimen-

tale Poesie, die seinem innersten Wesen eigentlich fremd war, nahm eine, auf Freiheit und Fortschritt gerichtete Wendung unter dem Einfluß Bérangers, dessen Gedichte er ins Deutsche übersetzte. Im Mai 1837 starb ihm die geliebte Gattin, erst 36 Jahre alt. Der Verlust derselben, wie scheinbar gefaßt er ihn auch trug, knickte seine Gesundheit. Fünfzehn Monate nach ihrem Tode hatte das reiche, edle, vom Schicksal umhergetriebene, im Kampf des Lebens gestählte Herz auch ausgeschlagen. Er starb am 21. Aug. 1838. In der Frühe des 23. Aug. geleiteten die vertrautesten Freunde und Verwandten seine Leiche auf den Kirchhof vor dem Halleschen Tore zu der Ruhestätte neben seiner Gattin. Auf dem noch im Tode edlen Antlitz thronte himmlischer Friede; die reichen Silberlocken schmückte ein von der Hand einer Freundin gewundener Lorbeerkranz. Die Trauerkunde erregte allgemeine Teilnahme, und Dichter wie Stägemann, Andersen, Gaudy sangen dem großen Toten nach. Aber keiner hat ihm ein seinem Charakter so entsprechendes Denkmal gesetzt, als Dingelstedt in folgenden Worten:

Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
„Salas y Gomez“, ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbraust an allen Enden.

Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran, wie an Vaterbrust, die Menschheit ruht.

Wer hat ihr Leid so laut, wie du, gesungen,
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

Ein Fremdling warst du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer, als du ihm worden?

Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.

War Heine mehr Franzose als Deutscher, so ist dagegen Chamisso mehr Deutscher als Franzose, und, was Charakter betrifft, eine bei weitem edlere Natur, als jener. Während der leichtlebige Heine in den Genüssen der Hauptstadt Frankreichs sich berauschte, kämpfte Chamisso mit der Not des Lebens und mit der Herbheit des Weltlaufs. An ihn ist bei weitem mehr und bitterer, als bei jenem der uralte Kampf zwischen der inneren Welt des Gemüts und der herben, unerbittlichen Wirklichkeit herangetreten, und dennoch hat er das reine, kindliche Herz, die heiligen Ideen des Guten und Schönen bis zu seinem Tode zu wahren gewußt und ist nicht dem frevelhaften Spott und dem Unglauben verfallen. Zwar fehlt es nicht an Gedichten, in welchen er die Herbheiten des Lebens in scharfen, selbst bittern Zügen aufdeckt („Der Bettler und sein Hund“, „Der Invalid

im Irrenhaus"), aber er gefällt sich doch niemals darin, und wenn der französische Zug in seiner Natur in dem Entsetzlichen öfter bis an die Grenze des Erlaubten gegangen ist, so bleibt doch das Ekelhafte und Abscheuliche schlechterdings ausgeschlossen.*) Grade die Gediegenheit seines sittlichen Wesens ist es, die uns zu ihm hinzieht.

Seine Dichtungen sind nicht ohne Einfluß auf unsere Literatur gewesen. Neue Stoffe und neue Weisen der Behandlung kamen durch ihn in Gebrauch. Seine Schilderungen fremder Zonen wirkten bestimmend auf die Dichtungen Freiligraths, durch welche der heimatlichen Naturpoesie auch die der fremden Länder zugeführt wurden. In den Romanzen („Tragische Geschichten") schlug er einen humoristischen Ton in dieser Dichtungsart an, und in den Balladen wählte er, abweichend von dem Herkommen, die Stoffe vorzugsweise aus der Neuzeit. Vor allem aber ist er Meister in der poetischen Erzählung, die er von neuem belebte. Von der Romantik wandte er sich schließlich ganz ab.

Eins seiner vollendetsten Gedichte, in welchem nicht nur das Edle und Humane, sondern auch das Große seiner Gesinnung in rührend einfacher Weise sich ausspricht, ist das, welches er seinem Geburtsorte gewidmet hat:

Das Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

---

*) Zu den Gedichten schaurigen Inhalts gehören „Die Giftmischerin", „Die Löwenbraut" und „Das Mordtal". Chamisso hat später selbst diese Art Poesie als eine Verirrung angesehen und hat Freiligrath, auf den seine poetischen Reisebilder großen Einfluß gehabt haben, vor solchen Stoffen gewarnt. Eins seiner beliebtesten Gedichte, „Die alte Waschfrau", findet sich im III. Bande der „Erläuterungen".

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's; dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Dieses tief ergreifende Gedicht gewährt uns trotz seiner Kürze nicht nur einen Einblick in den schicksalsschweren Lebensgang des Dichters, sondern auch einen Einblick in den edlen Charakter desselben. Neun Jahre war Chamisso alt, als der Stammsitz seiner Väter der Erde gleich gemacht wurde und er mit seinen Eltern die Flucht ergreifen mußte, um das schöne Frankreich zu verlassen. Diese Tatsache ist an sich schon ergreifend. Im 46. Jahre stand der Dichter, als er auf fremdem Boden in deutscher Sprache das obige, rührende Heimatslied dichtete, das mit seiner wehmütigen Rückschau in die Vergangenheit und mit seiner mutigen Ausschau in die Zukunft auch uns ans Herz geht. Es tut dem Gedichte keinen Abbruch, wenn der Dichter sich in ein späteres Alter versetzt fühlt, in ein Alter, welches sein Haar bereits gebleicht hat. Das greise Haupt erhöhet vielmehr die Wirkung des Gedichts und stimmt zu seinem Inhalte mehr, als das angegebene Lebensjahr. Es ist eine bekannte Tatsache, daß gerade im Greisenalter mit überraschender Lebendigkeit und Deutlichkeit die Jugenderlebnisse, „die man längst vergessen geglaubt", plötzlich und unerwartet wieder auftauchen, in müßigen Augenblicken, wie in schlaflosen Nächten, als sollten Anfang und Ende des Lebens sich die Hand reichen, die glückselige unschuldige Jugendzeit, die den Menschen einführt

ins Leben, und das geläuterte, gereifte Alter, das an der ernsten Pforte des Todes steht, während die Ereignisse aus den Jahren der Sturm- und Drangzeit mehr oder weniger in den Hintergrund treten. So ist es auch hier. Verwundert schüttelt der Dichter sein greises Haupt; verwundert ruft er aus:

„Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt!"

Unter den Bildern aus der Jugendzeit prägt sich aber keins so unauslöschlich nicht nur dem Gedächtnisse, sondern auch dem Herzen und dem Gemüte ein, als das Bild des Elternhauses.*) Hier verlebt der Mensch unbewußt die glücklichste Zeit seines Lebens, die Jugend; hier überwacht mit unaussprechlicher Liebe die Mutter den hilflosen Liebling, der unter Spiel und Freude heranwächst und in die Welt schauet, als ob es keine Sorge, keine Not und keinen Zwiespalt in derselben gäbe; hier wird jeder Platz durch den Zauber der Kindesphantasie feenhaft geweiht. Das Elternhaus bleibt dem Menschen das ganze Leben hindurch die schönste Stätte auf dem weiten Erdenrunde und würde er noch so alt. Wohl dem Kinde, das in einem bleibenden Heim aufwächst und dessen Eltern nicht genötigt sind, wie es in den Städten meistens der Fall ist, die Wohnung fort und fort zu wechseln.

Die Eltern unseres Dichters waren so glücklich, das denkbar schönste Heim zu haben: ein frei und schön gelegenes Stammschloß mit Türmen und Zinnen, mit Brücke, Tor und bunten Glasmalereien, mit Burgkapelle, Ahnengräbern und Rüstkammern, deren im Kampf erprobte und bewährte Waffen beredte Zeugen von der Väter Mut und Tapferkeit, Ehre und Treue waren, und die Nachkommen aufforderten, der Väter wert zu sein. Jede Stätte der alten Burg war durch den romantischen Schimmer einer versunkenen Zeit verklärt und geweiht.

Wie fest dem Dichter sich das alte Ahnenschloß eingeprägt hat, und wie sehr sein Herz an der Stätte seiner Jugend noch im Alter hängt, zeigt die liebevolle Schilderung des Schlosses, an dem jede Einzelheit mit einem freudigen „Dort" aufgezählt wird.

Wir werden an der Hand des Dichters durch alle Räume der alten Burg geführt, in einer Folge, wie sie dem erscheint, der sich nach und nach dem Schlosse nahet und in sein Inneres eindringt. Zuerst sehen wir die Türme und Zinnen aus schattigen Bäumen emportauchen, dann die Brücke, dann das Tor, welches in den Burghof führt, sehen dort die Sphinx am Brunnen, einen grünen Feigenbaum usw., so daß zuletzt die altertümliche Burg in allen ihren Teilen leibhaftig vor unserer Stelle steht. Mit inniger, sich steigern-

*) Vergl. Freiligraths Gedicht: „Die Auswanderer". Bd. II der „Erläuterungen".

der Teilnahme folgen wir dem Dichter Schritt für Schritt. Einzelnes rückt er unserer Empfindung dadurch noch näher, daß er es in eine lebensvolle Beziehung zu seinem Kindheitsleben bringt, so z. B. das an sich bedeutungslose Fenster, hinter welchem seine Wiege gestanden und von welchem er sagt, daß er hinter demselben den ersten Traum verträumt habe.

Die Schilderung des Schlosses nimmt den größten Teil der Dichtung ein. Auch dieses ist ein Zeichen, wie lieb und teuer nicht nur dem Dichter die Jugendstätte ist, sondern wie fest und treu sie sich auch seinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Mit dem Hinweis auf sein hohes Alter begann die Schilderung, mit dem Hinweis auf sein „umflortes Auge" schließt sie. Wenn der Dichter hinzufügt: „Wie hell durch die bunten Scheiben das Licht darüber auch bricht" und mit einem „Noch" beginnt, so ist sein Auge nicht allein vom Alter, sondern auch von einer Träne der Wehmut über das verlorene Glück dunkelnd umflort. Ergreifender kann der erste Teil der Dichtung nicht abschließen, wirksamer zum zweiten Teile nicht überleiten, der nicht minder ergreifend ist, als der erste.

Der Dichter erwacht plötzlich aus einem schönen, seligen Traume. Verschwunden ist das liebe Schloß, verschwunden der romantische Bau mit seiner Umgebung. Wo einst die Ahnen turnierten und der Knabe fröhlich sich tummelte, geht jetzt der Landmann hinter dem Pfluge her. Aber kein Wort der Anklage kommt über die Lippen des Dichters. Vergessen sind die furchtbaren Schrecknisse der Revolution, vergessen und vergeben die blutigen Taten der Freiheitsschänder, die das Schloß zerstört und der Erde gleich gemacht haben. Und doch hat der Dichter mit dem Familienheiligtum alles verloren, was dem Menschen lieb und teuer ist. In stiller Ergebung beugt er sich vor dem Gange des weltgeschichtlichen Ereignisses, obschon dasselbe mit schwerem, ehernem Tritt sein Glück zerschmetterte. Mild und gerührt segnet er den Boden seiner Kindheitsstätte. Ist das Schloß auf demselben auch verschwunden, die Stätte bleibt und ist ihm ein geweihter und heiliger Ort. In der Liebe zu diesem ist aller Haß gegen die, welche ihn verwüsteten, untergegangen, und seine hochgestimmte Seele kann sogar zwiefach das Haupt des Landmannes segnen, der den heiligen Boden pflügt, den der Haß verwüstete. „Segnet, die euch fluchen," so lautet das über allen Haß erhabene Wort des Evangeliums. Dieses Wort ist in ganzer Herrlichkeit in unserer Dichtung zur Wahrheit geworden und umstrahlt für alle Zeiten das Haupt des edlen Sängers.

Mit dem Segen des Landmanns endet indes das Lied nicht und kann damit auch nicht enden. Es muß seiner Anlage gemäß noch einen weiteren Blick in die Zukunft des Dichters eröffnen, denn der Schmerz, mit der Heimatsstätte alles verloren zu haben, hat den Dichter bis in das Greisenalter begleitet. So drängt sich von selbst

die Frage auf: was ist imstande gewesen, jenen Schmerz, der dem Dichter im hohen Alter noch Tränen entlockt, erträglich zu machen? Die letzte Strophe gibt darauf Antwort. Zweierlei hat den Dichter aufrechterhalten und ihn bewahrt, in Schwermut und in Bitterkeit zu versinken: das Reisen und die Gesangeskunst. Wie wohltätig das Reisen auf ihn wirkte, beweist die schon erwähnte, von 1815 bis 1818 unternommene Reise um die Erde. Das Jahr 1814 hat ihn tief gebeugt. Es war noch das Jahr der Erhebung Deutschlands gegen Napoleon. In den Reihen deutscher Krieger konnte und wollte er nicht gegen die Söhne seines Vaterlands kämpfen und mit seinen Stammesgenossen gegen die ihm lieb gewordenen Deutschen zu ziehen, vermochte er ebensowenig. Schmerzvoll ruft es aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins!" Dazu kam, daß in demselben Jahre die Gattin seines Freundes Hitzig in Berlin starb. „Ich habe in ihr," schrieb er, „Mutter und Schwester verloren. Mein Leben ist verfinstert!" Seine Seelenverstimmung steigerte sich täglich immer bedenklicher. Die Erdumsegelung ward nicht nur lindernder Balsam für sein Gemüt, sondern auch von wesentlichem Einfluß auf seine Gesangeskunst. Eine neue Schaffenslust begann nach seiner Rückkehr. Er sagt selbst:

Zum Liede ward mir jede Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang.

Die Gesangeskunst blieb ihm von jetzt an ein unversiegbarer Quell des Trostes und ein Mittel, in den Herzen der Menschen sich eine unvergängliche Heimatsstätte zu gründen. Mit dem Saitenspiel in der Hand hat er mutig sich über das Geschick erhoben und gleich vielen anderen Dichtern in den Melodien der Leier seinen Schmerz gelindert und die Tränen des umflorten Auges getrocknet.

Die Vortrefflichkeit des Gedichts erweist sich schon in seiner mächtigen Wirkung auf das Gemüt. Es liegt in ihm eine zaubervolle Mahnung zur männlichen Kraft, eine Mahnung, die das Herz erweitert und zu gleicher Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit auffordert. Das Gedicht hat denn auch nie verfehlt, in den verschiedensten Kreisen Bewunderung zu erregen. Als Zeugnis dafür sei nur ein Brief erwähnt, welchen Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1836 als Kronprinz an Chamisso, der ihm seine Werke gesandt hatte, schrieb, ein Brief, der nicht bloß unseres Gedichts wegen von hohem Interesse ist und darum hier ganz mitgeteilt werden mag.

Mein lieber Herr von Chamisso!

Auf Ihre lieben Zeilen, welche so wertvolle Gabe begleitete, mußte ich selbst antworten; daher kommt die Antwort später, als ich gewünscht hätte, denn Sie ahnen, daß wir jetzt volle Tage haben. Es ist mir ungemein viel wert, Ihre Werke aus Ihrer Hand zu besitzen. Übrigens hatte ich nicht so lange gewartet, um sie mir anzu-

eignen. Ich war schon ziemlich avanciert in Ihrer Reisebeschreibung und hatte ein gut Teil Ihrer Gedichte, die einmal wirklich Gedichte und nicht Verfereien sind, gelesen, ehe Sie sie mir gesendet. Die gute Laune, die bei so vielem Ernst durch Ihre Reise weht, hatte mich veranlaßt, das Werk dem Könige für die Abendlektüre zu empfehlen, und es hat allerhöchsten Orts gar sehr behagt und füllt daselbst jetzt die Zeit zwischen dem Souper und dem Auseinandergehen ergötzlich und lehrreich aus.

Gar zu gern möchte ich Ihnen meinen Dank mündlich wiederholen. Ich habe Sie so lange nicht gesehen und gesprochen. Nun sagt mir A. v. Humboldt, Sie seien den ganzen Winter leidend gewesen. Das, fürchte ich nun sehr, verdirbt mir die Hoffnung, Sie einmal zu Tisch bei mir zu sehen. Können Sie es wagen, so bitte ich Sie, mich's wissen zu lassen; ziehen Sie aber vor, mich einmal morgens zu besuchen, so kommen Sie doch ohne weiteres, welchen Tag Sie wollen, so zwischen 11 und halb 1 Uhr; jedoch sollten Sie einen Dienstag, Mittwoch oder Sonnabend wählen, so würde ich Sie bitten, früher zu kommen, da ich von 11 Uhr an Sitzungen habe.

Wo haben Sie das Goethesche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend einer es dem Besten gleich darüber hinaus getan in der Sprache.

Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welsche, sondern echt national, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht! Ihre Strophen an Boncourt möcht' ich singen hören! Schon beim Lesen gehen einem die Augen über, und man gibt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf der teueren Stelle zurufen.

Leben Sie wohl, lieber Herr von Chamisso. Darf ich sagen: auf Wiedersehen? Friedrich Wilhelm.

Die Sonne bringt es an den Tag.

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas;
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein.
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand;
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag.“

3. „Wer nicht? was nicht?“ die Frau fragt gleich,
„Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?“
Und er darauf: „Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.“

4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?“

5. „Nein, nimmermehr!“ — „Du sagst es mir noch.“
„Ich sag' es nicht.“ — „Du sagst es mir doch.“
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst ganz sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer.
„Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not,
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!“
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8. Und er: „Vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!“
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag.“

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um.
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt ihn ein auf selbigem Feld.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

12. Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost,
Du, schau nicht hin und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag."

13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
„Gevatterin, um Jesus Christ,
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt!"
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er getan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Zwanzig Jahre lang ist ein im Verborgenen vollbrachter Mord, von dem allein der Täter wußte, unentdeckt geblieben, und dennoch kommt das Verbrechen an den Tag und der Verbrecher aufs Hochgericht. Ist diese Tatsache an sich schon von erschütternder Wirkung, so wird diese noch erhöht durch die Art und Weise, wie das geheimnisvolle Verbrechen entdeckt wird. Der Mörder verrät es selbst und zwar gegen seinen Willen. Die Veranlassung bietet ein an sich zufälliger Umstand, an dem aber, wie dieses so oft der Fall ist, die unsichtbare, nie ruhende Gewalt der strafenden Gerechtigkeit geknüpft ist, wodurch dieselbe um so erschreckender auftritt, und die schwer waltende Hand des Schicksals, die über dem Tun der Menschen schwebt, in erschütternder Weise offenbart wird. Der Mörder hat seine ruchlose Tat fast vergessen; da scheint eines Morgens die Sonne in die Werkstatt des gemächlich dasitzenden Täters, und mit einem Male wenden sich die Gedanken desselben fort vom Frühtrunk und hin zu jenem verhängnisvollen Tage, an welchem die Sonne ebenso schien, wie heute. Dieser Schein macht ihn erbleichen, indem er ihn an den begangenen Frevel erinnert. Überrascht von dieser Erinnerung, die, da sie so unerwartet und plötzlich kommt, ihn in Verwirrung und Schrecken setzt, entfährt ihm unwillkürlich das Wort: „Du bringst es doch nicht an den Tag!" Daß nicht Reue es ist, die sein Inneres bewegt, geht schon aus dieser Äußerung hervor, nicht minder aus seiner Erzählung des Ver-

brechens. In derselben gibt sich dieselbe Verwilderung des Gemüts wie vor zwanzig Jahren kund. Schon die Ausdrücke:

> Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
> Und kehrt' ihm die Taschen um und um.
> Du weißt nun meine Heimlichkeit,
> So halte den Mund und sei gescheit!
> Wie sie sich müht und sich erbost,

zeugen von einer Roheit, die aufrichtige Reue unmöglich macht. Nur die Angst und Furcht, entdeckt zu werden, beunruhigt ihn. So sehr er sich auch den Schein gibt, daß dieses nicht der Fall ist, und dabei immer wiederholt: „Die Sonne bringt es nicht an den Tag", so ist gerade diese beständig abwehrende Beteuerung ein Zeichen von seiner Furcht, die er auf diese Weise zu beschwichtigen sucht, ein Zug, den man bei rohen Menschen oft beobachten kann. Ferner ist es bezeichnend, daß er den Ausdruck „Mord" sorgfältig vermeidet, als fürchte er, das widerwillig durch den Sonnenschein aufgeregte Gewissen durch jenes Wort noch mehr aufzuregen. Es sind dies alles feine psychologische Züge. Auch das Geständnis des Mannes, welches er trotz alles Sträubens dennoch ablegt, ist ein solcher Zug. Der verworfenste Mensch ist nicht imstande, ein begangenes Verbrechen bis zum letzten Atemzuge in sich zu verschließen und mit sich herumzutragen; er fühlt fortwährend das quälende Bedürfnis zur Mitteilung und in dieser eine Art Erleichterung. Dem Gewissen ist dadurch gewissermaßen sein Recht widerfahren.

Neben der gemeinen männlichen Natur des „Nikolas" steht die gemeine weibliche Natur seiner Frau. Kein Wort des Grauens kommt über ihre Lippen, kein Wunsch nach Trost und Rat aus ihrem Munde. Aller sittlichen Regung bar, hat sie nichts Eiligeres zu tun, als das ihr Mitgeteilte auszuplaudern, was schon die Klugheit ihr hätte verbieten sollen. Die Schwatzhaftigkeit stimmt denn auch trefflich zu der prickelnden Neugierde der Frau. Diese ließ ihr nicht eher Ruhe, bis sie das Geheimnis erfahren hatte, und nun hat sie wieder keine Ruhe, bis es die Gevatterin weiß. So ist vom Dichter auch dieser Charakter trefflich gezeichnet worden.

Das Gedicht gliedert sich in drei Teile. Die beiden Einleitungsstrophen, welche den ersten Teil bilden, klären uns über den Ort des Vorgangs auf und nennen die beiden Hauptpersonen. Der zweite Teil beginnt mit einem Zwiegespräch derselben und bringt dann aus dem Leben des Mannes eine grauenvolle Tat, welche einer längst vergangenen Zeit angehört. Der dritte Teil enthält die Entdeckung des Verbrechens und das Gericht. Die Darstellung ist vom Anfang bis zum Ende des Gedichts im höchsten Grade lebendig. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient noch der Kehrreim in unserem Gedichte. Derselbe gestaltet sich auf siebenfache Weise um:

Die Sonne bringt es an den Tag.
Du bringst es doch nicht an den Tag.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?
Sie bringt es doch nicht an den Tag.
Nun bringt's die Sonne an den Tag.
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Diese Veränderungen dienen nicht bloß dazu, das Grundthema: Die Sonne bringt es an den Tag, in ein desto helleres Licht zu stellen und schärfer zu betonen, sie tragen auch dazu bei, den Fortschritt in der Erzählung zu kennzeichnen und die Spannung stetig zu erhöhen. Demgemäß müssen sie auch beim Lesen vorgetragen werden, bald geheimnisvoll hinweisend, bald widerstrebend trotzig, bald als neugierige Frage, bald als letzter röchelnder Seufzer des Sterbenden usw. Der Refrain der 1. Str., in welcher der Dichter mitteilt, wo und wann sich das zugetragen hat, was er erzählen will, deutet erst im allgemeinen an, daß die Sonne etwas an den Tag bringen wird. Was? ahnen wir noch nicht; das unbestimmte „Es" läßt unserer Phantasie freien Spielraum; aber daß trotz der heiteren Morgensonne und trotz der erfreulichen Häuslichkeit etwas Grauenvolles bevorsteht, liegt schon in den Worten des Refrains, der als sprichwörtlich gewordener Satz stets auf etwas Schlimmes hindeutet. In der 2. Str. schlägt der erste Kehrreim plötzlich in seinen Gegensatz um. Mit noch größerer Bestimmtheit wird jetzt behauptet: Die Sonne bringt es nicht an den Tag. Diese Worte spricht der Meister; sein Erblassen jedoch macht seine bestimmte Behauptung verdächtig, und da er sie leise für sich spricht, so ahnen wir bereits, daß das geheimnisvolle „Es" einen Inhalt haben könnte, den er sorgfältig in seiner Brust zu verbergen sucht. Mit weniger Zuversicht spricht er seine Behauptung in der 3. Str. aus. Wider seinen Willen hat die Frau seine Worte gehört. Das trotzige „doch" bleibt jetzt fort. Der folgende Refrain tritt in Frageform auf. Die neugierig gewordene Frau des Meisters will wissen, was die Sonne nicht an den Tag bringt. Der Meister sträubt sich anfangs, dem Verlangen der Frau nachzugeben, wird aber durch ihre ungestüme Forderung wankend in seinem Vorsatze, und nun tritt der Refrain in derselben Form wieder auf, wie am Ende der 1. Str., dort und hier aber als Wort des Dichters, das zweite Mal mit der wachgerufenen Ahnung, daß das Weib dabei eine Rolle spielen könnte. In den folgenden Strophen erfahren wir nun, was es mit dem geheimnisvollen „Es" für eine Bewandtnis hat. Der Meister erzählt der Frau seine ruchlose Tat mit allen ihren Einzelheiten, jedesmal mit dem Gedanken sich tröstend: Die Sonne bringt's nicht an den Tag. Ja, am Schlusse seiner Erzählung setzt er wieder das trotzige „doch" hinzu. Seine Mitteilung hat in ihm alle Bangigkeit, alle Besorgnis ver-

scheucht. In seiner Erzählung tritt der Refrain: „Die Sonne bringt es an den Tag", nur einmal auf. Derselbe ist an dieser Stelle am erschütterndsten, da es die letzten Worte des Gemordeten sind. Fest haben sie sich dem Mörder mit allen sie begleitenden Umständen eingeprägt; er hat sie nicht loswerden können und hat sie sicherlich schon öfter als heute für sich gesprochen. Was nach der ausführlichen Erzählung des Meisters noch geschehen ist, wird vom Dichter mit Recht kurz abgetan. Nur zwei Strophen widmet er dem Schluß. Der Meister hat seine Erzählung mit den Worten geschlossen: Sie bringt es doch nicht an den Tag. Aber das lang bewahrte Geheimnis ist verraten, und die Sonne, die alles geschauet, vermag nun das letzte Wort des Sterbenden, mit dem er sich in seiner Todesangst an sie gewendet, zu erfüllen, und zwar durch das Weib des Mörders selbst, wodurch die Entdeckung um so tragischer wird. Dem Mörder hat die alles Schauende das Geheimnis abgepreßt, in der Frau desselben „die Zunge" gefunden, die nicht zu schweigen vermag, und die alsbald als Anvertraute „der Gevatterin" mitteilt, die noch weniger schweigend wird. Daher schließt die vorletzte Strophe: „Nun bringt es die Sonne an den Tag", und die letzte mit der Bestätigung, daß das Wort des Gemordeten in Erfüllung gegangen ist.

Chamissos Gedicht erinnert in mancher Beziehung an Schillers „Kraniche des Ibykus". In beiden Gedichten kommt ein im Verborgenen verübter Mord an das Licht des Tages; in beiden verraten die Mörden sich selbst; in beiden tragen die letzten Worte des Gemordeten zur Entdeckung der Mörder bei. Aber Ton und Ausführung sind in beiden Dichtungen wesentlich verschieden. Schiller hat alles in großem Stil gehalten und mit dem seiner Muse eigenen Ernst ausgeführt. Chamissos Ausführung dagegen ist bekannt, streift ans Ironische und ist bis ins einzelnste dramatisch. Selbst die Erzählung des Mordes bewegt sich in Rede und Gegenrede, der Darstellungsweise ungebildeter Naturen ganz gemäß. Die dramatische Spannung gibt sich auch in den hastigen Fragesätzen und Antworten kund und setzt sich selbst bis in den Refrain fort, der nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, in unveränderter Form durch das Gedicht hinzieht. Es ist diese Art der Behandlung des Kehrreims Chamisso vorzugsweise eigen und wohl ein Ausfluß seines lebendigen, französischen Wesens, das sich auch sonst in seinen Dichtungen geltend macht, namentlich in seinen komischen Romanzen, wie z. B. Hans im Glück, Der rechte Barbier, Tragische Geschichte usw., die plötzlich aus dem heiteren, kecken Tone in eine tief schwermütige Resignation umschlagen und mit Recht Lieblingsstücke des deutschen Volkes geworden sind. Wie er die poetische Erzählung, die man seit Gellert fast ganz hatte fallen lassen, in eine höhere Sphäre als dieser gehoben hat, mag das folgende Gedicht „Salas y Gomez", zeigen.

Thema.

„Die Sonne bringt es an den Tag“ und „die Kraniche des Ibykus“.

Eine Parallele.

In mancher Beziehung wird man beim Lesen des Chamissoschen Gedichts an Schillers Kraniche des Ibykus erinnert. Wie dort, so wird auch hier ein Mord, obschon nur die Täter davon wissen, an das Tageslicht gebracht; dort und hier verraten ferner die Mörder gegen ihren Willen die verübte Tat, bei Schiller vor einer festlich versammelten Menge, bald nachdem sie geschehen, bei Chamisso nach einem Zeitraume von 20 Jahren in der Stille des Hauses. Beide Dichter haben die Stoffe zu ihren Dichtungen überlieferten Sagen entnommen, Schiller dem Plutarch, Chamisso einer Sage aus den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Während aber Chamisso die überlieferte Sage im ganzen so gelassen hat, wie er sie vorfand, auch ihre Absicht, daß nämlich unvorsichtiges Geschwätz ein begangenes Verbrechen gar oft an den Tag bringt, beibehielt, hat Schiller dagegen den dürftigen, kärglichen Inhalt, den die Sage ihm bot, nicht nur erweitert, er hat derselben auch eine ganz andere Tendenz und einen tieferen, poetischen Gehalt gegeben. Abweichend von der überlieferten Fabel, hat er weniger an den rechtzeitig erscheinenden Kranichzug, als an die erschütternde und überwältigende Macht der dramatischen Dichtkunst das Geständnis geknüpft. Der Ermordete erscheint bei ihm in der heiligen Hut der Götter, die einen Frevel gegen denselben um so weniger ungestraft lassen, da er ihr Sänger, ihr auserwählter Gesandter ist. Der Chor der Eumeniden, die erschütternde Wirkung desselben, die Schilderung des Theaters füllen daher einen großen Teil seiner Ballade aus und sind ganz sein Werk. In Chamissos Gedicht geht alles ohne Szenenwechsel vor; Schiller dagegen führt uns zuerst in einen abgelegenen, schweigenden Götterhain, der durch den Frevel entweihet wird, dann durch das Gewühl der Völker Griechenlands zu ihrem Theater, wo die Götter durch ein glänzendes Zeugnis vor der ganzen Nation die Wahrheit des Satzes bestätigen, daß kein Frevel ungerächt bleibt. Der Szenenwechsel in dem Schillerschen Stücke macht auch eine künstlerische Komposition notwendig, und diese ist dem Dichter so vortrefflich gelungen, daß trotz der Verschiedenheit des Raumes und der Zeit alles so fest ineinander gefügt, jede Szene so unmerklich in die andere hinübergeleitet ist, daß das Ganze wie aus einem Guß erscheint. Bei Chamisso sind die Strophen lockerer aneinander gereiht und haben durch den Kehrreim einen bindenden Zusammenhang und eine hervorragende Pointe erhalten. Die Sprache ist in den Kranichen des Ibykus durch das ganze Gedicht hindurch feierlich, an den bedeutungsvollsten Stellen steigert sie sich zur hochpoetischen Ausdrucksweise; bei Chamisso ist sie gleichmäßiger, der Roheit und Verwilderung der Personen entsprechend, auch im niederen Tone gehalten und der Erzählungsform ganz angepaßt.

Salas y Gomez.

1.

1. Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

2. Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.
3. So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!“
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
4. Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
5. Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
6. Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen. —
7. Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
8. Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
9. Und eine rechts und links die andre Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
10. Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
11. Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
12. Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:
13. Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
14. Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
15. Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.
16. Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein! dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?

17. Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
18. Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte,
19. Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, möcht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
20. Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
21. Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.
22. Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.
23. Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
24. Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
25. Und seht! noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
26. Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde,
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
27. Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
28. Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zuteile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
29. Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
30. Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten.
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
31. Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten.

32. Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
33. Und was du littest, wird dein Lied verkünden.

2.

Die erste Schiefertafel.

1. Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt, —
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.
2. Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr. —
3. Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht;
4. Und selber Ruhe hatt' ich mir gewonnen,
Gekühlt der tatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen; —
5. Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
6. Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen. —
7. So wehten töricht vorwärts die Gedanken.
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
8. Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flüchtgen Weg je schnellern Laufs gemacht.
9. Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
10. Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
11. Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle!
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
12. Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.

13. Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
14. Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
15. Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
16. Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
17. Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
18. Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
19. Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
20. Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
21. Nicht also! Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
22. Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
23. „Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

3.

Die andere Schiefertafel.

1. Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande;
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
2. Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
3. Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

4. Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimme; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum.
5. Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.
6. Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
7. „Ein Schiff! ein Schiff! Mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde!
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
8. O Gott der Liebe, ja, du straffst gelinde!
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!
9. Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu."
10. Und oben, von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich:
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
11. Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
12. Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß;
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!
13. Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
14. Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
15. Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!
16. Sie haben mich, die Klippe doch erschaut?
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
17. Nach Süden — —? Wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff! —
18. Jetzt wär' es an der Zeit! O meine Ahnung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung! —

19. Und ruhig vorwärts strebend war das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten.
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.
20. Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
21. Und als es meinen Blicken sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
22. Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet, sinnverwirret und verrucht.
23. Drei Tag und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend,
24. Und hab' am dritten Tränen erst gefunden
Und endlich es vermocht mich aufzuraffen,
Vom allgewaltgen Hunger überwunden,
25. Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

4.

Die letzte Schiefertafel.

1. Geduld! die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
2. Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
3. Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.
4. Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne,
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenrand.
5. Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
6. Ein Leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.
7. Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!

8. Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
9. Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
10. Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
11. Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? du Tor!
Sieh her! ich bin, was deine Träume waren.
12. Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib! ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
13. Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
14. Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
15. Ich habe nur die allgewaltge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grauenhafter Abgeschiedenheit.
16. Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
17. Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!
18. Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
19. O tragt noch heut, ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
20. Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
21. Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.
22. Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

23. Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen!
Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
24. Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
25. Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat, — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.
26. Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
27. Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen!

Dieses Gedicht verdankt seinen Ursprung der schon im Eingange erwähnten Reise Chamissos. Es ist nicht das einzige poetische Ergebnis derselben; Chamisso hat vielmehr in einer ganzen Reihe von Dichtungen die Fülle seiner Anschauungen und Erfahrungen, die er auf seiner Reise um die Welt gewann, niedergelegt. Wie im Fluge führt er uns da über den ganzen Erdkreis: in Rußlands Eissteppen und unter Spaniens Mandelbäume, in die Tiefen der amerikanischen Urwälder und zu den Nomaden des Orients. Es gibt fast keinen Landstrich, der dem Dichter nicht hätte seinen Tribut abtragen müssen.*) Aber keins jener Gedichte hat eine so großartige Anlage, in keinem ist so sehr auf psychologische Ausführung, wie auf Steigerung der Szenen und tragischer Umstände der Nachdruck gelegt, als in dem vorliegenden. Dasselbe gehört denn auch zu den beliebtesten Erzählungen und fehlt in keiner Gedichtsammlung. Das Grausige des Stoffes hat wohl nicht wenig zur Beliebtheit der Dichtung beigetragen. Dieselbe führt uns das furchtbare Schicksal der Einsamkeit so wahr und ergreifend vor, als es nur irgend geschehen kann. Mit der höchsten Spannung des Mitgefühls verfolgen wir alle Schrecken und Leiden des Schmerzenshelden, der, verschlagen auf eine wüste Insel, für immer losgerissen aus der Gemeinschaft der Menschen, mit jedem Tage der Gefahr ausgesetzt ist, dem Wahnsinn zu verfallen, oder langsam in sich selbst sich zu verzehren, bis er endlich nach unsäglichem Ringen und Kämpfen die religiöse Ergebung in sein Geschick findet, die um so erhabener ist, da sie so schwer errungen wurde. Wehmütige Er-

*) Vor allem verdanken wir ihm die wertvollsten Nachrichten über die Südsee und ihre Bewohner. Er war es, der mit prophetischem Blick die Zukunft jenes ungeheuren Bevölkerungsgebietes überschaute und im Geist jene Kinder der einfachen Kultur dahinschwinden sah wie Schnee in der Sonne, was sich bald durch das Eindringen der Europäer zeigte.

innerungen, quälende Hoffnungen, Verzweiflung und innerer Friede wechseln miteinander in ergreifender Weise ab. Wir haben in dieser erschütternden Robinsonade eins der reichsten Seelengemälde, das zugleich in einem großen, erhabenen Grundgedanken gipfelt. Es ist dies dem Dichter nur dadurch möglich geworden, daß er seinen modernen Prometheus einerseits mit der Fähigkeit ausstattete, den Schmerz eines verlorenen Lebens in seiner ganzen Tiefe zu empfinden, ohne die Qualen eines solchen Daseins gewaltsam zu enden, anderseits mit einem Körper, welcher wie ein Fels allen wechselnden Angriffen der Elemente Trotz bot, ohne vor der Zeit zu erliegen. Die ganze Leidensgeschichte ist mit einer solchen Anschaulichkeit vorgeführt, daß man sie gleichsam an Ort und Stelle mit durchlebt, Die erschütternde Wahrheit der Darstellung ist um so mehr zu bewundern, da wir es nicht, wie man vermutet, mit einem wirklichen, vom Dichter erlebten Ereignis zu tun haben, sondern mit einem großartigen Gebilde seiner mächtigen Phantasie. Dieses bezeugt eine Stelle aus seiner Reisebeschreibung, in der es heißt: „Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben." Viel mehr äußert sich Chamisso über Salas y Gomez nicht. Wer aber aus solchen dürftigen Andeutungen eine Erzählung wie die vorliegende gestalten kann, ist ein geborner Dichter. Wenn Chamisso die Lebensgeschichte des Unglücklichen dennoch als eine von diesem selbst niedergeschriebene vorführt, so tat er dies nicht nur, um dadurch der Erzählung noch mehr den Schein der Wirklichkeit zu geben, sondern auch, um zu zeigen, welch ein unaustilgbares Verlangen der Mensch behält, nicht für immer aus dem Gedächtnis der Lebenden ausgelöscht zu sein. Es ist dies ein ebenso rührender als schöner Zug. Trotz des vergeblichen Harrens eines ganzen Menschenalters hat der Unglückliche den Glauben und die Hoffnung nicht aufgegeben, daß vielleicht doch einmal Menschen den einsamen Stein, auf dem er lebte und litt, betreten könnten. Diesen Kunde von seinem Geschick zu geben, gräbt er von Zeit zu Zeit Schriftzüge in den Stein, das einzige, was er tun kann, um der ihn quälenden Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Menschen zu genügen und die furchtbare Einförmigkeit, in welcher die lange, lange Zeit verläuft, zu unterbrechen. Zwischen den verschiedenen Aufzeichnungen haben wir uns also Zwischenräume von vielen Jahren zu denken.

1.

Der erste Teil des Gedichts enthält die Einleitung. In schlichten Worten wird in derselben die Insel und die Landung beschrieben und erzählt, wie der wunderbare Greis vom Dichter aufgefunden ward, und wie dieser in den Besitz der Schiefertafeln gekommen ist. Schon aus den ersten Zeilen ersehen wir, daß die Insel der heißen Zone angehört und eine von den Inseln des Stillen Ozeans ist, die, entblößt von allem Pflanzenleben, aus der großen Wasserwüste wie ein steinernes Totenhaus emporragen und nur Zufluchtsstätten der Wasservögel sind. Wie selten nach einer solchen Wüstenei Menschen kommen, hat der Dichter in schöner Weise an den sich besinnenden Vögeln zur Anschauung gebracht.

> Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
> Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
> Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

Die Erzählung, die bisher nur die Landung auf der Insel und die Aussicht von derselben schilderte, wird belebter, und die Spannung wird größer bei der ersten Andeutung, daß an diesem Ort des Grauens sich Spuren von der Anwesenheit eines Menschen zeigen. Von Zeile zu Zeile wächst nun die Spannung, indem durch neue Spuren die bange Ahnung, daß ein Mensch hier geweilt, mehr und mehr zur Gewißheit wird, die um so schrecklicher ist, da aus den Andeutungen zugleich hervorgeht, daß nicht nur vorübergehend ein Mensch sich hier aufgehalten hat, sondern daß er längere Zeit als Bewohner auf der öden Felseninsel gelebt haben muß. Beklommen folgen wir dem suchenden, nur von einem Gedanken jetzt beherrschten Dichter Schritt für Schritt nach der andern Seite des Felsens, und Entsetzen ergreift uns bei dem Anblick, der sich dort darbietet: eine nackte, riesige Gestalt, von langen, silberglänzenden Haaren bis zu den Lenden umwallt, liegt langgestreckt und totenstarr da, das Haupt gelehnt an eine Felswand, die Hände gekreuzt auf der breiten Brust, die noch atmet, aber keine Kraft mehr hat, zu sprechen. Ist das Vorführen der äußeren Erscheinung des Greises an sich schon von erschütternder Wirkung, so hat der Dichter diese noch durch verschiedene Umstände zu erhöhen gewußt, namentlich dadurch, daß er den Eindruck schildert, den die Gestalt auf ihn und die Matrosen machte. Tränen entfließen unbewußt seinem Auge; die lärmend herankommenden Matrosen verstummen bei dem Anblick dieses großen Bildes und sammeln sich schweigend um den Aufgefundenen, dem auch die letzte Liebestat, die man einem Menschen erweisen kann, nicht einmal zuteil werden soll. Die Todeszeugen haben nicht Zeit, ihn in ein Grab zu betten, und so muß der Sterbende auf dem Steine, auf welchem er so viele Jahre sein Haupt zum Schlafe niedergelegt hat, auch den letzten Schlaf halten und ohne Trost und ohne Pflege vom Leben scheiden.

Daß der Dichter die äußere Erscheinung des Greises gerade in dem ergreifenden Augenblicke seines Dahinscheidens vorführt, trägt ebenfalls dazu bei, ihn der Empfindung wie der Phantasie nachhaltig einzuprägen. Das Bild desselben begleitet uns die ganze folgende Erzählung hindurch. Noch ehe wir den Inhalt derselben kennen lernen, haben wir bereits die Ahnung gewonnen, daß in derselben es sich um ein großes, wundersames Menschenschicksal handeln wird.

2.

Die erste Tafel schildert, wie der mit Schätzen reich Beladene inmitten der schönsten Hoffnungen plötzlich strandet und alles verliert, nur das Leben nicht. Auf der Rückreise nach der Heimat begriffen, liegt er nachts auf dem Verdeck, den Blick träumerisch durch das Tauwerk nach dem glänzenden Sternenhimmel gerichtet. Sein von Wiedersehen und Heimatsgefühlen bewegtes Herz malt sich in der Stille der Nacht das Gebäude seines künftigen Glücks mit den schönsten Farben aus, wodurch der Gegensatz zwischen seinem Geschick und seinen Hoffnungen um so greller hervortritt. Die kurze Schilderung läßt uns aber auch manche Blicke in die Verhältnisse und in den Charakter des Leidenshelden tun. Wir erfahren, daß ein liebendes Wesen und ein alter Vater seiner harren, daß abenteuerlicher Tatendurst und ein stolzer, erwerblustiger Sinn ihn von der Heimat fort in die weite Welt hinausgetrieben haben. Jetzt kehrt er heim und kann „der Edelsteine Licht, der Perlen Zier und der Gewänder Indiens reichste Pracht" zu den Füßen der Geliebten legen und den grauen Vater mit des Goldes Glanz erfreuen. Und noch einen andern Gewinn, der ihm selbst durch die Reise zuteil geworden ist, bringt er mit: er ist ruhiger und besonnener geworden. Wenn sein ungestümes, rasches Blut früher öfter einen Mißton in das Glück seines Lebens gebracht hatte, so weiß er sich jetzt unabhängig von ungestümen Leidenschaften. Aber bald soll er innewerden, ob dies auch wirklich schon so der Fall ist, wie er wähnt. Noch hat er die Schule schweren Unglücks, die ein ewiges Verhängnis zur Läuterung für höhere Bestimmung auferlegt, nicht durchgemacht. Da erfolgte der Schiffbruch, und der Unglückliche, der eben noch gewähnt hatte, er habe Ruhe und eine herrliche, schöne Zukunft sich gewonnen, sieht sich plötzlich in den Wellen des Meeres begraben, in die Tiefe desselben hinabgezogen und nach langem Ringen endlich bewußtlos an den Strand der Insel geworfen. Der harte Stein ist von jetzt an sein Lager, der Himmel seine Decke, und Eier sind seine einzige Speise. Soweit das Auge reicht, erblickt er nichts als die unendliche Wasserwüste. Nur die Schiffstrümmer ragen noch eine Zeitlang aus derselben empor. Als auch dieses trauernde Denkmal besserer Zeiten ihm von dem unbarmherzigen Elemente entrissen wird, da fühlt er erst recht, wie elend

er ist. Bitterer Unmut ergreift sein Herz. Seine einzige Hoffnung ist: bald zu sterben, und glücklich preist er die Gefährten, die vor ihm in dem Wasser rasch ihren Tod gefunden hatten. Der Hunger, der ihn bezwingt, zerstört aber immer wieder seine Hoffnung. Da nimmt er in wildem Schmerz eine Muschelscherbe und kratzt in den mehr als er geduldigen Stein die Worte: „Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben." Diese Worte sind der Ausdruck grimmiger Empörung gegen das Schicksal, ein Schrei des Zornes und der Wut, daß es ihn am Leben erhalten hat. Noch mehr meldet die zweite Schiefertafel, wie sehr ihm die Ruhe und die Ergebung noch fehlen, die er gefunden zu haben glaubte. Daselbst steigert sich die Verzweiflung bis zur schrillendsten Dissonanz, obgleich inzwischen sein Gemüt eine religiöse Richtung genommen hatte.

Was die Ausdrucksweise betrifft, so ist der eben besprochene Teil des Gedichts poetischer gehalten, als der voraufgegangene, welcher an manchen Stellen sogar zur nackten Prosa herbsinkt. Schön hebt sich besonders die einleitende, ausmalende Schilderung des Glücks, auf welches der heimwärts Reisende Anspruch zu haben glaubt, von dem Schiffbruche und dem ungestümen Grimm des Schlusses ab. Langsam schreitet dort die Dichtung vorwärts, bei jedem Gegenstande liebend durch einen umschreibenden Ausdruck verweilend: „der Edelsteine Licht", „der Perlen Zier", „der Gewänder Indiens reiche Pracht" usw. Zweimal wird der Kreis der Personen durchlaufen, als könne sich die Dichtung von all dem Glück nicht trennen. Mit wenigen Zügen ist dagegen der Stimmung des Unglücklichen am Schlusse Ausdruck gegeben, aber in einer so energischen Weise, daß der sprachliche Ausdruck die Stimmung gleichsam sinnlich fühlbar macht. Jedes Wort, ja fast jeder Laut ist Wut. Nicht den Lüften klagt der Schiffbrüchige sein Leid; nein, er kratzt es voll Ingrimm in den Stein, dessen Geduld ihn sogar ärgert. Trefflich ist auch die Wiederholung des vom Meere Ausgespieenen dargestellt, ebenso die kurze, durch Ellipsen energisch zusammengehaltene Schilderung des Schiffbruchs. Die gehobene Darstellung gibt sich auch in der häufigen Anwendung der Alliterationen kund, wie z. B. in Str. 13, 2; 14, 1; 19, 1; 21, 3 usw.

3.

Die zweite Schiefertafel beginnt mit einer prachtvollen, bis ins einzelne ausgeführten Schilderung eines Sonnenaufgangs, wie ihn Himmel und Meer der südlichen Erdhälfte bieten. Jeder Vorgang des wundervollen Schauspiels ist mit der Person der Dichtung in Beziehung gesetzt (ich saß — lag vor mir — entrollte zu meinen Füßen usw.), woraus schon hervorgeht, daß die Schilderung nicht um ihrer selbst willen da ist. Der Unglückliche kann seine Gedanken und

seine Empfindungen wieder anderen Gegenständen zuwenden, ein sicheres Zeichen, daß er ruhiger und besonnener geworden ist, ja sein früherer Grimm hat sogar einer religiösen Stimmung Platz gemacht, wie aus den Worten zu ersehen ist: „Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser." Ob er schon eine solche Höhe der Ergebung erreicht hat, daß er sich in seinen Gefühlen unabhängig von allen äußeren Geschicken weiß, davon soll er alsbald eine schwer zu bestehende Probe ablegen. Es erscheint ein Schiff. Der Gedanke an Errettung ergreift ihn mit aller Macht, zugleich aber auch das beschämende Gefühl seiner Schuld; denn das Rettung winkende Schiff ist ihm wie eine ernste Mahnung von oben, daß er sich durch sein Hadern mit der Vorsehung schwer versündigt habe. Gott und die Menschheit sind ihm in seiner Verlassenheit näher getreten. Hatte er früher, vor dem Schiffbruch, nur nach den Seinen sehnlichst verlangt, so sind es jetzt nicht bloß die Seinen, nach denen sein Herz sich sehnt; es ist der Mensch überhaupt, für den ihm in der Einsamkeit die Liebe aufgegangen ist, und er kennt jetzt ein ganz anderes, ein viel höheres Glück, als im Genuß des Reichtums die Tage für sich zu verbringen. In vollem Maße hat er erfahren, was der Mensch dem Menschen wert ist, und diese Erfahrung hat ihn veredelt, von selbstsüchtigen Interessen gereinigt, so daß er seine Befreiung aus der Einsamkeit wie eine Auferstehung aus dem Grabe ansieht. Aber lang ist der Weg der Läuterung und hart der Kampf.

Die freudige Rührung, die ihn beim Anblick des Schiffes ergreift, geht bald in fieberhafte Spannung über. Indem er jede Bewegung, jede Wendung des Fahrzeuges mit verschlingenden Blicken verfolgt, wechseln in ihm Hoffnung und namenlose Angst fortwährend miteinander. Um bemerkt zu werden, hat er den höchsten Punkt des Felsens erklettert und die Arme weit ausgebreitet. Er winkt und ruft und zeigt nach der Stätte, wo eine Landung möglich ist. Vergebens! Schon kann sein Ohr das Pfeifen des Bootsmanns vernehmen, und dieser erste, von Menschen hervorgebrachte Ton durchrieselt ihn wie wonnevolle Musik:

Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnevoller Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen.

Aber die gehoffte Rettung wird ihm nicht zuteil. Gefühllos gleitet das Schiff vorbei. Starren Auges schauet er nach der leeren Stätte. Von neuem zurückgestoßen in das tiefe Elend, flucht er Gott, dem er vertrauet, und flucht sich selbst, daß er vor Gott sich gedemütigt. Drei Tage und drei Nächte hat er „im grimmen Zorn", dem Wahnsinn nahe, dagelegen, bis ihn der allgewaltige Hunger wieder zwingt, sich aufzuraffen. Seine Gottergebung hat sich als Schein erwiesen und darum die schwere Probe nicht bestanden.

4.

Die letzte Schiefertafel gibt in ihrem ersten Teil ein Bild des ewigen Einerlei der Tage und Jahre auf der öden Insel, die nur durch die mehr oder weniger senkrecht auffallenden Strahlen der Sonne eine unmerkliche Abwechselung bietet. Nichts ereignet sich, was den Gedanken eine andere Richtung geben und den Einsamen von seinem Geschick abziehen könnte; nichts kann der Unglückliche unternehmen, nichts ersinnen, was ihn zerstreute. Zu gänzlicher Tatlosigkeit verurteilt, ist er fortwährend der Gefahr ausgesetzt, sich mit seiner Phantasie in die Vergangenheit zu flüchten und in der Erinnerung an das Verlorene die hoffnungslose Gegenwart zu verwünschen. Hiergegen hat er anzukämpfen, wenn er als hoher Dulder größer als das Schicksal sich erweisen will. Am Tage bewahren die äußeren Eindrücke, die Meer und Himmel bieten, ihn einigermaßen vor dem Versinken in sich selbst; aber in der schweigenden Nacht, wo die müden Sinne ruhen, vermag er noch nicht, die Erinnerung an die glücklichere Zeit seines Lebens von sich fern zu halten. Noch führen ihn die Träume zurück in die ersehnte Heimat und lassen nicht ab, ihn zu plagen. Er sieht sich selbst als raschen, wilden Knaben, als Jüngling, erfüllt von Tatendurst und kühnen Plänen, sieht sie, aus deren Augen ihm ein Himmel von Seligkeit entgegenleuchtet, und hin ist die kaum gewonnene Ruhe. Erst die aufgehende Sonne läßt die Bilder, welche Wahnsinn wecken, zerfließen. Aber immer und immer kehren sie wieder, wenn die Nacht hereinbricht, und ein grausiges Lachen bemächtigt sich seiner, wenn er bedenkt, was aus dem Knaben geworden, und wenn er sich sagt, daß aus dem hohlen, morschen Schädel seines Weibes keine Seligkeit mehr winkt. So kämpft er fort und fort auf dem öden Felsgestein, bis er endlich Ruhe auch vor jenen, ihn verhöhnenden Bildern sich errungen und Ergebung in Gott gefunden hat. Kein Schmerzenskreuz wird nun noch eingegraben, kein Klagelaut den Steinen anvertraut. Ja, wo er gelitten, will er sterben. Was soll er jetzt auch noch in der Heimat, die ihm zur Fremde geworden ist?! Eine Leiche über Leichen wallen?! Die Rückkehr wäre nur ein neuer Tropfen Wermut in seinen bittern Leidenskelch, von dem er sich nicht mehr trennen mag. Der Sturm im Herzen hat ausgetobt. Er ist mit dem Schicksal versöhnt, und nachdem er alle Stufen des Kampfes durchlaufen hat, vermag er von der Höhe, die er errungen, nicht wieder herabsteigen, ja der Schmerz, den er jetzt still und leidenschaftslos in seinem Busen verwahren kann, hat für ihn eine Art süße Befriedigung. So bittet er denn Gott:

Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

Und diese Bitte ist erhört worden. Die Versöhnung, welche er endlich gefunden, wird dann noch am Schlusse des Gedichts sehr schön durch das Sternenkreuz des Himmels versinnbildlicht, welches allnächtlich über dem steinernen Grabe des in Frieden dahingeschiedenen Schmerzenssohnes sich entzündet. So endet das Gedicht, wie eine Tragödie beruhigend und befriedigend. Diesem Schlusse entsprechend ist denn auch der ganze letzte Teil des Gedichts ruhiger gehalten, als der voraufgegangene, in welchem die Empfindungen in stürmischer Weise wechseln und herbe Gegensätze in düsterer Pracht hart nebeneinander gestellt sind. Von ergreifender Wirkung ist insbesondere die sechsmalige Wiederholung des Wortes „Geduld“, wie die Schilderung der Träume, die gleich Gespenstern, welche Wahnsinn wecken, den Unglücklichen beunruhigen und erst beim Anbruch des Tages wieder verschwinden. An dieser Stelle wird die Darstellung bewegter, leidenschaftlicher, schon in der Einleitungsstrophe, woselbst in der Erregtheit sogar das Prädikat (ist entsetzlich) weggelassen ist (Str. 7). Nach dieser Schilderung wird der Ton wieder sanfter und neigt sich immer mehr und mehr dem versöhnenden, nach hartem Kampf errungenen Abschlusse zu.

Was die Form des Gedichts betrifft, so entspricht das tiefsinnig-ernste Metrum der volltönenden Terzinen sowohl der episch ausgesponnenen Entfaltung der einfachen in Stein gehauenen Aufzeichnungen, wie dem erwägenden Verweilen bei einzelnen Szenen. Die Terzine ist ein fünffüßiges, jambisches Metrum und besteht aus drei immer wiederkehrenden Zeilen, die dem Gedanken nach eine Strophe bilden. Da in derselben nur die 1. und 3. Zeile miteinander, die 2. aber mit der 1. und 3. der folgenden Strophe gereimt ist, so weist jede Terzine durch den einen ihr fehlenden Reim über sich hinaus zu immer weiter eilender Wanderschaft in die nächste Terzine. Die vorletzte Zeile der letzten Strophe würde ohne Gegenreim bleiben, wenn nicht zur Befriedigung des durch den Reim erweckten Verlangens nach einem Gegenreim der letzten Strophe noch eine Endzeile zugegeben würde, wodurch nun das Ganze auch dem Laute nach befriedigend abgeschlossen wird. „Ein so eigentümlich kombiniertes Metrum“, sagt Hiecke in seinem trefflichen Aufsatze über Chamisso, „eignet sich natürlich auch nur für Dichtungen von ganz eigentümlichem Charakter, und zwar um des rastlosen Fortschrittes willen nur für Darstellung einer rastlos fortschreitenden, bewegten Handlung, für das epische Gedicht, und wegen des eigenen Kontrastes zwischen der Verbindung durch den Sinn und der Verbindung durch den Reim, welcher nicht ein Erzeugnis eines naiven, poetischen Schaffens, sondern eines reflektierenden ist, wieder nur für eine besondere Art des Epos, für die nämlich, wo der Dichter nicht mit entfaltender Darstellung der Begebenheit als solcher — welche freilich deshalb immer nicht ohne geistigen Inhalt und ohne wesentliches

Interesse sein darf — sich begnügt, sondern mit erhabenem Ernst eine Tendenz darin verfolgt. Die Terzine, mit einem Worte, ist kein naives Metrum, wie der Hexameter, die Nibelungen-Strophe und selbst die achtzeilige, italienische Strophe, welche alle aus der Natur der Sprachen, denen sie ursprünglich zugehören, einerseits und aus dem Wesen der epischen Dichtungen anderseits hervorgewachsen sind, sondern ein künstliches, berechnetes, absichtsvolles, so wie unter den lyrischen italienischen Versmaßen das Sonett. Deshalb eignet es sich auch so ganz und gar für Dantes divina comedia und unter den neuern Dichtern besonders für Chamissos Eigentümlichkeit, daher auch erst dieser unter uns zwar nicht die erste Anwendung davon gemacht, aber doch zuerst es zu einer wirklichen Anerkennung gebracht hat."

Themen.

1. Rückkehr in die Heimat.

„Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche unter Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde."

Es war ein wunderschöner Herbsttag! Die bleiche Herbstsonne stand freundlich am klaren Himmel und sandte ihre milden Strahlen hernieder auf Wald und Feld, als wollte sie den Menschen all die genossenen Freuden des Sommers noch einmal vor die Seele zaubern. Auf der Landstraße schritt rüstig ein Wandersmann; sein wettergebräuntes Antlitz und seine hartgearbeiteten Hände sprachen von vieler Arbeit und Mühe während langer Jahre hindurch, aber der freudige Ausdruck, der auf seinem Gesichte lag, zeigte, daß er alle diese Mühe jetzt vergessen hatte. Er schien nicht sehr bekannt in der Gegend zu sein; denn er sah sich öfter fast verwundert um, blieb zuweilen stehen, schüttelte den Kopf und ging dann weiter. Endlich wurden die roten Dächer eines großen, freundlichen Dorfes, welches im Grün vieler Linden versteckt lag, sichtbar. Als der Mann es erblickte, atmete er freudig auf und rief: „Da ist es." Von seinen Gefühlen überwältigt, setzte er sich auf einen Stein am Wege. Ja, nun durfte er ruhen; seine Wanderung hatte ihr Ziel erreicht, ihr langersehntes Ziel! Der Mann war weit hergekommen, über den Ozean; aus Südamerika hatte ihn die Sehnsucht heimgetrieben. Fünfundzwanzig Jahre lang war er draußen in der Fremde gewesen; er war als 20jähriger Bursche voll frohen Mutes und kühner Erwartungen mit noch vielen andern aus dem Dörfchen nach Amerika ausgewandert, um dort sein Heil zu versuchen, und da er einen guten Kopf hatte, war's ihm geglückt. Er hatte sich ein hübsches Vermögen erworben; aber nun litt's ihn auch nicht mehr in der Fremde; er mußte nach Hause; seine langgenährte Sehnsucht brach mächtig hervor; er wollte nun seinen teuren Eltern das Alter versüßen durch das, was er durch seine Arbeit erworben hatte. Wie schön hatte er dies Wiedersehen sich ausgemalt, wenn er nachts auf dem Verdecke des Schiffes gestanden, das ihn heimtrug! Wie war ihm so wunderbar zumute gewesen, als der tropische Sternhimmel schwand, und er zum ersten Male seit fünfundzwanzig Jahren den heimatlichen Himmel mit seinen stillen, trauten Sternen wiedergesehen hatte. Es war ihm wie ein Gruß der Heimat gewesen, der alten, geliebten Heimat. Er hatte an seine Knabenjahre gedacht, wo er so oft zum sternenhellen Himmel aufgeschaut hatte, und wo es ihm gewesen war, als fände all das ungestüme Sehnen dort oben Be-

friedigung! Jetzt war das Sehnen gestillt; er hatte die fremde Welt gesehen, nach der er als Knabe schon verlangt, und er kehrte wieder heim! Wie wird mein Vater aufschauen, wenn ich in das Haus trete und ihm um den Hals falle, dachte er, und die Mutter, die damals so geweint hatte, als ich Abschied genommen. Wie wird die Schwester sich freuen, die ich, als sie noch Kind war, verlassen habe; und wie werden die Jugendfreunde staunen, wenn ich ihnen von den Wunderdingen erzähle, die ich da drüben erlebt habe. Aber leben sie denn noch? Leben denn die Eltern noch? Schwer fiel ihm dieser Gedanke aufs Herz. Er hatte schon seit einem Jahre keine Nachrichten bekommen. Freilich hatte er in der letzten Zeit seinen Wohnort oft geändert, und die Briefe konnten verloren gegangen sein, aber — er drängte dies Aber zurück; er wollte hoffen. Endlich erhob er sich vom Steine, und bald stand er in der schmalen Gasse, wo des Vaters Haus gelegen. Aber was war das? Aus dem Fenster desselben schauete ein ihm unbekanntes, fremdes Gesicht, und vor der Tür spielten kleine Kinder, die ihn groß ansahen. Er fragte nach seinen Eltern, und wo sie hingezogen seien. „Hingezogen?" sagt der fremde Mann; „sie ruhen im Grabe; die Cholera hat sie hinweggerafft." „Also tot!" murmelte er; das Wort war ihm doch furchtbar. Noch einmal tat er den Mund auf, und von den bebenden Lippen rang sich die Frage nach der Schwester und nach den Freunden. „Auch tot," war die Antwort; „auch sie hat die furchtbare Seuche hinweggerissen." Wie vom Schlage getroffen, stand der Unglückliche da und fragte mit gebrochener Stimme nach dem Kirchhofe. Als er Auskunft erhalten hatte, ging er, versunken in dumpfes Schweigen, fort. Der Weg führte ihn an einem kleinen Bache vorbei. Noch stand an demselben die alte Weide, unter deren Zweigen er als Kind so oft und gern gespielt hatte; aber es war ihm, als ob sie mit ihren gelben Blättern ihn fragte, was er denn hier wolle. Dann kam er auf dem Kirchhofe an, und bald hatte er die schlichten Gräber gefunden, die all sein Hoffen enthielten. An ihrer Stätte brach er zusammen. Lange lag er mit tränenden Augen an den teuren Grüften. Endlich erhob er sich; es fing an, ihn zu frösteln; wie dünkte ihn die Luft so kalt! Schon sank die Sonne hinter die Berge; er nahm den Stab wieder fest in die Hand. Was wollte er denn noch hier! Sein Lieben und Hoffen lag ja tief drunten in der kalten, kalten Erde. Zurück nach Amerika wollte er wieder gehen. Dort war ihm nicht alles fremd; dort weilten noch Menschen, die ihn kannten und liebten. Keine Minute mehr wollte er in der Heimat bleiben, die ihm zur Fremde geworden war, und wo er wie ein Toter sich vorkam. Einen letzten, langen Blick warf er noch auf die Gräber, dann ging er zum Dorfe hinaus, um zum zweiten Male die neue Welt aufzusuchen, jetzt mit geknickten Hoffnungen und vom Schmerz gebeugtem Herzen. Die Sterne waren leise aufgegangen und strahlten in stiller Pracht herab auf den einsamen Wanderer. Dieser hob das Antlitz empor und schaute wieder in denselben Himmel, der mit seinen Sternen so oft Frieden in das Herz des ungestümen Knaben gebracht hatte, und es war ihm, als wären es die Sterne seiner Lieben, die auf ihn herabsähen. „Wir sehen uns wieder," flüsterte er leise vor sich hin — und so ging er hinaus in die weite Welt!

2. Geschicke in den Dichtungen.

Unsere Poesie ist reich an Dichtungen, welche plötzlich hereinbrechende Geschicke behandeln. Diese sind entweder verschuldet oder unverschuldet. Den verschuldeten Geschicken geht gewöhnlich vermessene Überhebung und stolze Sicherheit voran, die den Menschen verblenden und zu frevelhaften Taten fortreißen, wie dies z. B. in Uhlands „Glück von Edenhall" und in Heines „Belsazar" der Fall ist. Kurze Angabe des Inhalts. — Dichtungen, welche plötzlich hereinbrechende Geschicke ohne Verschulden enthalten, sind: „Das Gewitter" von Schwab, „Salas y Gomez" usw. Kurze Inhaltsangabe.

---

13. August Graf von Platen und die Gegner der romantischen Schule.*)

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Okt. 1796 zu Ansbach geboren, wo sein Vater Oberforstmeister war. Auf der Münchener Kadettenanstalt gebildet, dann im Pageninstitut erzogen, verfolgte er zuerst die militärische Laufbahn und nahm 1815 als Leutnant am zweiten Feldzuge gegen Frankreich teil. Doch genügte ihm die Militärstellung nicht. Nach Beendigung des Feldzuges studierte er, ohne die militärische Laufbahn aufzugeben, als Beurlaubter zu Würzburg, dann zu Erlangen Philosophie und die Literatur alter und neuer Zeit, die Sprachen des Südens und Ostens, die je länger je mehr großen Einfluß auf seine poetische Weise gewannen, wie denn auch der Umgang mit Goethe, Uhland und Rückert, vor allem aber sein Aufenthalt in Italien nicht ohne Einfluß auf seine poetische Ausbildung blieb. In Italien machte er sich mehr und mehr von dem Einflusse der romantischen Schule los. Daselbst gewann er auch jene unübertreffliche Vollendung in den antiken, von den Romantikern so vernachlässigten Formen, unter denen die seiner Oden eine hervorragende Stellung einnehmen. Dennoch fand er in seinem Vaterlande nicht die Anerkennung, die er erwartet hatte. Daß er in Deutschland so zurücktrat, machte dem Edlen und rastlos Strebenden manches Herzeleid, und bitter äußerte er sich:

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnte kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang:
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang.
Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang.
Mir indessen, dem's im Busen tatenschwanger wühlte, gor,
Diente selbst der Schmerz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen sang.
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

---

*) Der österreichische Dichterkreis ist im Bd. II der „Erläuterungen" durch Lenau vertreten.

Derselbe bittere Mißmut, dieselbe stolze Verachtung, die er hier gegen die von der Zeit gepriesenen Dichtungen ausspricht, macht sich auch Luft in seinen polemisch-satirischen Lustspielen, in der „Verhängnisvollen Gabel“ und in dem „Romantischen Odipus“. In dem ersten werden die Dichter der Schicksalstragödien: Müllner, Houwald usw. lächerlich gemacht, in dem zweiten war es auf Heine und Immermann abgesehen, deren Angriffe ihn zur Abwehr drängten. So sehr in den Stücken auch die persönliche Gereiztheit sich geltend macht, so birgt ihr Hintergrund doch die Forderung einer höheren, idealen Welt, wie solche die gehobene klassische Zeit aufzuweisen hat. Sie waren eine befreiende Tat.

Platen starb schon im Jahre 1835 zu Syrakus an einem hitzigen Fieber, nachdem er von 1826 an die meiste Zeit in Italien, dem Lande seiner tiefen Sehnsucht zugebracht hatte. Ein einfacher Marmorblock bezeichnete bis zum Jahre 1869 die Stelle, wo der Dichter des Schmerzes ruhet. Im Oktober des genannten Jahres ward dem berühmten Toten unter der Anwesenheit sämtlicher Behörden von Syrakus und einer unzähligen Menschenmenge ein ehrenderes Denkmal, eine schöne Büste, von Professor Schöpf in Rom gemeißelt, gesetzt, inmitten der prachtvollsten Natur, auf der die Augen des gramgebeugten Wanderers einst so gern und so oft geruhet. Was er gelitten, welcher Wurm an seinem Herzen nagte, spricht folgendes Sonett aus:

Wem Leben Leiden ist und Leiden Leben,
Der mag nach mir, was ich empfand, empfinden;
Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,
Sobald er nur begann danach zu streben;

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,
Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden,
Wen Liebe darum nur gesucht zu binden,
Um der Verzweiflung dann ihn hinzugeben;

Wer jeden Blitz beschwor, ihn zu zerstören,
Und jeden Strom, daß er hinweg ihn spüle
Mit allen Qualen, die sein Herz empören,

Und wer den Toten ihre harten Pfühle
Mißgönnt, wo Liebe nicht mehr kann betören:
Der kennt mich ganz und fühlet, was ich fühle.

Platen gehört, wie Heine, einer kämpfenden Übergangszeit an, die für ein ruhiges, poetisches Schaffen keine günstige ist, was bei der Beurteilung dieser Dichter mit in die Wagschale gelegt werden muß. Beide huldigten anfangs der romantischen Schule; beide sagten sich später nicht nur von derselben los, sondern trugen durch ihre Schriften auch wesentlich zur Auflösung und zum Sturze derselben bei. Platen gebührt insbesondere das segensreiche Verdienst, die Poesie nach Inhalt und Form in die von den Klassikern ge-

schaffenen erhabenen und künstlerischen Bahnen wieder zurückgeführt zu haben, welche von den formlosen, Einheit und Maß verschmähenden Romantikern so sehr verspottet worden waren. Dingelstedt sagt von ihm mit Recht, daß er es gewesen sei, welcher durch sein Drängen auf künstlerische Technik die neue Generation wieder dichten gelehrt habe. Er brachte in die Versmaße wieder die klassische Formenschönheit und wußte die antiken Metra ebenso meisterhaft zu behandeln, wie die modernen. Viele seiner Dichtungen sind nach Inhalt und Form so fein ausgearbeitet, daß sie den echten Künstler verraten. Wenn er es vermied, die weicheren Gefühlssaiten anzuschlagen, so geschah dieses sicherlich in der Absicht, der Gefühlsschwelgerei der romantischen Schule dadurch ebenfalls entgegenzutreten. Der Weltschmerz, der durch den Engländer Byron in unsere Literatur gekommen war, fand in der Brust Platens einen Widerhall; aber der ernste, bis an sein Lebensende ringende Platen kokettierte nicht mit demselben, wie der leichtlebige Heine es tat, dessen Gegner er sein ganzes Leben hindurch blieb, und gegen dessen leichtfertige Manier er durch seine Dichtungen ebenfalls ein heilsames Gegengewicht schuf. Daß in ihm die echte Kraft einer Dichterseele lebt, zeigen nicht nur seine Venetianischen Sonette, die wohl zu den besten gehören, die in der deutschen Sprache gedichtet sind; es zeigen dies auch seine romanzenartigen Dichtungen, die nach Inhalt und Form gleich groß und schön sind, wie: Der Tod des Carus, Das Grab im Busento, Der Pilgrim vor St. Just, Klagelied Kaiser Ottos des Dritten usw. Der elegische Zug, welcher dieselben durchzieht, der graziöse Schwung der Form, der geschichtliche Inhalt, der ideale, auf das Große gerichtete Standpunkt sichern diesen Dichtungen eine bleibende Stätte in unserer Literatur.

Das Grab im Busento.

1. Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

2. Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

3. Allzu früh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

4. Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.

6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

7. Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"

9. Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Was die geschichtliche Grundlage dieses Gedichts betrifft, so sei zunächst bemerkt, daß Alarich, nachdem er in feierlicher Versammlung von seinem tapferen Volke als einer ihrer Kühnsten und Besten auf den Schild gehoben und einstimmig zum König ausgerufen worden war, um das Jahr 400 n. Chr. die Alpen überstieg und in Italien eindrang. Das stolze Rom zitterte. 1100 Jahre lang war die ewige Stadt den Völkern der Erde furchtbar gewesen, und 800 Jahre lang hatte sie keinen Feind in ihren Mauern gesehen, keinen Tribut gezahlt und unermeßliche Schätze aufgehäuft. Die alte Kraft war aber dahin; den tapferen Goten konnte sie nicht widerstehen. Dreimal zog Alarich, der kühne Held, in ihre Tore ein, zum dritten Male am 24. Aug. 410. Wenige Tage darauf verließ er die Stadt, um mit seinem Heere nach Sizilien zu gehen und nach Afrika überzusetzen. Schon waren die Fahrzeuge ausgerüstet, auf welchen die Tapferen mit den erbeuteten Schätzen über die Meerenge von Messina gebracht werden sollten; da erkrankte der Gotenkönig in Cosenza am Busento und starb in einem Alter von 34 Jahren.*)

Dieses Ereignis ist an sich schon geeignet, unsere Teilnahme zu wecken. Fern von der Heimat wird der schöne, jugendliche Held inmitten großer Pläne vom Tode überrascht, wie einst Alexander d. Gr., und niemand ist da, der das begonnene Werk zu Ende führen kann. Was er seinem Volke war, was dieses an ihm verloren hat, könnte nicht ergreifender und auch nicht anschaulicher dargestellt werden, als es in unserm Gedichte geschehen ist. Schon die großartige Bestattung des Königs, eine Tatsache, die einzig in der Geschichte dasteht, zeugt von der außergewöhnlichen Liebe und Verehrung des Volks. Mit all den kostbaren Schätzen, die ihm als Tribut zufielen, und die er als Siegeszeichen mit sich führte, wird er eingesargt. Niemand macht Anspruch darauf; sie sollen dem großen Toten als unantastbares Heiligtum verbleiben. Unantastbar sollen sie auch dem Feinde sein. Dem Lebenden hat dieser nicht zu widerstehen

*) Der Busento entspringt im Neapolitanischen und mündet im Meerbusen von Policastro.

vermocht, an dem Toten würde er feige Rache genommen, seine Gebeine höhnend geschändet und sein Grab geplündert haben. Das hochgesinnte Volk kann nicht eher weiterziehen, bis es auch der Sorge für den Toten durch die Bereitung eines unzugänglichen Grabes sich entledigt hat. Die Treue, die es ihm im Leben bewiesen, will es ihm auch im Tode bewahren. Es leitet das Wasser des Busento ab, und nachdem es wehklagend in dem trockenen Flußbett ein tiefes Grab gegraben und ausgemauert hat, senkt es seinen Führer in goldener Rüstung und nach altem germanischen Brauch auch sein getötetes Schlachtroß in die Gruft und läßt dann den Fluß über das Grabmal wieder hinströmen, so daß niemand seine Stelle aufzufinden vermochte. Keiner der Goten hat je die Stätte verraten — ein schöner Zug deutscher Schweigsamkeit, welche hier einem ganzen Volksstamme beigelegt wird, und der ebenso ein Grundzug der germanischen Heldennaturen war, wie die Treue gegen den Führer, der zuliebe sie auf dem Schlachtfelde das eigene Leben einsetzten, indem es als Schande galt, den Führer in der Schlacht zu überleben, dessen Tod man mehr betrauerte, als den Tod des eigenen Vaters. Einem deutschen Dichterauge ist es nach langer Zeit vergönnt gewesen, die Stätte zu erspähen, wo der Gotenheld ruhet. In nächtlicher Stille hat Platen die Stätte gefunden. Dort hat er die Schatten all der Tapferen heraufsteigen sehen, die treu zusammenstanden mit ihrem Könige in Streit und Sturm, in Kampf und Krieg, in Not und Tod; dort hat sein Ohr die dumpfen, ernsten Klänge ihrer Grabgesänge vernommen, die nimmer verstummen wollen. Die im Leben treu Verbundenen können sich auch im Tode nicht trennen, und es ziehen noch immer den Fluß auf und ab die Scharen, klagend um das Grab ihres Führers. Diese geisterhafte Einrahmung des Gedichts stimmt trefflich zu dem stolzen Heldengeist des tapferen Volkes. Nichts könnte den hohen Sinn dieser hehren Gestalten, nichts ihre große Treue und Liebe, nichts ihren tiefen Schmerz so darlegen, als es die Tränen und die noch fortdauernden Trauergesänge tun. Auf dieses Zeugnis treuer, unvergänglicher Liebe hat der Dichter denn auch den Hauptton gelegt. Sein Gedicht beginnt nicht nur damit, es kehrt auch der Schluß zu demselben wieder zurück, mit der schönen Wendung, daß die Busentowellen, die einzigen, welche um das Geheimnis wissen, die Gesänge weiter tragen mögen von Meer zu Meere zum Ruhme des Volkes und zur Nachahmung der Treue und Anhänglichkeit bis über den Tod. Und die Klänge sind weitergetragen worden über Land und Meer durch die schönen Verse unseres Liedes, das in seinem breit und mächtig dahinwallenden Versmaße einherschreitet wie stolze Wogen und in seinen weichen Reimklängen die Töne ergreifender Wehmut hören läßt.

Trefflich stimmt zu seinem Inhalte nicht nur der majestätisch klingende Vers mit seinem Einschnitte in der Mitte, sondern auch die häufige Anwendung der Alliteration, der schöne Wohlklang der zusammengesetzten Haupt- und Eigenschaftswörter, wie der schöne Wechsel der Vokale. So bewegt sich in den tiefsten Vokaltönen der erste Vers der 5. Str. bei der Zubereitung des Grabes, während in der 8. Str. das helltönende „A“ sich geltend macht, bis zuletzt das ganze Lied in lauter Alliterationen austönt, die wie Welle auf Welle folgen, mit dem überaus wirksamen Schlusse „von Meer zu Meere“, mit welchem es die Totenklage gleichsam über die ganze Erde sendet. Trefflich ausgewählt sind auch die charakterisierenden Beiwörter. Das „blond“ in Str. 3 kennzeichnet den freien Germanen, dessen schönster Schmuck das herabwallende, lockige, blonde Haar war. Die Stellung, welche der Dichter dem Worte gegeben hat, ist außerdem noch höchst wirkungsvoll. Die Habe des Alarich nennt er eine „stolze“, nicht nur wegen ihres kostbaren Wertes, sondern weil sie die Frucht harter, tapferer Kämpfe ist; die Habsucht der Römer dagegen nennt er verächtlich eine „schnöde“, weil sie in ihrer Unersättlichkeit auch vor der Ruhestätte des Toten nicht zurückschrecken würde. Bezeichnend ist ferner das Beiwort „dumpf“ in der 1. Str., indem es das geheimnisvolle und geisterhafte Flüstern der Lieder, von denen man nicht weiß, von wem sie kommen, charakterisieren hilft und in dieser Beziehung dem sich wiederholenden, unbestimmten Fürwort „es“ im 2. Verse, wie dem Zeitworte „lispeln“ zur Seite steht. Eingeleitet wird das Geisterhafte schon durch das mit Nachdruck an die Spitze des Gedichts gestellte Wort „nächtlich“. Die 2. Str. verbreitet über die erste einige Aufklärung, indem wir aus derselben erfahren, daß in nächtlicher Stille die Schatten der klagenden Goten an dem Flusse auf und ab ziehen, und daß sie dort ihren Heldenkönig beweinen. Wir vermuten daher, daß die „dumpfen Lieder“ von ihnen herrühren und Trauerlieder sind, daß der Fluß an ihren Klagen teilnimmt, und daß die Wirbel in demselben die Stätte andeuten, wo der Held begraben liegt. Bestimmt ausgesprochen ist dieses nicht. Das Geheimnisvolle wird dadurch fortgesetzt; zugleich aber wird mit dieser Strophe der Übergang zu der nun folgenden Erzählung gewonnen, die in derselben knappen Weise wie die Eingangsstrophe gehalten ist, eine Weise, wie Platen sie liebt und die ihn ebenso kennzeichnet, wie der schöne, klassische Rhythmus des Verses. Das ganze Gedicht legt außerdem ein beredtes Zeugnis von dem hohen, adeligen Sinn des Dichters ab, der aus der geschichtlichen Überlieferung das Große und Hohe aufzufinden und poetisch zu gestalten verstand bis auf den Ort des Vorganges, von dem die geschichtliche Überlieferung keine nähere Kunde bringt.

Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so muß der erste Teil

desselben, welcher über den Ort und über die Zeit des Vorgangs Auskunft gibt, leise und gedämpft gesprochen werden. Nach den gedehnt zu sprechenden Worten „hinauf“ und „hinunter“ tritt eine kurze Pause ein; das Wort „Alarich“ ist mit klangvoller Stimme zu lesen. Am wirkungsvollsten hebt sich diese Partie des Gedichts von dem zweiten Teile desselben ab, wenn sie flüsternd im Chor vorgetragen wird, worauf dann den zweiten Teil der Dichtung, die Erzählung von Alarichs Begräbnis, mit klarem Tone ein einzelner spricht. Im dritten Teile, welcher den Grund der ungewöhnlichen Bestattung und eine Aufforderung an die Busentowellen zum Inhalt hat, fällt der Chor mit den Worten: „Schlaf' in deinen Heldenehren“ wieder ein und zwar so, daß die erste Hälfte dieses Teiles in begeistertem Chor gelesen wird, und der Schluß des Ganzen gedehnt ausklingt.

Der Pilgrim vor St. Just.

1. Nacht ist's, und Stürme sausen für und für.
Hispansche Mönche, schließt mir auf die Tür!

2. Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

3. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

4. Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

5. Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

6. Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

7. Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Der Inhalt des voraufgegangenen Gedichts bildet in mancher Beziehung einen Gegensatz zu dem vorliegenden. Dort wird ein noch jugendlicher Heldenkönig, der bereits Großes vollführt hat und noch Großes zu vollführen gedenkt, plötzlich in seinen Plänen durch den Tod überrascht: hier sucht ein Herrscher über viele Reiche, alt und lebensmüde, gebrochen an Leib und Seele, eine kleine, stille Klosterzelle auf, mit keinem anderen Wunsch im Herzen, als mit dem Wunsche nach einem Ordenskleide und nach einem Sarkophage. Dort trauert ein ganzes, großes Volk um den Dahingeschiedenen, hier steht der aus der Menschenwelt Scheidende einsam und verlassen, von

niemand betrauert, von niemand beweint. Wer der Pilger ist, der mit gebeugtem Haupte in den öden Mauern des Klosters Aufnahme begehrt, sagt das Gedicht nicht, deutet es aber hinlänglich in der 4., 5. und 6. Strophe an, und zwar jedesmal in dem 2. Verse derselben. Der Pilgrim von St. Just ist kein anderer, als der Kaiser Karl V., welcher im Jahre 1519 mit hochfliegenden Plänen den Thron bestieg, im Jahre 1555 aber zu Brüssel demselben entsagte, darauf nach Spanien ging und in dem in Estremadura gelegenen Kloster St. Just Ruhe für den Rest seines sturmbewegten Lebens suchte. Die dunkle Nacht, in welche der Dichter diese Szene verlegt hat, stimmt trefflich zu dem ganzen Vorgange. Der irdische Glanz, der einst den Kaiser umgab, ist geschwunden und in Nacht versunken; die Sonne, die ehedem in seinem Reiche nicht unterging, ist verblichen; die Stürme, welche für und für sausen und nicht zur Ruhe kommen wollen, verfolgen ihn bis zur Klosterpforte und haben ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgt. Sie haben seine Kraft gebrochen und sein Leben verdüstert. Der müde Pilger sehnt sich nach einem einsamen, stillen Plätzchen, und sein erstes Wort, mit welchem er um Einlaß in das stille Kloster bittet, ist: „Laßt hier mich ruh'n.“ Aber nicht bloß vorübergehend will er hier in den engen Mauern weilen, er hat der Welt für immer den Rücken gekehrt, darum bittet er weiter um ein Ordenskleid, in welchem er von jetzt an wie ein Mönch nur der Andacht obliegen will, ganz der Welt abgewandt, so daß die Glocke, die zum Gebet ruft, ihn nimmer aus Gedanken, die auf die Welt außerhalb der Klostermauern gerichtet sind, wecken und aufschrecken soll, wie dies wohl bei denen der Fall sein kann, welche die Nichtigkeit der irdischen Größe und Herrlichkeit nicht so wie er aus Erfahrung kennen gelernt haben, oder nur durch die Ordensregeln gezwungen in die Kirche kommen. Noch mehr tritt durch seine fernere Bitte, durch die Bitte um einen Sarkophag hervor, wie lebensmüde der Pilger ist.*)

Der folgende Teil des Gedichts bewegt sich bis zum Ende in ergreifenden Gegensätzen, die sich mit jeder Zeile steigern, das Sonst und Jetzt kurz, aber höchst wirksam gegenüberstellen und ganz ungesucht dem müden Kaiser bei dem Anblick des Klosters, in welchem er sein Leben beschließen will, sich aufdrängen. Sonst war ihm mehr als die Hälfte dieser Welt untertan; selbst über den Ozean

---

*) Bekanntlich kam der melancholische Kaiser in seinen Todesgedanken auf den Einfall, noch bei seinen Lebzeiten ein feierliches Totenamt halten zu lassen, als ob er schon gestorben wäre. So legte er sich in einen offenen Sarg und ließ diesen von den Mönchen in die schwarz ausgeschlagene Kirche tragen, Trauerlieder singen und Seelenmessen lesen. Ringsumher brannten Wachskerzen und eine Trauermusik hallte schwermütig durch das weite Kirchengewölbe. Dies alles machte einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüt, daß er wenige Tage darauf, im Jahre 1558, wirklich starb.

erstreckte sich ja sein Reich, und jetzt beschränkt sich sein Gebiet auf den engen Raum einer Klosterzelle; sonst trug er die Kronen der Niederlande, von Deutschland, Österreich, Spanien, Neapel und Sizilien, und jetzt hat das kronenreiche Haupt der Schere sich bequemt und hat nur die Tonsur eines armen Mönchs aufzuweisen. Ehedem erschien er in dem purpurnen Glanze des kaiserlichen Hermelins, und jetzt hüllt den Gebeugten die düstere Mönchskutte ein. Ein Bild des Todes ist er „vor dem Tode schon den Toten gleich". Mit diesen Worten haben die Gegensätze ihren Höhepunkt erreicht. Die Schlußzeile wirft dann noch ein trübes Licht auf das deutsche Reich, welches seiner Auflösung entgegenging, wie der Kaiser. Mit diesem trostlosen Ausblick in die Zukunft schließt das Gedicht, ebenso tragisch wie kurz. Zu spät erkennt der Kaiser, daß er des Herrschers höchstes Ziel, die Kräftigung und Einigung des Reichs, verfehlt hat. Die Ursachen dieses traurigen Ereignisses, welches der Kaiser zwar nicht gewollt, aber doch wesentlich verschuldet hat, sind in dem Gedichte nicht dargelegt; aber schon die Tatsache, daß er dem Throne entsagt und sich in ein Kloster zurückzieht, deutet hinlänglich an, daß er den wach gewordenen, reformatorischen Geist seiner Zeit nicht begriffen hat, und daß seine Herrschaft ein großes, nationales Unglück für Deutschland sein mußte.*)

Der lyrische Charakter des Gedichts gestattete eine weitere Darlegung nicht. Es sind daher alle historischen und geographischen Andeutungen vermieden. Desto anschaulicher und ergreifender ist aber der Grundgedanke durchgeführt: wie ein mächtiger Herrscher freiwillig dem Throne entsagt und lebensmüde ein Kloster aufsucht, um dort den Rest seiner Tage zu vertrauern mit dem niederschlagenden

---

*) „Karl V. beherrschte ein Reich, wie seit Karls d. Gr. Tagen keines bestanden. In seinem ungemessenen Streben nach der alten, universalen Kaisermacht hat er den günstigsten Augenblick, der je gewesen, für das Schaffen der deutschen Einheit ungenutzt vorübergehen lassen. Die Fürstenmacht hat er nicht gebrochen, und die religiöse und nationale Einheit, die beim ersten Aufleuchten als Protestantismus durch eine allgemeine und regelmäßige Reformation hätte erlangt werden können, nötigenfalls mit Gewalt — den Kaiser an der Spitze — sie hat er verhindert. Nur unvollständig gelang eine einseitig kirchliche Reform trotz ihm, und Deutschland blieb hinfort zwei-, ja dreifach in religiöser Hinsicht gespalten. Er hat den Grund zu ungeheurem Zwist, zu religiösen Bürgerkriegen, zu gräßlichem Blutvergießen gelegt. Sein Werk ist der Dreißigjährige Krieg, und das Facit seiner und der universalen Kaiserpolitik überhaupt ist der Westfälische Friede, jenes Zerreißen Deutschlands in Hunderte von kleinen Vaterländern, jenes tiefe Einwurzeln des Partikularismus und des Lokalpatriotismus, also das Gegenteil von deutschem Nationalbewußtsein; nirgends Einheit, nirgends Freiheit, nirgends Deutschland, überall aber ein grenzenloses Elend, Schutt und Trümmer, Jammer und Tränen, nationale und sittliche Verkommenheit." (Grenzboten.)

Bewußtsein, daß sein Reich trotz der Macht, die er besessen, der Auflösung entgegengeht. Auf der knappen Darstellung dieses Grundgedankens beruhet wesentlich die Wirkung des Gedichts. Eine weitere Ausführung würde diese nur abgeschwächt haben. Außer der Knappheit der Darstellung ist aber auch die seelenvolle Musik der Sprache, die sich in den beiden letzten Strophen überwiegend in tiefen Vokalen bewegt, von großer Wirkung, desgleichen der Rhythmus des schweren Verses, der die ganze Lebensmüde des melancholischen Kaisers abspiegelt und die Wirkung, welche an sich schon die zum tiefen Mitgefühl stimmenden Gegensätze üben, noch vermehren hilft. Das Gedicht ist fast liederartig und ist denn auch von dem Altmeister Karl Löwe komponiert worden. Was seine Überschrift betrifft, so sei noch bemerkt, daß Karl V. bei seiner Abdankung in Brüssel in ergreifender Rede auch seine Regierung als eine „stete Pilgerschaft" bezeichnete. Neunmal war er in Deutschland gewesen, sechsmal in Spanien, siebenmal in Italien, zehnmal in den Niederlanden, zweimal in England, zweimal in Afrika und elfmal zur See. Seine letzte Pilgerfahrt trat er nach dem Kloster St. Just an.

---

14. August Kopisch.

August Kopisch wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Als Sohn wohlhabender Eltern konnte er seiner Neigung zum Malen, Dichten und Reisen nach Belieben folgen und zum Zwecke seiner Ausbildung an den verschiedensten Orten sorglos leben. Zuerst ging er nach Prag, um sich auf der dortigen Kunstakademie in der Malerei auszubilden, dann nach Wien und Dresden. Neben der Malerei trieb er eifrig humanistische Studien, besonders zogen ihn die griechischen und altdeutschen Dichter an. Eine erschwerte Biegsamkeit des rechten Handgelenks, die er sich in der Jugend infolge eines Sturzes auf dem Eise zugezogen hatte, trat mit den Jahren immer bedenklicher auf, so daß er schon in Wien öfter sich genötigt sah, nach wenigen Minuten Griffel und Pinsel fortzulegen. Mit den Volksliedern der Serben bekannt geworden, übte er sich nach Art der serbischen, des Lesens und Schreibens unkundigen Improvisatoren, im sogenannten Kopfdichten von Balladen und größeren Erzählungen, ohne vorher etwas niederzuschreiben. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Rom. Sein Handleiden trat hier mit solcher Heftigkeit auf, daß er der Malerei bis auf weiteres entsagte. Wie sehr er imstande war, sich in Italiens Volksleben und Literatur zu vertiefen, beweist eine Sammlung von ihm übersetzter italienischer Volkslieder, sowie eine höchst wertvolle Übersetzung der göttlichen Komödie Dantes. Der Lustspieldichter Camerano brachte ihn sogar als Don Augosto Prussiano aufs Theater. Als vorzüglicher Schwimmer hatte er das Glück, die seitdem weltberühmte blaue Grotte auf Capri zu entdecken. In Neapel wurde er mit Platen bekannt und durch seine liebenswürdige Persönlichkeit diesem innerlich zerrissenen Manne überaus teuer. Derselbe hat seiner Zuneigung zu ihm in einer Ode Ausdruck gegeben, woselbst es heißt:

Stets, doch immer umsonst unter dem fremden Volk,
Sei's auch milde gesinnt, sucht' ich ein zärtliches,
Huldvolles Gemüt, wie du bist,
Ein gewünschtes Gespräch, wie deins.

Im Jahre 1818 kehrte Kopisch nach Deutschland zurück und hielt sich zunächst einige Jahre in Breslau auf, wo er neben literarischen Arbeiten auch die Malerei wieder betrieb und mehrere aus Italien mitgebrachte landschaftliche Skizzen ausführte, die allgemeinen Beifall fanden und meistens in den Besitz des kunstsinnigen Kronprinzen, des nachmaligen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. kamen.

Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Berlin, gab dort eine Sammlung seiner Gedichte heraus, wurde öfter in den Kreis der königlichen Familie gezogen und erhielt 1844 den Ehrentitel „Professor". Bald nach seiner Verheiratung traf ihn am 6. Febr. 1853 ganz unerwartet ein Schlagfluß, der ihn dem kaum gegründeten häuslichen Glücke entriß.

Kopischs Bedeutung für die Literatur beruht zunächst in der Neuheit seiner Stoffe. Wenn Rückert sich dem Orient zuwandte, Chamisso und Freiligrath Stoffe noch weiteren Gebieten fremder Weltteile entnahmen, so blieb Kopisch dagegen ganz auf deutschem Boden, indem er sich den Reliquien des deutschen Heidentums, denen die Brüder Grimm als Forscher und Erzähler eine hohe Anerkennung verschafft hatten, zuwandte und dieselben poetisch gestaltete. Auch humoristische Volksschwänke zog er in den Kreis seiner Dichtungen, und wenn einer dazu berufen war, diese Stoffe der Literatur unserer Poesie einzuverleiben, so war er es.*) „Nur ein so kindlich-sinniges, treuherziges Gemüt" (bemerkt Barthel in seiner deutschen Nationalliteratur) „war fähig, sich in die kleine wispernde, neckisch-gutmütige Welt der Elfen und Kobolde, der Alräunchen und Heinzelmännchen hineinzudenken; nur eine so fröhliche, vom heitersten Humor getragene Natur, wie er, konnte den volkstümlichen Schwänken, in denen die Krähwinkelei der deutschen Ortschaften, die Borniertheit unserer Kleinstaaterei und vorzüglich die unglaubliche Dummheit des Klüglings zum Nutz und Frommen praktischer Lebensklugheit dargestellt werden, Geschmack abgewinnen und selbst wieder genießbar machen. Dieses tut er nun vor allem in seiner Gedichtsammlung „Allerlei Geister". Hier purzeln und springen, hier huschen und tappen die Elfen, die Hauskobolde, die Zwerglein, kurz alle die Geisterchen des altdeutschen Heidentums kraus und bunt durcheinander und spielen mit ihrem diensamen, aber unsichtbaren Tun, mit ihren neckischen Liliputerstreichen, mit ihrem scheuen und doch den Menschen gern sich zugesellenden Wesen überall die Hauptrolle. Oder es treten uns die hochweisen Räte und Bürgermeister kleiner Orte entgegen, die, klug sich dünkend, einen dummen Streich über den andern machen; und Histörchen bekommen wir zu hören von dieser und jener Gemeinde, deren Horizont nicht weiter geht, als die Grenze ihrer Feldmark, und die deshalb alles als ein Mirakel anstaunt, was von draußen herein zum ersten Male bei ihr eintritt. Und das alles ist so gemütlich und geschwätzig, so leicht, so spielend erzählt, aus dem allen blickt ein so schelmisch gutmütiges Herz, ein so kindlich reiner Humor, daß

*) Unter den Gedichten von Kopisch sind die vielgesungenen Lieder: „Geschichte von Noah", „Der Trompeter" und „Blücher am Rhein" die bekanntesten.

man bei Lesung dieser Sächelchen selbst wieder zum Kinde werden und an ihnen wieder das Lachen lernen könnte, wenn man es im Zwiespalt und Mühsal des Lebens etwa sollte verlernt haben."

Die Heinzelmännchen.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten, ...
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all sein Tagewerk .... bereits gemacht!

2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war;
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'!
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken, ...
Eh' sich's der Zimmermann versah, ...
Klapp! stand das ganze Haus .. schon fertig da!

3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen backten Brot,
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben

Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, . . das neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh';
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
Tat der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst schon da zum Ausverkauf!

5. Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten;
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten

Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten;
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

7. Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht' sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kamen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden all!

8. O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist hier mehr am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber tun!
Ein jeder muß fein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Nicht alle Märchen und Sagen, welche ihren Ursprung der heidnischen Anschauungsweise unserer Vorfahren verdanken, von deren Glauben sie, wenn auch in halbverwischten Spuren, Kunde geben, haben ein so heiteres Gepräge, wie die Märchen von den Heinzelmännchen. Diese kleinen, drolligen Geister verkehren ganz traulich mit den Menschenkindern, während andere feindlich gegen dieselben gesinnt sind und daher gefürchtet und gemieden werden. Ich erinnere nur an die tückischen Nixen und Elfen, wie an den gefürchteten wilden Jäger. Grimm hat in seiner deutschen Mytho-

logie unwiderleglich nachgewiesen, daß der Glaube an das wütende Heer der Sache und dem Namen nach aus dem germanischen Heidentume stammt und in der Erinnerung an den ersten und obersten Gott der Germanen, an Wodan oder Wuotan, wurzelt. Das Christentum verwandelte diesen Gott in ein verworfenes, teuflisches Wesen aus der Menschenwelt und faßte seinen Umzug als eine Strafe für seine unmenschliche Jagdlust und für seine Versündigung am dritten Gebote auf. Je mehr sich das Christentum befestigte und die Gefahr des Rückfalls schwand, desto freundlicher gestaltete sich auch wieder das Verhältnis zu der Glaubenswelt unserer heidnischen Altvordern. Dieses freundliche Verhältnis tritt namentlich in den alten, niedlichen Zwergsagen auf.*) Die sittlichen Beziehungen fehlen indes auch da nicht. Ist doch das schon ein schöner Zug an den Heinzelmännchen, daß sie die Stille der Nacht zu ihrem Wirken und Schaffen wählen. Sie wollen nicht, daß dieses gesehen werde. Bewundert wollen sie nicht sein, Dank auch nicht haben. Unerkannt zu bleiben, ist ihr Verlangen! Kopisch hat in seinem Gedichte dieses nicht unbeachtet gelassen. Trotz des Humors, mit welchem er den Stoff behandelt, hat er demselben doch auch einen tiefen Ernst gegeben, der auf dem Hintergrunde einer sittlichen Weltanschauung ruhet, was bei dem wahren Humor stets der Fall ist. Die stillen, guten Heinzelmännchen stellen ihre Arbeit ein, weil man sich ihrer Gunst unwürdig gezeigt hat. Gröblich hat sich die Frau des Schneiders (Schneider spielen vielfach in den Märchen eine Rolle) an diesen gutmütigen und arglosen Wesen versündigt. Von Neugierde geplagt, diesem uralten Fehler der Frauen, zerstört sie in liebloser und leichtsinniger Weise ein Verhältnis, welches recht eigentlich auf Vertrauen und Glauben beruhte und nur in dankbarer Gesinnung erhalten werden konnte. Nun sind sie fort, die zarten, leicht verletzlichen Wesen. Nur in der Poesie leben sie noch und werden fortleben für alle Zeiten. Ihre Unsterblichkeit ist in kindlicher Weise am Schlusse vieler Märchen selbst ausgesprochen, wenn diese ihre Erzählungen von den wunderbaren Abenteuern, welche die Menschenkinder in dem Reiche dieser Geisterwelt erfahren haben, mit den ahnungsvollen Worten endigen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch."

Die erzählenden Partien unseres Gedichts sind in die Anfangs- und Endzeilen jeder Strophe gelegt. Dieselben schildern, mit Ausnahme der beiden letzten Strophen, in anschaulicher Weise das faule und bequeme Leben der Menschen in der seligen, alten Zeit, wo man sich nur auf die Bank zu legen brauchte, und hatte

*) Vergl. Goethes „Hochzeitslied" Teil I der „Erläuterungen".

man ausgeschlafen, so war von den kleinen, freundlichen und überaus kunstfertigen Hausgeistern alle Arbeit verrichtet worden, flinker und besser als von Menschenhänden. Mit rührender Aufopferung plagen und placken sich jene, wenn sie nicht beobachtet werden, und hätten die Menschenkinder niemals im Stich gelassen, hätten sie auch jede Nacht hindurch sich regen und rühren müssen. Trefflich ist die Hast der fürsorglichen Geschäftigkeit dieser kleinen Wesen (und darin liegt das Komische) den faulenzenden Menschen gegenüber durch den Rhythmus, wie durch die Fülle und Wahl der Zeitwörter dargestellt. Diese bewegen sich im Gegensatz zu den jambischen Anfangs- und Endzeilen in munteren Daktylen und Trochäen und sind so gewählt, daß sie schon durch ihren Klang in sinnlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit die verschiedenen Gewerbe kennzeichnen. Dem entsprechend muß auch ihr Vortrag sich gestalten. Die Wirkung wird um so größer sein, wenn man die Anfangs- und Endzeilen der Strophen im Chor und das Rhythmenspiel des heinzelmännischen Treibens von einzelnen Schülern lesen läßt. Jede dieser Partien hat der Vortragende im langsamen Tempo zu beginnen, mit beschleunigterem Gange aber bis zum Ende fortzuführen, bald im kräftigen, bald im leisen, bald im mühsamen Tone, je nach der Art der zu verrichtenden Arbeit. Die vorletzte Strophe muß zuletzt einen aufruhrartigen Gang annehmen und das „Husch, Husch" möglichst rasch gelesen werden. Den Schluß des Ganzen läßt der Chor kindlich wehmütig ausklingen. Man vergleiche zu diesem Zwecke die Zeitwörter, welche die leichte und flinke Art der Schneiderarbeit darstellen, mit denen, welche die Arbeiten des Zimmermanns vorführen. Dort herrscht das feine, leichte, scharf-zugespitzte i vor, hier dagegen das gewichtige, kräftige, weithin hörbare a, während die tiefen und schweren Vokale o und u in den Arbeiten des Bäckers sich geltend machen usw. Bei einem guten Vortrage des Gedichts kann das herzliche Lachen nicht ausbleiben. Das Gedicht hat dann seine Wirkung erreicht. Noch sei bemerkt, daß nach einem alten Volksglauben gestreute Asche die Fußstapfen der kleinen Kobolde sehen läßt; streuet man aber Erbsen, so gleiten die kleinen Wesen aus, fallen hin und verlassen dann aus Verdruß das Haus. Mit ihnen schwindet der Wohlstand desselben. Aber nur ungern trennen sie sich von den Menschen. In alten Zeiten waren ihnen stille, heilige Haine geweiht, in denen man ihnen Brot, Milch und Bier als Dankopfer für ihre Hilfe brachte. Nahm jemand Erde von der Stätte, wo sie sich aufhielten, und tat dieselbe in einen Hut, bedeckte dann seinen Kopf mit demselben, so konnte er die kleinen Wesen sehen. Dieser Glaube ist in dem folgenden Gedichte verwandt.

Des kleinen Volkes Überfahrt.

1. „Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus!“
„„Tipp, tipp!““ „Wer mag das sein?“
Der alte Fährmann geht hinaus;
„„Tipp, tipp!““ „Wer mag das sein?“
Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond;
Die Sache deucht ihn ungewohnt. —
Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
Wir sind ein winzig Völkelein
Und haben Weib und Kindelein.
Fahr' über uns, die Müh' ist klein,
Und jedes zahlt sein Hellerlein;
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!

2. Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerschlag
Und schießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag.“ —
Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„Ich will euch fahren, kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!“
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah!
Er wußte nicht, wie ihm geschah;
Es klang wie fern und war doch nah,
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.

3. Der Schiffer ruft dem Knechte sein;
Er kommt .... Die kleinen Wesen schrei'n:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!“ —
Da mußt' er wohl behutsam sein.
Tück, tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und stapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Weint, ruft und zankt sich überquer,
Es drängt und zwängt sich immer mehr:
„Fahr' ab, der Kahn will sinken!
Fort, eh' wir all ertrinken!“

4. Der Schiffer stößt vom Ufer los,
Und als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
„Au!“ schrie die ganze kleine Schar.
In Ohnmacht fiel da manche Frau,
Das hörte man am Ton genau.
Nun dappelt's hinaus
Mit Katz' und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch
Mit Kisten und Kasten und Federwisch!
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch!
Nichts sieht man; doch am Schalle
Hört man: hinaus sind alle. —

5. Nach holt er wieder neue Schar;
Die lärmt hinaus, — er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das Tück, tück, tück!
Er fährt den letzten Teil zum Strand,
Der Mond geht unter am Himmelsrand;
Doch dunkelt es nicht.
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein
Wie von Johanniswürmelein . . . .
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen.

6. O, welche Wunder er nun sah!
Der ganze Strand war all bedeckt;
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold
Und Edelstein' und rotes Gold.
Hei, denket der Knecht,
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan . . . .
Da merket ihn ein kleiner Mann
Und fängt ein Zeterschreien an!
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

7. Drauf flog es her wie Erbsen klein;
Es mochten kleine Steinchen sein,
Die warfen sie mit großer Pein
Und ächzten mühsam hinterdrein.
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!"
Sie wenden geschwind
Herum wie der Wind
Und stoßen eilig ab vom Land
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es noch vom Strand:
„Das Flieh'n war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nicht zurücke!" —

Auch in diesem Gedichte treten die Heinzelmännchen wieder zur Nachtzeit und wieder als durchaus gutmütige Wesen auf, in denen kein Falsch ist, ganz wie bei den Kindern. Jedes zahlt richtig und redlich sein Hellerlein, obschon bei der Dunkelheit und bei den Zehntausenden vielen es ein leichtes gewesen wäre, ohne Bezahlung in den Kahn zu schlüpfen und sich übersetzen zu lassen. Ihrer Ehrlichkeit und ihrer schönen, kindlichen Einfalt gegenüber erscheint die Habgier des Knechts in einem um so grelleren Lichte. Wir gönnen ihm die kleine Züchtigung und die Angst, die er zu erleiden hat. Als Grund des Abzuges wird hier das viele Schießen und Trommeln, das Läuten und Hämmern angegeben. An die Stelle der bisherigen Ruhe ist in der Menschenwelt eine Hast und Unruhe, ein Ringen um Besitz und Herrschaft, ein lautes Treiben und Jagen nach Erwerb getreten, daß den armen Heinzelmännchen gar unheimlich unter den Menschen zumute wird; denn sie lieben die Stille. Wo die Industrie und die Maschinen einziehen, die Webstühle schnurren und die Räder der Hammerwerke sausen, wo Habgier und Gewinnsucht die Welt leitet, da nehmen die kleinen, guten Erd- und Hausgeister Reißaus, da weinen und klagen sie, da ist es vorbei mit dem harmlosen Gemütsleben, vorbei auch mit Volkspoesie und scherzhaften Erzählungen.

Das kleine Völkchen ist wieder mit unnachahmlichem Reiz gezeichnet. Seine Behendigkeit und Geschicklichkeit in allerlei Arbeiten hatten wir schon in dem voraufgegangenen Gedichte kennen gelernt; hier werden uns nun die kleinen Wesen selbst vorgeführt und zwar so anschaulich, daß wir glauben, das kleine Volk kribbele und krabbele mit seinen Kinderchen und Kästchen, mit seinen Laternchen und seinen Goldsächelchen unmittelbar vor uns. Wir hören es ächzen und „Au" schreien, sehen es hastig zwischen den Gras-

halmen und Blumen hin und her rennen, sehen, wie es mühsam die kleinen Steinchen dem Knechte nachwirft: so sehr hat der Dichter Auge und Ohr in Spannung zu versetzen und auf die innere Anschauung einzuwirken gewußt. Es ist ihm dies wiederum vorzugsweise durch den Gebrauch solcher Zeitwörter gelungen, die in sinnlicher Lebendigkeit die Zustände und Tätigkeiten des stillen Zwergvölkchens wiedergeben, durch den Klang schon wirken und als Reimwörter nicht bloß am Ende der Zeilen, sondern auch in denselben auftreten. Goethe hat bereits in seinem „Hochzeitsliede" von diesem Mittel Gebrauch gemacht. Kopisch hat es in noch ausgedehnterem Maße glücklich anzuwenden verstanden. Aber nicht allein durch Zeitwörter, wie trippelt und dappelt, drängt und zwängt, flüstert und schreiet, ächzt und stapft hat der Dichter den ganzen Vorgang lebendig, man kann sagen bis zur Plauderhaftigkeit lebendig, darzustellen gewußt, er hat auch zur Versinnlichung noch besondere, lautmalende Wörter dabei zu Hilfe genommen, wie pirr, puh, puh, tipp, tipp, tück, tück — die durch die Wiederholung um so eindringlicher werden. Nicht minder trägt zur Lebendigkeit die Zusammenstellung von solchen lautverwandten Wörtern bei, die im Munde des Volkes als beliebte Reimklänge fast immer zusammen genannt werden, wie Kind und Kegel, Kisten und Kasten, drängt und zwängt. Dem Inhalte angemessen ist ferner der häufige Gebrauch der Verkleinerungssilbe „lein", wie die häufige Wiederholung des Lautes ei in den Reimklängen. Die gemütliche Teilnahme an den Erlebnissen des kleinen, ehrlichen Völkchens wird dadurch um so inniger. So zeigt denn auch dieses Gedicht, welch ein bedeutendes Talent Kopisch für humoristische Dichtungen besaß. Seine rednerische Frische, seine sprühende Lebendigkeit der Sprache, seine fröhlich-tändelnde Handhabung des Reims und des Verses waren für die „kleinen Geister" wie geschaffen. Er entfaltet in der Behandlung der Sprache eine Meisterschaft, in der er Rückert sehr nahe kommt. Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so wird derselbe um so wirksamer, wenn das Gedicht, wie das voraufgegangene, ebenfalls mit verteilten Rollen und mit Anwendung des Chorsprechens vorgetragen wird. Für das letztere eignen sich vorzugsweise die erzählenden Partien, im halben Chor und gedämpften Flüsterton die Worte des winzigen Zwergvolks, mit kräftiger Stimme, von einem einzelnen vorgetragen, die Äußerungen des alten Fährmannes, die bald verwundernd, bald befehlend usw. ausgesprochen werden müssen.

Der Mäuseturm.

1. Am Mäuseturm, um Mitternacht,
Des Bischofs Hatto Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

2. Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein!

3. Du flohst auf den Rhein in den Inselturm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm!
Du schlossest den Turm mit eherner Tür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür;

4. Sie fraßen dir Speise, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt!
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

5. Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

In dem herrlichen Rheintale steht unweit Bingen mitten im Rheine auf einem Felsenriff einsam wie eine Warte ein alter Turm, dessen Bau auf die graue Vorzeit des Mittelalters hindeutet, obschon das spitze Dach und die alten Ecktürmchen, welche ihn einst zierten, verfallen sind. Dieses rätselhafte Bauwerk führt den Namen Mäuseturm. Finster schauet derselbe auf die ihn umwogenden, grünen Fluten; unheimlich rauscht das Wasser in seiner Nähe; voll Angst blickt der Schiffer zu ihm auf, einst mehr als jetzt; denn nicht weit von ihm befindet sich das gefürchtete Binger-Loch, ein berüchtigtes Felsenriff, das ehedem jede Fahrt auf dem Rhein durch den Strudel, den das Riff verursachte, gefahrvoll machte, heutzutage aber durch das Wegsprengen einzelner Felsen weniger gefürchtet ist. Kaum wird noch von den einstigen Gefahren dieses Strudels erzählt; aber von dem düstern Mäuseturm geht heute noch, wie vor vielen hundert Jahren, folgende wunderbare Sage von Mund zu Munde:

Um das Jahr 968 starb der Erzbischof Wilhelm von Mainz, und an seine Stelle kam der fuldaische Abt Hatto. Dieser Hatto war ein sehr geiziger Mann und wurde von diesem Laster so eingenommen, daß er sich weder vor Gott, noch vor den Menschen fürchtete. Als er nun das Erzbistum Mainz ein Jahr hindurch regiert hatte, entstand eine große Teuerung; darum kamen die armen, hungrigen Leute in Haufen zu ihm und baten um Gottes willen, er wolle doch sein Kornhaus auftun und ihnen das liebe Korn um einen billigen Preis verkaufen. Aber Erzbischof Hatto ließ sie in eine große Scheune führen. Die armen Leute wußten

und gedachten nichts anderes, als er würde ihnen daselbst das Korn zumessen lassen und, wo nicht gar schenken, doch für ein Geringes verkaufen. Erzbischof Hatto ließ die Scheuer ringsumher zumachen und steckte sie in Flammen an. Die armen Leute, als sie sahen, daß sie vom Feuer rings umgeben seien und darin so elendiglich verderben müßten, fingen kläglich an zu schreien und zu heulen. Der Bluthund aber lachte und sprach zu denen, die bei ihm waren: „Höret, wie meine Brotratzen und Mäuse pfeifen."

Aber der gerechte Gott im Himmel konnte der armen Leute Tod und Untergang nicht ungerächt lassen. Darum, weil sie der Erzbischof Hatto von Mainz so verachtet und für Mäuse und Brotratzen gescholten, tat Gott ein solch Wunderzeichen, daß die kleinen Tierchen, die Mäuse, haufenweise zu ihm einliefen. Sie nagten und bissen ihn, daß er nicht wußte, wo aus oder ein, und niemand konnte den Mäusen wehren, so viel waren ihrer und liefen immer in Haufen zu, so daß alles um ihn wimmelte von Mäusen. Sie krochen ihm auch in die Speise, in die Ohren und auf den Leib, und er hatte Tag und Nacht keinen Frieden vor ihnen.

Als er nun, von steter Angst getrieben, in Furcht war, es möchten die Mäuse gar ihn auffressen, ließ er einen Turm mitten in den Rhein bauen bei Bingen, in der Meinung, da vor ihnen sicher zu sein; aber das half gleichwohl nicht, denn die Mäuse schwammen zu ihm über den Rhein und kamen ihm an den Turm, und ward also Erzbischof Hatto von den kleinen Tierchen, den Mäusen, zu Tode gefressen. Das geschah im Jahre 969, und zu ewigem Gedächtnis wird derselbe Turm noch heutigen Tages der Mäuseturm genannt.

Diese Sage hat mit vielen andern Erzählungen des dichtenden Volksgeistes das gemein, daß sie Gericht hält über das grauenvolle Vergehen eines Mächtigen, den der strafende Arm des irdischen Richters nicht zu erreichen vermochte. Nicht selten sind es die Sünden hoher, kirchlicher Würdenträger, ihr Geiz und ihre Habsucht, ihre Hartherzigkeit und ihr Übermut, welche den Stoff zu derartigen Sagen gegeben haben. Bezeichnend für den vorliegenden Fall ist es, daß kleine, ohnmächtige, in dunklen Höhlen lebende Mäuse als Rachegeister für so schnöde vergossenes Blut auftreten und den mächtigen Frevler fort und fort verfolgen.*) Kopisch hat auf diesen Zug der Sage auch den Hauptton gelegt und der bekannten Freveltat des Bischofs nur kurz in der 2. Str. gedacht.

---

*) Das Alte Testament hat ebenfalls einige Erzählungen, in welchen die Mäuse das Amt des Strafgerichts übernehmen. In der deutschen Mythologie gehören sie zu den heiligen Tieren des Wuotan und seiner Gemahlin Holde, in deren Gefolge sie sich am nächtlichen Himmel im wilden, wütenden Heere befinden.

Wie die Erinnyen der Alten dem Verbrecher an keinem Orte Ruhe ließen, ihn sogar im Reiche der Schatten nicht freigaben (man vergleiche den Chorgesang der Eumeniden in den Kranichen des Ibykus), so läßt Kopisch hier glühende Mäuse den Missetäter erbarmungslos bis über den Tod hinaus verfolgen. Keine Gewalt und Waffe ist imstande, ihn zu schützen; in keinem der Elemente vermag er sich zu bergen, weder auf dem festen Lande, noch auf dem Wasser, noch hoch in der Luft. Unaufhaltsam schwimmen die kleinen Rachegeister in dichtgedrängten Scharen durch den Rhein hindurch, zernagen mit ihren weißen Zähnen das feste Gestein des Turmes, auf dessen luftige Höhe der Übeltäter sich geflüchtet hat, fressen seine Speise, fressen seine Lagerstatt, fressen schließlich ihn selber zu aller Graus, wie es in Str. 4 heißt, wo die Wiederholung des Wortes „fressen" in schauriger Weise andeutet, daß nichts imstande gewesen ist, sich ihrer zu erwehren. Und als sie nun den Körper und die Habe des Bischofs, ja sogar seinen Namen elendiglich vernichtet haben, da verfolgen sie ruhe- und erbarmungslos seine Seele. Diesen Zug hat die Sage nicht. Der Dichter hat dadurch dieselbe nicht nur grauenvoller gestaltet, er hat sie durch diesen Zug bis in die Gegenwart fortgesponnen, und wenn er am Schlusse hinzufügt, daß die Schiffer noch heute um die Zeit der Mitternacht die Nähe des Turmes meiden, so hat er damit für die Glaubwürdigkeit der Sage auch ein Zeugnis aus unserer Zeit ausgestellt, wie dieses in ähnlicher Weise von Bürger mit der Sage vom „wilden Jäger" geschehen ist, in der es am Schlusse der Ballade heißt, daß manches Jägers Mund es bezeugen könnte, daß der gottlose Rheingraf, der für seine Missetat ebenfalls weder auf der Erde, noch über der Erde, noch unter der Erde Ruhe gefunden hat, um Mitternacht in den Lüften von den Hunden der Hölle erbarmungslos gejagt werde.

---

15. Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel wurde am 17. Okt. 1815 in der alten Reichsstadt Lübeck geboren, wo sein Vater, eine fromme, herzgewinnende Persönlichkeit, Prediger war. In seinem Geburtsorte ist er auch gestorben, am 6. April 1884. Die dankbare Vaterstadt hat ihm ein schönes Denkmal gesetzt. Anfangs wollte er auf der Universität zu Bonn, die er 1835 bezog, Theologie und Philologie studieren; doch bald erkannte er, daß beide Wissenschaften auf eine gründliche Weise sich nicht vereinigen lassen, und so änderte er seinen Plan und widmete sich ganz dem Studium der klassischen Philologie und der schönen Literatur. Im Jahre 1836 ging er, seine Studien fortzusetzen, nach Berlin. Obschon die landschaftliche Umgebung dieser Stadt dem aus dem herrlichen Rheinlande kommenden Poeten nicht besonders zusagte, so fand er doch in dem Umgange mit Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig und besonders mit dem tiefen Kenner und Forscher der Kunstgeschichte Franz Kugler reichen Ersatz und eine Anregung, welche die Natur an sich, auch die schönste, nimmer zu geben vermag. Wie fast alle Dichter durch die Bekanntschaft mit der alten, klassischen Welt von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Süden ergriffen werden, so war dieses auch bei Geibel der Fall. Seiner quälenden Sehnsucht hat er in dem ergreifenden Liede „Der Zigeunerbube im Norden", das er schon als Gymnasiast dichtete, wie in dem folgenden Liede einen schönen Ausdruck gegeben:

Ich blick' in mein Herz und ich blick' in die Welt,
Bis vom Auge die brennende Träne mir fällt.
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche sie nicht.
O die Schranken so eng und die Welt so weit
Und so flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün
Um versunkene Tempel die Trauben glühn,
Wo die purpurne Woge die Ufer beschäumt

Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt;
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn,
Und ich komme nicht hin!

O hätt' ich Flügel durchs Blaue der Luft,
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft!
Doch umsonst! Und Stunde auf Stunde entflieht —
Vertraure die Jugend, begrabe das Lied! —
O die Schranken so eng und die Welt so weit
Und so flüchtig die Zeit!

Sein Sehnen sollte jedoch gestillt werden. Noch ehe er seine Studienzeit vollendet hatte, wurde ihm durch Vermittelung von Freunden eine Hauslehrerstelle in Athen bei dem russischen Gesandten Katakasy angetragen. Im Frühjahr 1838 trat er seine Reise an, verweilte einige Monate in Süddeutschland und Oberitalien, kam im Juni des Jahres nach Athen und fand, wenn auch nicht gleich, so doch später Zeit, das herrliche Land des Mustervolkes der Kunst nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und an den von der Poesie geweihten Stätten zu ruhen und zu dichten:

Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder,
Blättre wieder, und so fliehn mir die Stunden dahin.
Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ist's das Gefühl, selber ein Dichter zu sein.

Die reiche Zahl „östlicher Lieder" gibt Zeugnis von den tiefen und anregenden Eindrücken, die er empfing. Erhöhet wurde die Freude dieser glücklichen Tage noch durch den Umgang mit einem trauten Schulgenossen, Ernst Curtius, einem fein gebildeten Manne, der schon längere Zeit in Griechenland sich aufgehalten hatte. Mit demselben machte er eine für seine poetische Ausbildung höchst fruchtbare Reise nach den Kykladen und veranstaltete mit ihm später eine Reihe Übersetzungen aus altgriechischen Dichtern. 1840 kehrte Geibel nach Deutschland zurück, zunächst nach Lübeck und gab seine Gedichte heraus, deren erste Sammlung bei dem Brande einer Druckerei untergegangen war. Während seines Aufenthaltes in Lübeck widmete er sich nun auch dem Studium der romanischen Sprachen, namentlich des Spanischen, wobei ihm ein Freund seines Vaters, der Baron Karl von Marlsburg, insofern sehr behilflich war, als er ihm seine ansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher zur Benutzung bot und ihn einlud, auf sein Schloß Escheberg bei Kassel zu kommen, um dort in voller Muße die reiche Bibliothek zu studieren. Geibel folgte dieser Einladung und verlebte in der traulichen Waldeinsamkeit und im Genuß der liebenswürdigsten Gastfreundschaft ein überaus glück-

liches Jahr. Die Früchte dieses Aufenthalts waren seine Volkslieder und Romanzen der Spanier, seine Zeitstimmen und auch eine Vermehrung seiner bereits erschienenen Gedichte. 1843 wurde er um Neujahr mit der Nachricht überrascht, daß ihm der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ein Jahresgehalt ausgesetzt habe, damit er sorgenfrei der Muse leben könne. Im Frühjahr 1843 begab er sich nach St. Goar zu Freiligrath, mit dem er einen poetischen, liederreichen Sommer verlebte. Im Herbst ging er nach Weinsberg zu Justinus Kerner, dann nach Stuttgart, wo er den Winter im fruchtbaren Verkehr mit Schwab, Mörike u. a. zubrachte. Auch in den folgenden Jahren ist er viel umhergereist, wobei seine Muse jedoch nicht schwieg. Erwähnt seien nur seine Juniuslieder, seine Sonette für Schleswig-Holstein und das kleine Epos Sigurts Brautfahrt. Im Sommer 1852 wurde er von dem Könige Max II. von Bayern als Professor der Literatur und Ästhetik nach München berufen, wo er sich nach seiner Verheiratung mit Amanda Trummer, die ihm aber schon 1855 durch den Tod wieder entrissen wurde, niederließ. Das Münchener Verhältnis lockerte sich durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866, so daß unser Dichter sich genötigt sah, in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Als Geibel auftrat, hatten sich die politischen Zeitinteressen so sehr der Poesie bemächtigt, daß diese fast darin auf- und unterzugehen schien. Mehr und mehr sank sie zu einer Dienerin des wechselnden Parteitreibens herab. Da war es nicht mehr die Freiheit, die sie predigte, sondern die Anarchie, nicht die Einheit, sondern die Zerrissenheit. In dieser gärenden, aufgeregten Zeit sprach Geibel das bedeutsame Wort:

„O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordenen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel."

Die Poesie war Geibel mehr als eine bloße Dienerin vorübergehender Tagesrichtungen, ihm war sie ein Kultus des Göttlichen, Hohen und Edlen. Auch er wollte ein freies, geachtetes und einiges Deutschland, aber nicht auf dem anarchistischen Wege der jugendlichen Anstürmer, die alles Hergebrachte über den Haufen stürzen wollten, mit Vorliebe nach den politischen Einrichtungen Frankreichs blickten, und diese auf den ganz anders gearteten deutschen Boden zu verpflanzen suchten. Offen trat er daher 1842 dem Dichter entgegen, der vor allem darauf ausging, zum Aufruhr anzufeuern, Georg Herwegh. Einige Strophen aus diesem Liede, mit welchem er Herwegh, bei aller Anerkennung seines Dichtertalents, den Fehdehandschuh hinwarf, lauten:

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weis' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten,
Daß jeglicher nach seiner Brust,
Das Ärgste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl — schieß er, ohne fest zu zielen;
Doch wer, vom Wetterlicht umblitzt,
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr! ein Sä'mann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh'
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Ich sing' um keines Königs Gunst;
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen deines Brandes;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Das sind edle, männliche Worte. Hätte der Dichter um die Gunst der stürmisch bewegten Zeitgenossen buhlen wollen, er hätte dem viel gefeierten Herwegh den Fehdehandschuh nicht hingeworfen. Geibel stand die Dichtkunst höher als diese Gunst, die zugleich ein Zeugnis von der politischen Unreife und Unklarheit jener Tage ablegt. Man sympathisierte und fraternisierte in Reden und in

Liedern sogar mit den Polen und Negern, mit den Indianern und Proletariern, die man in der phantastischsten Weise überschätzte. Manche Lieder aus jener Zeit — und nicht bloß die Herweghs — könnten in jeder sozialdemokratischen Liedersammlung stehen und stehen auch vielleicht darin. Geibel, kein Freund der bloßen Verneinung, der politischen Schlagwörter und Phrasen, hinter welche sich nur zu oft schlechte Leidenschaften verstecken, sah weiter und blickte tiefer. Er singt auch von Freiheit, aber, wie Schiller, nicht von einer Freiheit, welche die dämonischen Mächte der menschlichen Natur heraufbeschwören hilft, sich hinwegsetzt über Ehre und Treue, über Obrigkeit und Vaterlandsliebe und die wildesten Ausschweifungen im Namen der Freiheit verübt. Auch ihm steht das Wort Sittlichkeit höher als das berauschende Wort Freiheit, da diese ohne jene keinen Wert und keinen Beistand hat und unter dem Worte Freiheit jede Partei etwas anderes sich denkt. Das Ziel, welches er unverrückt sein ganzes Leben hindurch im Auge behalten hat, ist ein geachtetes, geeinigtes und mächtiges Deutschland, das auf dem Wege der Parteileidenschaften und des revolutionären Umsturzes nicht zu erreichen war. Schon als Jüngling ersehnte er solches Deutschland und gab dieser Sehnsucht von einer Wiederherstellung des deutschen Reiches in seinem „Friedrich Rotbart" und in „Barbarossas Erwachen" Ausdruck. Im Jahre 1846 trat er in patriotischer Entrüstung den Anmaßungen Dänemarks entgegen und rief in 12 Sonetten, die den geharnischten Sonetten Rückerts nicht nachstehen, Deutschland schon damals zum Kampfe gegen Dänemark auf. Auch Elsaß-Lothringen verlor er nicht aus dem Auge. Er trat überall da ein, wo es galt, Deutschlands Ehre zu wahren. Mit prophetischem Geiste hat er manches, was sich später erfüllte, vorausgeschauet: die Wiedergewinnung Schleswig-Holsteins wie die von Elsaß-Lothringen, den Ausbruch der Revolution wie die Einigung Deutschlands unter Kaiser und Reich, und hat diese Klänge in seinen „Heroldsrufen", die bis in die Jahre 1870 und 71 reichen, niedergelegt. Der Sänger und der Seher sind in ihm vereint, so daß auf ihn das Schillersche Wort in den „Vier Weltaltern" angewandt werden kann:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.

Das Revolutionsjahr 1848, mit seinen Barrikadenhelden und Freischaren, konnte nicht anders als beklemmend auf Geibel wirken, ebenso das Frankfurter Parlament mit seinem verblendeten Parteihader, wie auch die darauf notwendig folgende Reaktion. Dennoch hat er die Hoffnung und den Glauben, den Mut und das Ver-

trauen nicht verloren. Wiederholt versuchten es die revolutionären Dichter, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Er aber blieb dem „Sterne", der ihn leitete, treu und antwortete:

Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
„Komm her und woll' uns endlich angehören;
Der rüst'ge Harfner sei zu unsern Chören,
Und schling als Kranz sein Lied um unsern Wein."

Mein ewig Echo bleibt ein ruhig: Nein!
Denn zu der Fahnen keiner kann ich schwören;
Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören,
Ich folge meinem Stern und geh allein.

Dem Wandrer bin ich gleich am Felsenhang,
Dem schroff die Wand sich türmt zur Seite,
Zur Linken braust der See mit dumpfem Klang;

Doch rühr' ich fromm die Saiten, wie ich schreite,
Und oftmals will mir's dünken beim Gesang,
Daß mich, wie Kaiser Max, ein Engel leite.

Freudig hat er 1866 die neue, Einigung verheißende Gestaltung Deutschlands begrüßt. Nord- und Süddeutschland hatten miteinander gerungen. Wohl war der Krieg ein schmerzlicher, ein Bruderkrieg gewesen; in seinem letzten Grunde aber war er hervorgegangen aus der langgenährten Sehnsucht nach einem starken, mächtigen Deutschland, aus der Sehnsucht nach Kaiser und Reich, welche unter dem Drucke der Fremdherrschaft erwacht war und in allen Irrungen nicht nur lebendig blieb, sondern sich noch steigerte. Im Oktober 1867 sang Geibel, mild mahnend, seinen „Ruf über den Main":

Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll euch hindern!
Kein Machtspruch fern und nah!
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

Ihr sollt nicht länger tragen
Der Waisen schwarz Gewand,
Ihr sollt nicht fürder fragen:
Wo ist das Vaterland?
Den Hort euch zu gewinnen,
Der jüngst ein Traum noch war,
Reicht nur in treuen Sinnen
Die Hand den Brüdern dar.

Ihr raschen Alemannen,
Glück auf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwalds Tannen
Antwortend grüßt ihr schon.
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt;
Nun schürt getreu die hohe
Auf größerm Opferherd.

Was säumt ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euren gleich.
O laßt den Schatz nicht rosten!
Ihr sollt auch überm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.

Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken, klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blühn?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick voll Weltverstand,
Wollt ihr sie träg versagen
Dem großen Vaterland?

Empor! Ihr hofft vergebens,
Ein Volk im Volk zu sein;
Schon reißt der Strom des Lebens
Die dumpfen Schranken ein.
Vertraut euch seinen Wogen
Und sucht ein besser Heil!
Allmächtig angezogen
Zum Ganzen strebt der Teil.

Wohl habt ihr's oft vernommen
Von Eberhard das Lied,
Wie er dem Reich zum Frommen
Sein stolzes Herz beschied
Und großen Sinns die Krone,
Danach er selbst begehrt,
Des Nordens starkem Sohne
Darbot am Vogelherd.

O laßt sein Bild euch mahnen,
Und zieht aus Süd und West,
Zieht hin mit euren Fahnen
Zum schönsten Sühnungsfest.
Und jedem Groll entsagend,
Beschwört mit Herz und Mund,
Im Kreis der Boten tagend,
Den neuen Bruderbund!

Als im September des Jahres 1868 der König von Preußen Lübeck besuchte, entbot ihm Geibel den Willkommengruß und schloß denselben mit dem prophetischen Wunsche:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Es ist begreiflich, wenn diese Worte verstimmend auf die süddeutschen Brüder wirkten. Der Krieg von 1866 war noch in zu frischem Andenken. Der König von Bayern, der wenige Jahre darauf in hochherziger Weise aus freiem Antriebe als der erste der deutschen Fürsten dem Könige von Preußen die Kaiserkrone darbot, entzog dem Dichter die bis dahin ihm gewährte Jahrespension. König Wilhelm erhöhte nun die Summe auf tausend Taler.

Geibels Gedichte sind bereits in 130 Auflagen erschienen und Lieblinge der Komponisten geworden. Sie haben von Jahr zu Jahr immer mehr die Gunst des Volks sich erworben. Von der Kritik wurden sie anfangs kalt aufgenommen. Man vermißte das Effektmachende der Heineschen Muse, die damals viel Anhänger zählte. Das Publikum hat sich durch die absprechende Beurteilung eines Gutzkow, Minkwitz usw. nicht irre machen lassen und hat unter der einfachen und schlichten Hülle nach und nach das gediegene Gold zu würdigen verstanden. Der religiöse Sinn des Dichters, die Lauterkeit und Wahrheit seines Herzens, die Gediegenheit und Charakterfestigkeit seines Wesens haben obgesiegt. Geibels Vers hat eine seltene Rundung und Klarheit, einen schönen Wohllaut und eine ergreifende Tonfülle. In der Strenge der Form hat er sich Platen zum Vorbild gewählt, welcher in der

politischen Sturm- und Drangzeit die Poesie wenigstens in der Form auf der idealen Höhe der Klassiker zu erhalten suchte:

Das wollen wir Platen nicht vergessen,
Daß wir in seiner Schule gesessen:
Die strenge Pflicht, die römische Zucht,
Sie trug uns allen gute Frucht.

Selbstverzehrende Leidenschaften, tief aufbrausende Stimmungen haben die meisten seiner Dichtungen nicht, sie sind eher weich, aber nicht weichlich, sind fromm, aber nicht frömmelnd, sind mild und kindlich, keusch und edelsinnig. Alles Trübe und Schwere hallt in einen Ton des Friedens aus, „der wie leise Engelchöre vom Himmel herab klingt.“

Unstreitig ist Geibel einer der bedeutendsten Lyriker der Neuzeit. In dem Reichtum der Stoffe und der Fülle der Gedanken, in der Schönheit der Form wie in der Klassizität des Ausdrucks zeigt er sich Meister. Viele seiner Lieder haben ein so musikalisches Gepräge, daß sie zum Singen geradezu herausfordern und vom Volke gesungen werden, ohne den Namen des Verfassers zu kennen. Wie alle Lyriker hat auch er gesungen von Lenz und Liebe, von Lebenslust und Lebensweh, aber doch wieder eigenartig, anders als Heine und die Romantiker, anders als die Minnesänger und die Anakreontiker. Seine Empfindungen sind tief, der Ausdruck ist ungesucht, die Sprache fließend, der Reim klangvoll, der Rhythmus leicht und graziös, mag derselbe sich in Distichen oder Terzinen, in Ghaselen oder in Sonetten bewegen. Was die politische Lyrik Geibels betrifft, so wird sie von demselben Adel des Herzens getragen wie sein Lied. Sie ist, wie schon angedeutet, echt national, lauter und rein, gläubig und friedlich, ist von Anfang an voll hoher Begeisterung für Kaiser und Reich gewesen, so daß er mit Recht der Kaiserherold genannt wird. Von hohem Wert sind auch nach Inhalt und Form seine Situationsgemälde, wie Sanssouci, Der Tod des Tiberius, Babel, Gudruns Klage. Wenn ihm die Dramen „Brunhild“ und „Sophonisbe“ nicht in dem Maße gelungen sind, so liegt das zum Teil in dem ausgeprägten lyrischen Talente des Dichters, zum Teil auch in den Stoffen, die sie behandeln. Sind doch bis jetzt alle Versuche, das Nibelungen-Epos in ein Drama umzuwandeln, mehr oder weniger gescheitert.

Der Rhein.

1. O Sohn der Alpen, in kristallnen Wiegen
Genährt von Gletscherbrüsten, heil'ger Rhein!
Wenn du, dem blauen Schweizersee entstiegen,
Dich jauchzend wirfst vom schroffen Felsgestein

Und glorreich nun, ein Held nach frühen Siegen,
Das Tal durchwallst im laub'gen Kranz von Wein,
Zur Lust den Völkern und der Flur zum Segen:
Wie schlägt dir hoch das deutsche Herz entgegen!

2. Und traun, mit Fug! Denn deutschen Lebens Bild
Und Zeuge bist du, seit von süßen Zähren
Auf deinen Höh'n der Rebstock feurig schwillt;
All um dich her erwuchsen unsre Ehren;
Du sahst zuerst erhöht des Reiches Schild,
Des Reichs, nach dem wir fromm noch heut begehren,
Wir Waisen, nun im eignen Vaterlande
Ruhmlos zerteilt, wie du zuletzt im Sande.

3. Den Kaisern warst du wert; die Starken zog
Der Starke, daß, was gleich, zusammen wohne;
Hier stand der Stuhl des großen Karl, hier bog
Konrad das Haupt vor Konrad, eine Krone
Mit Lächeln missend; hier im Festgewog
Schied der im roten Bart vom eh'rnen Sohne;
Siegtrunken mocht' er deinen Wirbeln lauschen,
Nicht ahnend, daß bei seinem Tod sie würden rauschen.

4. Auf deinen Burgen horstet' ein Geschlecht
Frei, wild und mild; es wohnt' in seinem Sinne
Von deiner Traub' ein Anflug; zum Gefecht
Das Herz befeuernd, wie zu Sang und Minne.
Wie freudig blutet' hier der Edelknecht,
Wenn aus der Herrin Blick von hoher Zinne
Ein Gruß als erster und als letzter Dank
Auf sein verströmend Leben niedersank!

5. Und Städte sahn voll Trotz in deine Welle,
Wo unterm Krummstab Bürgerfreiheit sproß
Und Füll' und Kunst, und wo dann morgenhelle
Die neue Zeit ihr Kinderaug' erschloß;
Denn war's zu Mainz nicht, wo in stiller Zelle
Ein and'rer Dädalus die Flügel goß,
Die stark das Wort in alle Winde tragen?
Ward nicht zu Worms des Glaubens Schlacht geschlagen?

6. Und heut', welch' reich Gewühl umbraust noch heut'
Die Rebenufer, wo vom breiten Riffe
Die Feste droht, und weit im Tal zerstreut
Die Essen rastlos sprühn! Mit grellem Pfiffe

Durchkeucht das Dampfgespann des Doms Geläut
Und durch die Fluten wandeln Feuerschiffe
Wie schwarze Riesenschwäne; Flaggen winken,
Und Winzerjubel schallt, und Römer blinken.

7. Gebrochen sind die Burgen. Ihre Zeit
Ging aus, doch sitzt an ihrer Türme Scharten
Die Sage harfend noch, die Wundermaid,
Und lallt im Traum von Kriemhilds Rosengarten,
Vom Drachenstein und von der Nonne Leid,
Und fließt das Mondlicht um die Felsenwarten:
Da singt die Lorelei, und aus dem Dunkel
Der grünen Wasser glimmt des Horts Gefunkel.

Kein Strom auf der ganzen Erde ist so oft und so feurig besungen worden, als der Rhein, in alter, wie in neuer Zeit. Ihn haben gepriesen die Minnesänger, die ihr sehnsüchtiges alumbe den rîn ihren schönsten Liedern einflochten, zuweilen ohne weiteren Grund, nur des lieben Namens willen; ihn haben gefeiert in patriotischen Liedern die Dichter des Freiheitskampfes, vor allen Arndt, der bei der leisesten Bedrohung seines Lieblingsstromes die Leier von der Wand riß; ihn priesen und preisen fort und fort alle, denen überhaupt Gesang gegeben. Und wenn zu seinem Ruhme irgendwo ein Lied erschallt, da stimmen die Hörer vollkräftig mit ein, und es schüttelt der Deutsche dem Deutschen die Hand, verbrüdert und befreundet in dem Gedanken an den geliebtesten seiner Ströme. Kein Strom der Erde verdient aber auch so sehr besungen zu werden, als der deutsche Rhein; denn er nimmt, alles in allem genommen, den ersten Rang unter den Flüssen ein und ist von der Natur schon für die Poesie gleichsam geweihet worden. Was wir an ihm haben, Geibels Lied verkündet es.

Dasselbe führt uns zuerst zu der Geburtsstätte des Stromes, zu den majestätischen Alpenhöhen, die hoch und kühn aus den Wolken herniederschauen. Der Rhein ist ein Kind dieser Kronen tragenden Majestäten und zeichnet sich also schon durch seinen Ursprung und seine Abkunft vor allen anderen deutschen Strömen aus. Seiner Geburt entspricht denn auch sein Leben, zunächst sein Jugendleben. Genährt von der Milch der Gletscher, gewiegt in kristallenen Betten, führt er auf jenen unzugänglichen Höhen, die noch keines Menschen Fuß berührte, ein freies Dasein, voll ungestümen, jugendlichen Mutes. Jauchzend vor Lust, stürzt er kühn von Fels zu Fels, vor keinem Hindernis zurückschreckend. Geläutert in Wagnissen, gestählt im Kampfe, tritt er dann wie ein glorreicher Held in die Menschenwelt ein:

Zur Lust den Völkern und der Flur zum Segen:
Wie schlägt dir hoch das deutsche Herz entgegen!

Mit diesen Worten leitet der Dichter die folgenden Strophen ein, welche nun ausführen, warum das deutsche Herz bei dem Anblick des freien Sohnes der Alpen, wenn er das Hochgebirge verlassen hat und seinen weltgeschichtlichen Lauf beginnt, höher schlägt. Zuerst wird hervorgehoben, daß der Fluß von alters her aufs innigste mit dem Leben und Weben des deutschen Volkes verwachsen gewesen ist und als ehrwürdiger Herd der Kultur desselben begrüßt werden muß, indem diese sich von seinen Ufern aus seit der Einführung der Rebe über das übrige Deutschland verbreitet, an die Arbeit den Genuß knüpfte, das Leben verschönte und auf eine höhere Stufe emporhob. Das Gebiet des Rheins ist die wahre Heimat des deutschen Volkes, der vornehmste Schauplatz der deutschen Geschichte und ein Zeuge jener großen Zeit, in welcher weit nach Osten und weit nach Westen ein einziges, einiges Deutschland sich von ihm her ausbreitete, ein Zeuge jenes Reiches,

— nach dem wir fromm noch heut begehren,
Wir Waisen, nur im eignen Vaterlande
Ruhmlos zerteilt, wie du zuletzt im Sande.

Mit diesen Schlußzeilen der 2. Str. hat Geibel in einer zerrissenen Zeit dem Mahnrufe des Rheins nach einem großen, einigen Deutschland einen wehmütigen Ausdruck gegeben.

In der 3. Str. hebt der Dichter als ein Zeichen majestätischer Würde die Tatsache hervor, daß der Rhein der Lieblingsstrom der deutschen Kaiser gewesen ist. Nirgend weilten diese so gern, als an seinen Ufern. Dort ließen sie sich krönen, dort stiegen auch viele von ihnen ins Grab. Das hochberühmte Speier hat in seinem ehrwürdigen Dome allein acht Kaisergräber aufzuweisen, unter denen das Grab Rudolfs von Habsburg das wichtigste und das Denkmal des Nassauers Adolf das bedeutendste ist. Der Dichter nennt zuerst Karl den Großen, der vorzugsweise gern am Rhein sich aufhielt und von dort sein großes Reich regierte; sodann gedenkt er Konrads, der in Worms zum Kaiser gewählt wurde, nachdem der Sohn seines Bruders, welcher das Herzogtum Franken verwaltete und mächtiger war, unter Handschlag gelobt hatte, auf den Thron zu verzichten, wenn die Wahl auf ihn fallen sollte, wodurch einem Bruderkampfe vorgebeugt wurde. Am Rhein schied Barbarossa, der Schirmherr des deutschen Reiches, von seinem Sohne, nicht ahnend, daß er den herrlichen Strom nicht wiedersehen und auf seinem Zuge nach Jerusalem in den Wellen des Flusses Saleph seinen Tod finden würde.

Aber nicht bloß auf die Kaiser hat der Rhein eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt, auch die in Eisen gewappneten Ritter haben sich an seinen Ufern vorzugsweise angesiedelt. In reicher

Fülle schauen dort noch heute ihre ergrauten Burgen und Schlösser von den starren Felsen herab auf die grünen Wogen des Flusses, als stattliche Zeichen einer kräftigen Zeit. In dem Geschlechte, das in diesen Burgen horstete, wohnte, wie der Dichter sagt, ein Anflug von dem perlenden Tranke der Rebe, der, wie kein anderes Getränk, ein Gefühl von Wohlbehagen und Lust, von erhöhter Kraft und gestähltem Mute erzeugt, die Geister des Frohsinns weckt, Furcht und Sorge verscheucht und zu Sang und Minne verjüngt. Darum erklangen die Lanzen und Schwerter der Ritter nirgend so laut, als im Rheintal, und die Lieder der Harfen nirgend so schön, als dort. Am Rhein gab es die glänzendsten Turniere, und wo heute von den hohen, halb zerfallenen Zinnen das Rebenblatt flüstert, da sandte ehedem das Edelfräulein mit heißem Blick dem im Turniere verwundeten Edelknecht einen Gruß herab, als ersten und als letzten Dank.

Ein weiteres Zeichen der Bedeutung unseres Flusses legen die Menge Städte und Ortschaften, die in seinem Gedichte sich finden, an den Tag. Je größer die Zahl der Ansiedelungen an einem Flusse ist, desto bedeutender muß er auch sein. Der Rhein aber ist nicht nur der städtereichste Fluß der Welt, er hat in seiner doppelten Städtekette auch eine große Zahl Orte von altem Rufe und gutem Klange aufzuweisen. Da finden sich Städte, die im Mittelalter als reiche Bischofssitze glänzten, deren Bürger mächtige Bündnisse schlossen und ganze Flotten auszurüsten vermochten. Von Mainz und Freiburg gingen zwei wichtige und folgenreiche Erfindungen aus, die Erfindung des Schießpulvers und die Erfindung der Buchdruckerkunst, dieses Kleinods in dem herrlichen Strahlenkranze deutscher Erfindungen, wodurch das Wort beflügelt ward. Der Dichter nennt deshalb den Erfinder einen „anderen Dädalus". Nicht minder berühmt als Mainz ist das alte Worms, wo Luther seine ewig denkwürdige Rede mit den Worten schloß: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders. Gott helfe mir!" Und so ließe sich noch manche andere Stadt, die als leuchtender Punkt der Geschichte glänzt, aus dem Gebiete des Rheins anführen, wir brauchen nur an Frankfurt zu denken.

In der 6. Str. wendet sich der Dichter der Gegenwart zu, die der Vergangenheit nicht nachsteht; denn der Rhein ist mit den edelsten Blüten unserer Kultur fortwährend in Verbindung geblieben, was ihn ebenfalls vor anderen berühmten Flüssen der Erde auszeichnet. Wohl mag der Nil eine ältere Geschichte aufzuweisen haben, als der Vater Rhein, nimmt man ihm aber seine Pyramiden und Obelisken, seine Sphinxe und Mumien, was bleibt ihm noch? Er hat längst seine Blütezeit in Sand und Schlamm begraben, ist längst mit seiner Geschichte zur Mumie geworden. Nicht so der

jung gebliebene Rhein! Könnten wir auch alles auslöschen, was auf den Blättern seiner ruhmreichen Geschichte geschrieben steht, so würde das rege Leben und der gehobene Verkehr, den die Industrie unserer Tage an seinen Ufern wie auf seiner Wasserstraße entwickelt hat, schon genügen, dem Strome seinen Ruhm zu sichern. Gewerbreiche Städte, geschmückt mit herrlichen Baudenkmalen und Standbildern weltberühmter Männer alter und neuer Zeit, zieren seine Ufer, während auf dem majestätischen Strome unzählige Dampfschiffe auf und ab fliegen, und Kähne, beladen mit Waren mancherlei Art, von dem einen Ufer nach dem andern herüber- und hinüberschwimmen. Nicht zufrieden mit der Wasserstraße und den Dampfschiffen, hat die Industrie unserer Zeit auch noch eiserne Schienenwege zu beiden Seiten des Flusses gelegt, und auf denselben keuchen nun Tag und Nacht die Dampfrosse, schwer beladen, auf und ab. In den Weinbergen hat die Kultur der Rebe einen solchen Aufschwung genommen, daß eine Menge köstlicher Weine nach Orten am Rhein benannt und weit in der Welt bekannt sind. In der rheinischen Berglandschaft reihen sich Fabrikorte an Fabrikorte; rastlos sprühen die Essen und schnurren die Maschinen, und in manchen Tälern hört man nur bergmännischen Gruß. So hat sich hier die Blüte der Industrie zu der Romantik der deutschen Kaiser- und Ritterzeit gesellt.

In der letzten Strophe wendet sich das Gedicht scheinbar wieder zur Vergangenheit zurück, indem der Dichter auf den reichen Schatz der Sagen hinweist, mit welchem der Rhein ausgestattet ist. Aber erst den Forschungen der Neuzeit ist es vorbehalten geblieben, diesen lang vergessenen Schatz wieder aufzufinden und an das Tageslicht zu ziehen. Und welch einen reichen und mächtigen Hort der schönsten Sagen haben diese Forschungen entdeckt! Da ist fast kein Plätzchen am Rhein, wo die deutsche Sage nicht „harfend" gesessen hätte. Burgen und Kirchen, Städte und Dörfer, Berg und Tal hat sie in den Zauber ihrer Dichtungen verwoben. Von großen Königen und tapfern Helden, von holden Jungfrauen und schrecklichen Drachen, von guten und von bösen Geistern weiß ihr Mund zu erzählen. Da, wo der Rhein das Bergland verläßt, und wo sich als Grenzstein das Siebengebirge erhebt, das noch einmal allen Zauber, den der herrliche Strom von Mainz bis Bonn entfaltet, in sich vereinigt, dort, in diesem Paradiese des Stromes, erhebt unmittelbar aus den Fluten der Drachenfels wie ein erzgepanzerter Riese sein helmbewehrtes Haupt, und dort war es, wo Siegfried den greulichen Drachen erschlug, wo auf einer Insel im Rhein die schöne Hildegund sich in ein Kloster zurückzog, und wo diesem gegenüber in einer Klause Roland um sie trauerte. Weiter den Strom hinauf erhebt sich der Fels, auf welchem die Lorelei bei Mondenschein sitzt und

ihre wundersamen Melodien in das Tal hinabsingt. Bei Worms funkelt im grünen Rheine der Nibelungen Hort, bei Worms hatte Kriemhild ihren Rosengarten und so rauscht in mächtigen Flügelschlägen einer längst vergangenen Zeit die Sage fort und fort um fast alle Orte des Rheintals.

Wo wäre ein Strom, der sich mit dem Rhein messen könnte? Wohl haben viele eine größere Wasserfülle und einen längeren Lauf als er; aber sowenig die Länge und die Stärke einen Menschen zu einem Helden stempeln, so wenig gibt die Menge des Wassers einem Flusse seine Bedeutung. Der Amazonenstrom ist ein Riese unter den Flüssen, aber wie öde sind seine Ufer, wie tot ist seine Wasserstraße! Und endlich, wie wunderbar schön ist das Ebenmaß, wie unübertrefflich die Gliederung, welche der Rhein von seiner Quelle bis zu seiner Mündung in den drei Stufen seines Laufes aufzuweisen hat. Überall erscheint er prächtig und mächtig, überall ehrfurchtgebietend, überall verwachsen mit dem Leben und Weben des deutschen Volks, darum auch überall mahnend, seinen Besitz uns nicht streitig machen zu lassen.

An Mahnrufen hat es denn auch nicht gefehlt. Am bekanntesten geworden ist in dieser Beziehung Schneckenburgers Gedicht „die Wacht am Rhein", das deshalb hier schon folgen möge. Früher als dieser Dichter hat indes Geibel sein ernstes „Türmerlied" ertönen lassen. Dieses erste politische Gedicht Geibels kennzeichnet schon den ernsten, religiösen Charakter der politischen Lyrik des Dichters und erinnert an ein bekanntes Gesangbuchslied. Die erste Strophe lautet:

Wachet auf! ruft uns die Stimme
Des Wächters auf der hohen Zinne,
Wach auf, du weites, deutsches Land.
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Geibel hat das Gedicht während seines Aufenthalts in Griechenland niedergeschrieben, gewiß ein bezeichnender Zug. Sein Herz blieb auch unter dem fremden Himmel in Liebe und Treue dem Vaterlande zugewandt. Mit besorgtem Blick schaute er auf die Feinde im Osten und Westen. Während das junge Deutschland von Frankreich politisches Heil für Deutschland erhoffte, wußte er, daß das französische Volk nicht nur einer Einigung Deutschlands widerstrebte, sondern auch nach dem linken Rheinufer Verlangen trug. Daß Schneckenburgers Lied beliebter geworden ist, hat darin seinen Grund,

daß es einen kampfesmutigeren Ton anschlägt. Außerdem hat auch die Komposition des Liedes, wie die Zeit, in der es entstand, viel zu seiner Beliebtheit beigetragen. Die Stimmung gegen Frankreich war bereits eine erregtere geworden, als es erschien.

Thema.

Der hohe Rang des Rheins.

Stellt man eine vergleichende Betrachtung über sämtliche Hauptströme Europas an, so kommt man schließlich zu dem Ergebnis, daß der Rhein, alles in allem genommen, den ersten Rang einnimmt. Er entspringt den majestätischen Alpenhöhen, die ihn unausgesetzt mit den nie versiegenden Gewässern ihrer Gletscher speisen und ihm auf seinem langen Laufe die eigentümlich grüne Farbe trotz aller späteren Zuflüsse wahren. Zur Lust und Freude der Menschen entwickelt er sich im edlen Gleichmaße, wie kein zweiter Sohn der Alpen. Sein herrlicher Lauf geht in stets vollen Wogen von Süden nach Norden, ist ohne erhebliche Krümmungen und wird durch Stromschnellen nur an einer Stelle und zwar weit von seiner Mündung unterbrochen, so daß er der Schiffahrt fast gar keine Hindernisse bietet. Er durchschneidet infolge der Länge seines Laufes Länder von verschiedenen Produkten und begründet dadurch schon, abgesehen von den Schönheiten, welche er bietet, einen lebhafteren Verkehr, als wenn er in äquatorialer Richtung sich bewegte. Auch mündet er in ein leicht zugängliches, offenes Meer, welches Ebbe und Flut hat und dadurch ermöglicht, daß die ankommenden Schiffe zum Abladen ihrer Waren tiefer landeinwärts dringen können, als bei solchen Flüssen, die in ein Meer ohne Ebbe und Flut münden. Seit den ältesten Zeiten ist er denn auch die besuchteste Verkehrsstraße zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands gewesen. Das Bedürfnis des Verkehrs ist hier ein so großes geworden, daß jetzt nicht nur Dampfschiffe und Kähne auf seinen grünen Wogen den ganzen Tag über hin und her fahren, sondern auch an beiden Seiten seines Ufers das Dampfroß auf den Schienen fast ohne Unterbrechung auf und ab braust. Das geschäftliche Treiben ist es aber nicht allein, das ihn aufsuchen heißt, eine nicht minder große Anziehungskraft üben die Reize seiner Landschaften. In den Sommermonaten kommen jährlich Tausende von nah und fern, selbst aus Amerika, welche die Schönheiten, die namentlich sein Mittellauf bietet, aufsuchen und bewundern. Auch die weltberühmten Heilquellen, welche in seinem Bereiche liegen, wie Ems, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Soden usw. tragen dazu bei, die Zahl seiner Besucher zu mehren und ein Bild des buntesten Treibens auf dem Strome wie auf den Berggehängen desselben den lebensfrohen Bewohnern zu bieten. Von dem hohen Range, welchen er einnimmt, zeugen auch die zahlreichen größeren und kleineren Ortschaften an seinen Ufern, von denen manche schon von den Römern erbaut wurden. Kein Fluß ist so reich an Ansiedelungen als er. Wie die Glieder einer Kette reihen sich hier die Ortschaften aneinander. Da liegen unmittelbar an seinem Ufer, der kleineren Orte nicht zu gedenken: Konstanz, Speier, Mainz, Mannheim, Worms, Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf, Wesel usw. Ja, das Bedürfnis nach einer Ansiedelung am Rhein ist so groß gewesen, daß eine zweite ebenso schöne Städtekette in nächster Nähe des Rheins sich gebildet hat wie: Straßburg, Freiburg, Rastatt, Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden, Elberfeld, Barmen, Krefeld usw. Und das sind Städte von gutem Klange. Von Freiburg ging die Erfindung des Schießpulvers aus, von Mainz die Erfindung der Buchdrucker-

kunst. Aachen hat als Wahl- und Krönungsstadt deutscher Kaiser geschichtlichen Ruf, während man in dem ehrwürdigen Dome des hochberühmten Speier acht Kaisergräber findet. Nicht minder berühmt als diese Totenstadt deutscher Kaiser ist das alte Worms. Herrliche Baudenkmale haben aufzuweisen: Freiburg, Straßburg, Speier, Köln. Auch an schönen Statuen weltberühmter Männer ist der Rhein mehr als ein anderer Fluß reich. In Mainz steht die von Thorwaldsen entworfene, in Erz gegossene Statue Gutenbergs, in Bonn das stattliche Denkmal Beethovens und Arndts, in Frankfurt, zum Rheingebiet gehörend und lange Zeit Krönungsstadt der deutschen Kaiser, steht das Standbild Goethes, in Kreuznach das Huttens und Sickingens und in Worms das großartige Denkmal Luthers. Vom Niederwalde schauet seit 1883 die Germania herab in das Rheintal, errichtet zum Andenken an das im Kriege gegen Frankreich auferstandene deutsche Kaiserreich. Überall stoßen wir auf Denkmäler und geschichtliche Erinnerungen von der Römerzeit bis auf unsere Tage. Eine große Zahl ergrauter Burgen und Schlösser, Kapellen und Bischofssitze erzählen von der Zeit des Mittelalters, wo der Ritter turnierte und im Stahlgewand zum Kampfe nach dem Heiligen Lande oder über die Alpen nach Italien zog; Überreste von Bauwerken erinnern an die Anlagen römischer Städte und Straßen, Bonn und Andernach an den Rheinübergang Cäsars, Caub und Koblenz an den Blüchers, Koblenz und Trier, Mainz und Bingen, Mannheim und Mexau an die Aufstellung der drei deutschen Heerhaufen im Jahre 1870. Wie kein anderes Flußgebiet an geschichtlichen Erinnerungen sich mit dem Rhein vergleichen kann, so hat auch die harfende Sage mehr als anderswo ihm eine hohe poetische Weihe gegeben. In Worms spielt die erste Hälfte des Nibelungenliedes, und bei Lorch versenkte der grimme Hagen den Nibelungenschatz in den Rhein; auf dem Drachenfels erschlug Held Siegfried den Drachen, in dessen Blute er sich badete und dadurch seine Haut bis auf eine Stelle unverwundbar machte. Auf Rolandseck, dem Drachenfels gegenüber, trauerte Roland in einer Klause um seine Braut, die auf eine falsche Nachricht von seinem Tode in das Kloster auf der Insel Nonnenwert gegangen war. Hoch auf einem steilen Felsen bei Bacharach saß einsam die schöne Lore-Ley und sang wundersame Melodien hinab ins Rheintal.

Eines weiten und guten Rufes erfreuen sich auch eine Menge Weinorte am Rhein, z. B. Rüdesheim, Geisenheim, Asmannshausen, nicht minder die seiner Nebenflüsse Mosel und Aar. Die Weine derselben zeichnen sich sämtlich durch die ihnen eigenartige sogenannte Blume aus, sodaß sie gleich labend für den Geschmack wie für den Geruch sind, weithin versandt werden und den Versendern eine ergiebige Quelle der Einnahme gewähren. Aber nicht nur über der Erde, sondern auch in der Erde spendet das Rheingebiet, besonders in seinem Schiefergebirge reiche Gaben durch Eisen- und Steinkohlenlager, welche den englischen nicht nachstehen. In Spinnereien und Färbereien, in Hüttenwerken und Gießereien haben sie eine Gewerbtätigkeit ins Leben gerufen und entwickelt, die sich mit den bedeutendsten der Welt messen kann. Meilenweit sind im rheinischen Schiefergebirge die Höhenzüge und Täler mit größeren und kleineren Fabrikorten gleichsam besäet, die der dicht gedrängten Bevölkerung Beschäftigung und Unterhalt gewähren. Unter der Erde arbeitet der Bergmann beim Grubenlicht, über der Erde der Fabrikarbeiter. In langen Reihen steigt aus riesengroßen Essen der Rauch der Dampfmaschinen in die Höhe, welche Räder und Spindeln, Scheiben und Webeschiffe, Bohrer und Säger mit rasender Geschwindigkeit in Bewegung setzen. Manche der Fabrikorte haben bereits Weltruf erlangt: Barmen durch seine Bandwaren in Sammet und Seide, in Wolle und Leinen, durch seine Spinnereien für Zwirn-, Stick- und Näh-

garne; Elberfeld, dicht bei Barmen gelegen, durch Färbereien und Druckereien, durch Webereien in Baumwolle und Seide. Solingen, schon im 13. Jahrhundert durch die Anfertigung vorzüglicher Degenklingen berühmt, versorgt mit blanken Waffen fast alle Armeen der Welt und versendet außerdem nach allen Weltgegenden Messer und Gabeln, Scheren, Zigarrenbügel und Revolver. Die Krone aller Fabriken ist das Kruppsche Gußstahlwerk in Essen, mit dem sich keins in der ganzen Welt messen kann. Die Zahl der Arbeiter betrug am 1. April 1904 über 25000. Wo gäbe es ein Flußgebiet, welches alles das in sich vereint, was das Gebiet des Rheins aufzuweisen hat? Mit Recht ist er von allen deutschen Flüssen der Liebling des Volks und darum von jeher besungen worden.

Die Wacht am Rhein.

1. Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

2. Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

3. Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Hermann niederschaut,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du, Rhein, bleibst deutsch, wie meine Brust."
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

4. „Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht,
Reich wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut."
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

5. „So lang' ein Tröpfchen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Welscher deinen Strand."
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

6. Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind;
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!"
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Max Schneckenburger.

Als im Jahre 1840 Thiers in seinen Kammerreden die Franzosen zu einem Rheinfeldzuge aufzustacheln suchte und mit ihm fast die gesamte französische Presse in wilder Weise dem räuberischen Verlangen nach den friedlichen Rebengeländen unserer rheinischen Grenzmarken zujauchzte, da erscholl, gleichzeitig mit Beckers Liede: „Sie sollen ihn nicht haben", als Antwort auf jenes frevelhafte Gelüst, welches die Franzosen seit 1610 unermüdlich gehegt haben, die „Wacht am Rhein" und 1841 Hoffmanns von Fallersleben Lied: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt," als ob man damals den Krieg von 1870 schon geahnt

hätte. Hoffmann dichtete sein Lied auf Helgoland, wo er im Jahre 1841 zu seiner Erholung weilte. Am volkstümlichsten von den drei Liedern ist Schneckenburgers „Wacht am Rhein" geworden.*) Lange wurde die schwungvolle Weise dieses Liedes in friedlichen Zeiten gesungen, in Städten und Dörfern, auf Bergkuppen und in Rebenlauben, von der frischen Jugend wie von dem ernsten Alter, ohne daß man den Verfasser des Liedes kannte, bis im Jahre 1870, als die Dichtung zur Wahrheit ward, der Name des Dichters plötzlich aus der Vergessenheit auftauchte und wie in einem Triumphzuge ganz Deutschland durchflog. Aber noch ehe dem Gesange die Tat folgte, hatte, ohne daß die Sänger des Liedes es geahnt, der greise Schirmherr des Deutschen Reichs mit seinen treuen, schon durchs Alter ehrwürdigen Paladinen: Moltke, Roon und Bismarck, von denen keiner fehlen durfte, die Wacht am Rhein mit scharfem Auge und starkem Herzen gehalten und hatte dem Worte Napoleons: „das Kaiserreich ist der Friede!" nicht getraut, so daß es dem Erbfeinde Deutschlands nicht gelang, uns, wie er gehofft, mit den wilden Horden seiner Zuaven und Turkos zu überfallen. Roon hatte in langjähriger Tätigkeit bereits das Schwert geschärft, mit welchem Moltke die Krieger von Sieg zu Sieg führte, und Bismarck hatte es verstanden, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der lang gehegten Sehnsucht des deutschen Volks nach Einheit entgegenstanden, zu deren Erreichung Frankreich wesentlich mit beigetragen hat, allerdings gegen seinen Willen. Kaum hatte Napoleon die Kriegserklärung der erstaunten und erbangenden Welt angekündigt, so konnte auch, dank der Fürsorge des greisen Schirmherrn, der deutsche Krieger mit dem Dichter singen:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein".

Diese einfachen, warmherzigen Worte bilden durch das ganze Lied hindurch die Schlußzeilen jeder Strophe. Sie sind der Ausdruck eines festen, einmütigen Wollens, mit dem Schwerte in der Hand treu vereint zu stehen für den Besitz des deutschen Rheins, und sie klingen wie eine beseligende Melodie, welche Trost und Ruhe bringt in das von Angst und Sorge erbangende Herz. Man kann sich deshalb auch an ihren Tönen nicht satt hören. Immer

---

*) Becker, 1809 in Bonn geboren, woselbst er auch die Rechte studiert hat, erhielt vom König Friedrich Wilhelm IV. als Ehrengeschenk für sein Lied 1000 Taler und von vielen Städten das Ehrenbürgerrecht. Hoffmann von Fallersleben wurde wegen seiner „Unpolitischen Lieder" von der Polizei verfolgt und landesverwiesen. Wilhelm IV. hob den Polizeierlaß auf und setzte ihn in den Genuß einer wohlverdienten Pension. Nach seinem Tode wurde ihm auf Helgoland ein Denkmal errichtet.

von neuem erquicken sie wieder, so oft sie auch vernommen werden, und es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß gerade dieser Refrain dem Gedichte seine große Beliebtheit mit verschafft hat.

In spannender Weise wird das Lied mit einem aufregenden Ruf eingeleitet. Ehe der Dichter den Inhalt des Rufes angibt, hebt er in ungewöhnlicher Weise die Gewalt und Stärke desselben hervor, welche auf eine drohende Gefahr hinweisen. Das Zeitwort „braust“ deutet zunächst die stürmische Unruhe an. Darauf werden zwei Erscheinungen aus dem Naturleben genannt, welche ebenfalls die Gewalt des Rufes kennzeichnen: der weithin hallende Donner und das laut brandende Meer. Nicht minder ist die Hinweisung auf das Schwertgeklirr, womit der Ruf ebenfalls verglichen wird, bedeutsam. Nach diesen spannenden Einleitungszeilen erfahren wir nun den Inhalt und die Veranlassung des Rufes. Der Rhein ist in Gefahr, dem deutschen Volke entrissen zu werden. Dreimal wird er hintereinander genannt. Auch dieses kennzeichnet die große Erregtheit und drohende Gefahr. Wer ihn dem deutschen Volke entreißen will, ist nicht angegeben. Der Dichter setzt dieses mit Recht als bekannt voraus. Es kann nur Frankreich sein. Dagegen hebt er in den Schlußzeilen der 1. Str. schon hervor, daß fest und treu eine Wacht am Rheine steht, und daß das Vaterland ruhig sein könne. Notwendigerweise muß der Dichter im weiteren Verlauf seines Liedes über zweierlei nähere Auskunft geben: erstens, wer die Wacht am Rhein ist, und zweitens, warum das Vaterland vertrauensvoll auf dieselbe blicken kann. Es geschieht dieses von Strophe zu Strophe in steter Steigerung.

Aus der 2. Str. ersehen wir zunächst, daß deutsche Jünglinge es sind, welche die Wacht am Rhein zum Schutz desselben bilden. Dreierlei wird von ihnen hervorgehoben, was geeignet ist, Vertrauen zu ihrer Beschirmung der Landesmark zu erwecken: ihre große Zahl, ihre glühende Begeisterung und ihr frommer Sinn. Für ihre glühende Begeisterung spricht das helle Blitzen der Augen und das in Kampfeslust erregte Zucken der Muskeln. Von ihrem frommen Sinn, der sich also bewußt ist, einer gerechten Sache zu dienen und nicht aus frevelhaftem Übermut den Kampf heraufbeschworen zu haben, legt die folgende Strophe Zeugnis ab. Den Blick zum Himmel gewandt, schwören die Jünglinge, daß der Rhein deutsch bleiben soll, wie ihre Brust es ist, und rufen den ältesten Befreier Deutschlands zum Zeugen ihres Schwures an. Eine weitere Ausführung desselben bringen die 4. und 5. Strophe. In beiden wenden sich die Schwörenden nun unmittelbar an den Rhein selbst, mit dem Gelöbnis, auf Leben und Tod für ihn zu kämpfen und mit der beruhigenden Versicherung, daß Deutschland an Heldenblut so reich sei, wie er, der Rhein, an Wasser, und daß

nie und nimmer ein Welscher als Sieger seinen Strand betreten soll, solange noch ein Tröpfchen deutschen Blutes in den Adern glüht, eine deutsche Faust noch den Degen ziehen und ein deutscher Arm noch die Büchse spannen kann. Der Schwur erreicht hier seinen Höhepunkt. Der Ausdruck ist dem entsprechend. Vom Blute wird nicht das ihm gewöhnlich zugeschriebene Zeitwort fließen oder rinnen gebraucht, sondern „glühen"; nicht die Hand zieht den Degen, sondern die Faust; der Arm und nicht der Finger spannt die Büchse.

Die letzte Strophe bringt den Erfolg des Schwures, wie den des Aufrufs in der 1. Str. Hieß es daselbst: „Wer will des Stromes Hüter sein?" so lautet nun die Antwort, nachdem der Schwur durch das ganze Land einen freudigen Widerhall gefunden hat: „Wir alle wollen Hüter sein!" Das ganze Volk also, nicht bloß die deutsche Jugend, will herbeieilen mit flatternden Fahnen zum Schutze des Rheins. Und als hätte diese Bereitwilligkeit wie den geleisteten Schwur auch der Rhein gehört, so „rinnen" jetzt seine Wassermassen ruhig und beruhigt dahin. Das Gedicht kehrt in der verschiedensten Weise in jeder Strophe immer wieder zu ihm zurück und schließt mit der beseligenden Gewißheit, daß der Aufruf, den geliebten Strom zu schützen, niemals ein vergeblicher sein wird.

Mit den Klängen dieses Liedes sind unsere braven Truppen im Jahre 1870 an die bedrohte Grenze gezogen, und wenn ein Eisenbahnzug, der die Krieger nach dem Rheine führte, irgendwo hielt, da erscholl aus demselben tausendstimmig im freudigen Gesange „Die Wacht am Rhein"; mit den Klängen dieses Liedes sind die Tapfern am Abend nach manchem heißen, schweren Schlachttage in die eroberten Städte Frankreichs eingezogen, und durch die Straßen derselben erscholl das Lied wie Donnerhall und Schwertgeklirr; mit den Klängen dieses Liedes hat die Jugend in den Schulen und auf den Straßen die Kunde der Siege gefeiert, und das Alter hat mit der Weise desselben gern die Siegesbotschaften begleiten hören.*)

---

*) Wie ganz erfüllt von den Siegesnachrichten und von der „Wacht am Rhein" selbst Kinder waren, hat Karl Gerok in folgendem Gedichte köstlich ausgeführt:

Des deutschen Knaben Tischgebet.

Das war einmal ein Jubeltag!
Bei Sedan fiel der große Schlag:
Mac Mahon war ins Garn gegangen.
Der Kaiser und sein Heer gefangen,
Und blitzschnell flog die Siegespost
Am Draht nach Süd, nach Nord und Ost;
Da gab's ein Jubeln ohne Maßen,
Von Flaggen wogten alle Straßen.

Viel tausendstimmig scholl Hurra;
Und waren noch Kanonen da,
So schoß man auch Viktoria;
Doch jedenfalls „die Wacht am Rhein"
Ward angestimmt von groß und klein;
Denn auch durch der Unmünd'gen Mund
Wird Gottes Lob von alters kund.

Noch nie ist ein Lied so populär geworden, als dieses, und wenn es ginge, Lieder mit einem Orden zu krönen, dieses Lied verdiente das „Eiserne Kreuz". Dem Dichter desselben ist leider nicht vergönnt gewesen, den Triumphzug mit anzusehen, welchen sein einfaches, aber markiges Wort durch die deutschen Gaue und hinüber über den Rhein nehmen sollte; er ruhte bereits seit 1849 in stiller Erde. Und wenn er einst gesungen:

Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heim'schen Strand;

Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania,
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah!

so ist dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen: denn er ruhet fern von der Heimat zu Burgdorf in der Schweiz, wo ein eisernes Kreuz seinen einsamen Hügel schmückt. Aber wenn er dann weiter singt:

Wenn die Nebel dann zergehen
Ob dem heil'gen deutschen Reich,
Laß, o Gott, ihn auferstehen
Meinen Schatten still und bleich,
Daß er seinen Blick erlabe,
An dem herrlichen Gesicht,
Ruhig wiederkehr' zu Grabe,
Harrend auf das Weltgericht!

so hat sich mehr, als er es in trüber Zeit geahnt, sein Wunsch erfüllt. Sein Schatten schwebt unter den Klängen seines Liedes durch das neu erstandene Deutsche Reich den befreiten Rhein entlang hinüber in lang verlorene und nun wiedergewonnene Gaue deutschen Bodens.*) Auch ist dem Dichter auf heimatlichem Boden ein Denkmal gesetzt.

Und einer von den kleinen Jungen,
Der hat am lautsten mitgesungen:
Die bunte Mütze auf dem Ohr,
Die Höslein flott im Stiefelrohr,
Marschiert er wacker mit im Chor,
Beteiligt sich den Morgen lang
An jedem Schrei und jedem Sang.
So wichtig nahm's der kleine Wicht,
Als ging's ohn' ihn entschieden nicht,
War so mit Leib und Seel' dabei,
Als ob er selbst die Rheinwacht sei,
Hat drum den Glockenschlag vergessen
Und kam zu spät zum Mittagsessen.

Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
Mit offner Brust, verwehtem Schopf
Erscheint er endlich siegesmatt —
Die andern waren halb schon satt —
Grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch
Und greift nach seinem Löffel frisch.
Jedoch der biedre Vater spricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht!"
Worauf mein Fritz vom Stuhl ersteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und, weil sein Kopf noch stark zerstreut,
Gibt's, wie der Geist ihm just gebeut,
Spricht:

„Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein. Amen."

*) Gesungen wurde das Lied zum ersten Male auf dem Rheinischen Sängerfeste im Jahre 1854. Es fand schon damals den größten Beifall, ohne daß jemand ahnen konnte, daß 16 Jahre später die deutschen Heere unter seinen siegreichen Klängen den Rhein überschreiten sollten.

Alex. Baldi: Das deutsch-patr. Lied.

„Max Schneckenburger wurde", wie Karl Gerok, sein Biograph und Herausgeber des poetischen Nachlasses unseres Dichters, berichtet, „am 27. Februar 1819 zu Thalheim bei Tuttlingen in Württemberg geboren, wo sein geachteter Vater ein Kaufmannsgeschäft hatte. Nachdem er die lateinische Schule in Tuttlingen und sodann in Herrenberg besucht hatte, kam er in eine kaufmännische Lehre zu Bern, von wo aus er im 19. Jahre auf einer Geschäftsreise Frankreich und England sah. Zu Anfang der vierziger Jahre siedelte er sich in Burgdorf im Kanton Bern an, gründete daselbst eine noch bestehende Eisengießerei und verheiratete sich mit einer württembergischen Pfarrerstochter. Sein Herz hing unverrückt an der deutschen Heimat, und er gedachte auch dorthin bleibend zurückzukehren, als ihn rasch in der Blüte des Mannesalters der Tod hinwegraffte."

Zu der allgemeinen Verbreitung der „Wacht am Rhein" hat aber auch nicht wenig die Komposition des Liedes beigetragen. Was nicht gesungen werden kann, dringt auch nicht ganz und voll in alle Schichten des Volkes ein. Der Komponist des Liedes ist ein Hesse, Karl Wilhelm mit Namen. Derselbe wurde 1820 zu Schmalkalden geboren, wo sein Vater Stadtmusikus war. Bei Spohr in Kassel ausgebildet, zeichnete er sich als Pianist und Violinist vorteilhaft aus, war mehr als 20 Jahre Musikdirektor in Krefeld und hat noch manche andere schöne Weise ersonnen. Kaiser Wilhelm hat nach den ersten Siegen der deutschen Waffen in Frankreich, in gerechter Würdigung des erhabenen Einflusses, welchen die „Wacht am Rhein" auf unsere tapferen Krieger geübt, dem Dichter wie dem Komponisten die große goldene Medaille verliehen. Für den Dichter kam dieser schöne Ehrensold zu spät; dem Komponisten ist auch das deutsche Volk den Dank nicht schuldig geblieben, den er verdiente. Es hat ihm in Krefeld ein Denkmal gesetzt.

Sanssouci.

1. Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Rasen;
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus.

2. Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heit're Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glüh'n.

3. Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's: so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen;
Nicht irrst du; — das ist König Fritz.

4. Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie dort im roten Qualm gegrollt die Feldkanonen,
Indes die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach. —

5. Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll? —

6. Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah', die alten,
Da er bei Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgernis;
Des treuen Freundes Geist will er heraufbeschwören,
Dem — ach, um ihn! — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß. —

7. Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche? —
O nein, das alles ist es nicht.

8. Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke;
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen?
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein', erschein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

9. Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt;
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie, aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

In diesem Gedichte hat Geibel in sinniger und bedeutsamer Weise die Morgenröte, welche unsere große Literaturepoche verkündete, zusammengestellt mit dem Lebensabend Friedrichs des Großen und hat zugleich mit wenigen Zügen ein Bild des ungewöhnlichen, einzig in der Geschichte dastehenden Königs entworfen, dieses Königs, der groß war als Feldherr, groß als Diplomat, groß als Gesetzgeber, der für die Tonkunst ein feines Verständnis hatte, mit Eifer Philosophie trieb und auch den Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur seine Aufmerksamkeit schenkte. Der poetische Reiz der Dichtung beruht vorzugsweise in dem tragischen Geschicke des großen, feinsinnigen Königs, der sich nicht nur nach jener Morgenröte, die den weithin strahlenden Tag schon in sich barg, noch schmerzlich sehnte, als dieselbe bereits angebrochen war, sondern der auch selbst, ohne es zu ahnen, für die großartige Erhebung der deutschen Poesie gewirkt hatte, wie kein Zweiter auf dem deutschen Throne. Er war es, der durch seine staunenerregenden Taten, wie durch seine großartigen Ziele die Geister aus dem Schlafe weckte, das erstorbene Nationalgefühl wach rief und dadurch unabsichtlich auch auf dem poetischen Gebiete von großem Einfluß wurde, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" ausdrücklich hervorhebt, wenn er daselbst sagt: „Durch Friedrich d. Gr. kam der erste höhere und eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie." Ohne ihn wäre Lessings „Minna von Barnhelm" nicht entstanden, dieses erste nationale, nach französischen Regeln nicht zugeschnittene Drama, in welchem auch Friedrich d. Gr. verherrlicht wird; ohne ihn hätten die Oden Klopstocks, in denen das Vaterland und die Freiheit besungen wird, nicht so gezündet, wenn der große König nicht selbst seine Soldaten für Vaterland und Freiheit begeistert, nicht selbst sie in den Kugelregen geführt, nicht selbst alle Strapazen und Entbehrungen mit ihnen geteilt hätte. Erst durch seine Schlachten war Klopstocks Ode „Wir und Sie" (1766) möglich, vorher wäre das stolze Selbstgefühl, welches aus derselben spricht, eine leere Prahlerei gewesen. Unmittelbar selbst hat der große König auf die Dichter der damaligen Zeit allerdings nicht eingewirkt. Er hat keinen der genannten Dichter an seinen Hof berufen, weder Klopstock noch Lessing. Klopstock, dessen Oden schon nach den ersten schlesischen Kriegen erschienen, mußte nach Kopenhagen gehen, um dort seinen Messias, dieses Wiegenlied der neuen, deutschen Zeit, fortsetzen zu können; Lessing, der Riesengeist, der auf literarischem Gebiete den Franzosen ein zweites Roßbach bereitete und sie mit der Feder aus Deutschland jagte, ward von ihm ebenfalls nicht beachtet. Und doch, wenn er auch nicht ein Beschützer und Verehrer jener Dichter genannt werden kann, hat er die aufblühende Poesie durch seine Taten gefördert, wie ein König sie

fördern kann und fördern soll, und hat dem Ansehen jener Dichter Vorschub geleistet. Ihm fehlte keineswegs der Sinn für Poesie und Kunst; er hatte Geschmack an Musik, berief Graun schon als Kronprinz in seinen Dienst; er selbst blies die Flöte, beschäftigte sich mit Horaz und Lukrez, ließ sich in Leipzig Gellert und Gottsched vorstellen, schrieb in elegant geformten Versen, wenn auch in einer fremden Sprache, seine Lust und sein Leid in Oden und Elegien nieder und fand darin Linderung für seinen Schmerz, oft im Angesicht des Todes.*) Seine Jugendbildung fiel aber in eine Zeit, in der es traurig und trostlos um unsere Literatur und Sprache stand und die Franzosen in allen Stücken als nachahmungswerte Muster galten, besonders in den höheren Ständen. Das durch den Dreißigjährigen Krieg ohnmächtig gewordene und in sich zerrissene Deutschland hatte das Ansehen Ludwigs XIV. so gehoben, daß die Fürsten es sich zur Ehre anrechneten, den Glanz seines Hofes in jeder Weise nachzuahmen, in den Trachten der Kleider, wie in den Anlagen der Gärten, in der Benennung der Speisen wie in der Benennung von Geräten usw. Die deutschen Kinder wurden gewöhnt, wie Leopold von Stolberg (geb. 1750) schmerzlich erzählt, die edle Muttersprache als Gesindesprache anzusehen, da es Hausgesetz geworden war, bei der Tafel französisch zu sprechen, und jeder kindliche Wunsch den Eltern in französischer Sprache vorgetragen werden mußte. Ein Verstoß wider die französische Sprachlehre ward gerügt, der gröbste Fehler in der eigenen Muttersprache aber kaum beachtet. Und Lessing, der in Hamburg ein Nationaltheater gegründet hatte, um die nach französischem Geschmack gearbeiteten Dramen von der Bühne zu entfernen, mußte sein Unternehmen wegen der Teilnahmlosigkeit des Volks wieder aufgeben. Wehklagend ruft er aus: „O! über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir noch keine Nation sind. Wir sind noch immer geschworene Nachahmer alles Ausländischen.“ Was die Literatur damals in deutscher Sprache bot, war meistens eine bloße Kopie, war verwildert und roh, steif und pedantisch. Die deutsche Sprache, mit einer Menge von Fremdwörtern gespickt, sah aus wie eine bunte Narrenjacke. Kein Wunder, wenn ein Geist wie Friedrich sich von ihr nicht angezogen fühlte und sich in die Literatur der Italiener und Franzosen vertiefte. In den erbitterten Kampf, der zwischen den Gottschedianern

---

*) Nach der furchtbaren Schlacht bei Kollin ging er bis spät in die Nacht einsam in seinem Zimmer auf und ab, ließ dann den Abbé des Prades rufen, der ihm einige seiner Gedichte vorlesen sollte, die seiner gegenwärtigen Stimmung entsprachen. Derselbe las ihm aber zu kalt, zu gefühllos; somit entriß er ihm das Blatt und trug sie selbst laut vor, mit einem Ausdruck der Leidenschaft, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten.

und den Schweizern über das Wesen und den Zweck der Poesie ausgebrochen war, hat er sich nicht gemischt, ja, hat wahrscheinlich nicht einmal Kenntnis von demselben genommen. Er hat die Dichter seiner Zeit, ohne sie zu bevormunden, sich selbst überlassen und hat dadurch, daß er mit der Wucht seiner Persönlichkeit nicht eingriff, unabsichtlich dem Entwickelungsgange der deutschen Literatur den größten Dienst erwiesen. Der denkwürdige Wendepunkt in derselben vollzog sich, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hat. An dem Glauben eines solchen Wendepunktes hat er aber bis in sein spätes Alter festgehalten. Im Schlußwort seiner Schrift über die deutsche Literatur sagt er: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um sie zu genießen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen, die Höfe es mit Vergnügen sprechen. Die schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen; aber sie nahen sich schon. Ich kündige sie an; zwar ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter läßt diese Hoffnung nicht mehr zu. Ich bin wie Moses; ich sehe von weitem das gelobte Land; aber ich werde es nicht betreten." Diese Worte legen ein schönes Zeugnis ab, daß die zur Herrschaft gelangte französische Poesie ihn nicht befriedigte und ihm nicht als nachahmungswertes Muster galt, sondern daß er für das deutsche Volk eine dem Geiste und der Sprache desselben entsprechende Literatur verlangte.

Gehen wir nun näher auf das Gedicht selbst ein. In bedeutsamer Weise hat Geibel in mehr als einer Beziehung gerade das anmutige Sanssouci mit seinem Park und Schloß als Örtlichkeit zu seiner Dichtung erkoren. Hier weilte und lustwandelte der König in seinem Alter am liebsten; hier empfing er die Berichte seiner von Berlin nach Potsdam täglich herüberkommenden Adjutanten und Kabinettsräte, hier unterzeichnete er die von den Räten ausgearbeiteten Bescheide und fügte hin und wieder Randbemerkungen und Nachschriften bei, die durch ihre schlagende Kürze, ihren kräftigen Witz und durch ihre schlechte Orthographie berühmt geworden sind. Hier wurden auch in dem Marmorsaale des Schlosses die geistreichen Abendgesellschaften abgehalten, in denen kein Wort Deutsch gesprochen wurde und berühmt gewordene französische Persönlichkeiten, wie z. B. Voltaire, nicht fehlten. Der Name des Ortes ist an sich schon bezeichnend durch das französische Wort Sanssouci, ein Name, welchen der König dem Orte gegeben hat. Der Dichter führt uns nicht sogleich zu seinem Helden, sondern nach und nach, aber in einer so wirkungsvollen Weise, daß die Persönlichkeit des „alten Fritz" schon lebendig vor uns steht, ehe das Wort gesprochen ist, daß der Mann, der dort im Stuhle lehnt, der König Fritz sei. Der historisch gewordene Hut, wie der histo-

risch gewordene Krückstock, das strahlende, blaue Auge, das so streng und durchbohrend blicken konnte, wie das sinnend geneigte Haupt — alles dies läßt uns schon ahnen, „es ist König Fritz". Zuerst zeichnet der Dichter in kräftigen Farben den Park von Sanssouci. Mit innigem Interesse verweilen wir bei jedem einzelnen Gegenstande desselben; denn es haftet ja an diesem Orte an sich schon etwas von der Weihe, die ein großer Mensch der Stätte mitteilt, wo er geweilt hat, um so mehr, da der Park eine Schöpfung Friedrichs ist. Die ausführliche Zeichnung ist daher ganz berechtigt.*) Der Dichter hat aber mit dieser Schilderung auch zugleich die Geschmacksrichtung des großen Königs angedeutet, welche das am Schlusse der Dichtung ausgesprochene, tragische Geschick desselben zur Folge hatte. Denn nicht nur in der Poesie, sondern auch in den Parkanlagen galten damals die Franzosen als maßgebend. In sinniger Weise hat Geibel daher die zierlichen, nach französischen Regeln künstlich zugestutzten Laubengänge in Verbindung gebracht mit den zierlichen und gekünstelten Versen Boileaus, der zur Zeit Ludwigs XIV. lebte und eine Poetik geschrieben hat; ebenso sinnig hat er am Schlusse der Dichtung die Befreiung unserer Poesie von dem lähmenden Einflusse der fremdländischen Fesseln wiederum in Verbindung gebracht mit jenen regelrecht geschnittenen Laubgängen, die ebensowenig wie die Poesie zu einer natürlichen Entfaltung gelangen konnten, weshalb er von Goethe sagt, er habe die deutsche Poesie „aus welschen Taxushecken zum freien Dichterwalde geführt."

Die 2. Str. bringt uns auch noch nicht direkt zu dem Helden, sondern erst zu seinem auf der Höhe gelegenen Schlosse. Der Dichter steigert dadurch nicht nur die Spannung, er richtet auch die Aufmerksamkeit allmählich mehr und mehr auf einen Punkt, wozu namentlich das Hervorheben der hohen Lage des Schlosses, wie die einfache Umgebung desselben, im Gegensatz zu dem bunten Mancherlei in dem tiefer gelegenen Park beiträgt. Die Beziehungen auf

*) Steintritonen, Tritonen aus Stein gehauen. — Den Alten galten die Tritonen als niedere Seegottheiten, die vom Kopf bis zum Leibe herab die schöne Gestalt eines menschlich gebildeten Gottes hatten; vom Leibe an ging aber ihr Körper in einen langgestreckten zweigabeligen Fischschwanz aus. Sie führten große Muscheltrompeten mit sich, mit denen sie so gewaltig zu blasen vermochten, daß, wenn sie in der Mitte des Meeres standen, alle Küsten in Ost und West von ihren Tönen widerhallten, und daß selbst die wilden Riesen vor solchen Tönen die Flucht ergriffen.

Die Nymphen („Mädchen") bildeten den Übergang von den Göttern der Gewässer zu denen der Erde. Sie gehörten beiden Gebieten an und führten ein idyllisches, zurückgezogenes Leben an den Quellen, Bächen und Flüssen, in Hain und Wald, in Tälern und in Grotten, überall, wo das Geräusch der Welt das Stilleben der Natur nicht störte.

Flora (Chloris bei den Griechen), eine der schönlockigen, blühenden Horen, die Göttin des Frühlings, den Schoß mit Blumen gefüllt.

den Charakter Friedrichs fehlten auch in dieser Strophe nicht; denn wenn das Schloß ein „schmucklos heiteres“ genannt wird, so ist damit auf das einfache, allem Luxus abholde Wesen des Königs hingewiesen, der oft nicht einmal eine Wache vor seinem Schlosse hatte, und wenn der Dichter die Fenster im Abendfeuer der sinkenden Sonne erglühen läßt, so enthält diese Angabe der Zeit auch einen Zug aus der Lebensweise des Königs in Sanssouci; denn den Morgen und Nachmittag verwandte der rastlos tätige Mann, der das Langschlafen sich abgewöhnt hatte, ausschließlich für die Regierungsgeschäfte, die ihm als die heiligste Pflicht seines Lebens galten; den Rest des Tages widmete er den Wissenschaften und Künsten, namentlich der Musik, und seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die mehr als dreißig Bände füllt, so daß er einer der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten gewesen ist.

In der 3. Str. tritt uns nun der König, wie er leibt und lebt, lebendig vor die Seele. Jeder einzelne Zug, den der Dichter zur Zeichnung der äußeren Erscheinung desselben verwandt hat, ist von energischer Wirkung; besonders wirkungsvoll aber ist die stumme Handlung des Königs, der den Krückstock langsam im Sande umherirren läßt, während das sinnende Auge, welches unverwandt auf einen Punkt geheftet ist, von Zeit zu Zeit in hellen Funken aufblitzt. Man denke sich diesen Zug fort, die Wirkung würde nur halb so groß sein und das lange Schweigen unnatürlich werden. Um die Aufmerksamkeit einzig und allein an den Helden zu fesseln, hat Geibel das Gemach desselben ganz unberücksichtigt gelassen.

Auf geschickte Weise erhalten wir nun nach der 3. Str. eine kurze Lebensgeschichte des Königs, indem der Dichter das bedeutungsvolle Sinnen desselben zu erklären sucht, oder richtiger gesagt, indem er uns auffordert, es zu deuten, und deshalb mit einer Reihe von Fragen an uns herantritt, wodurch schon das Gefühl von etwas Ungewöhnlichem geweckt wird. Die schließliche Lösung der Fragen gewinnt dadurch einen um so höheren Reiz. Da jeder feste Anhalt fehlt, so konnten sämtliche Hauptbegebenheiten aus dem Leben des großen Königs herangezogen werden. Zuerst wird die Aufmerksamkeit auf die Kämpfe desselben im Siebenjährigen Kriege gelenkt, wo der Held Schlag auf Schlag sich mit seinem kleinen, schnellen Heerhaufen den Netzen seiner vielen Feinde entwand und durch seine Kühnheit und Standhaftigkeit, durch seine Keckheit und Todesverachtung die ganze Welt zur Bewunderung hinriß. Unter den 14 Siegen, die er überhaupt erfocht, werden namentlich zwei, die hellglänzendsten Sterne im Kranze seiner Heldentaten, hervorgehoben: der Sieg bei Roßbach und der Sieg bei Leuthen, die höchsten Triumphe seiner Feldherrnkunst. Auch des wilden Überfalls bei Hochkirch, wo er alles wagen mußte, wird gedacht,

ebenso der Schlacht bei Kunersdorf, wo ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden und eine Flintenkugel ihm die goldene Dose in der Tasche zusammendrückte. Der große Kriegsheld war aber auch groß in der Gesetzgebung, so daß die Neugestaltung seines Gerichtswesens die Nacheiferung des ganzen Zeitalters erweckte. Er ist der Schöpfer des modernen Rechtsstaats und sprach das stolze, denkwürdige Wort: „Der König ist der erste Diener des Staats." Noch bis ins späte Alter vervollkommnete er sein Landrecht; die Verbesserung des Prozeßganges blieb seine Lieblingssache. Hierauf weist die erste Hälfte der 5. Str. hin, während die zweite seiner französischen Tafelrunde gedenkt, wo die Witzfunken das Mahl würzten und seine raschen Wortspiele seinen schnellkräftigen Taten im ernsten Spiel der Waffen glichen.*) Von dem Mannesalter geht dann der Dichter auf die Zeit über, in welcher der Held noch nicht auf dem Throne saß und gedenkt da seiner Lieblingsbeschäftigung, des Flötenspiels, das er nur heimlich bei nächtlicher Weile treiben durfte, und bei dem ihn dennoch der strenge Vater, der in ihm die Liebe zum Militär schmerzlich vermißte, oft überraschte. Dann berührt er das Ereignis, welches den Jüngling auf die Festung nach Küstrin brachte, seinem Freunde Katte, mit dem er gegen die Gebote des Vaters den Zerstreuungen des Lebens gehuldigt, den Tod gab und den jungen Königssohn in der Schule herben Schicksals mit einem Male zum Manne machte. Auch auf die Zukunft der politischen Entwickelung Deutschlands, zu welcher Friedrich den Anstoß gegeben, indem er Preußen zu einer Großmacht erhob, wird das Sinnen und Träumen des Königs gedeutet (Str. 7). Diese Stelle des Gedichts erscheint wie eine prophetische Ahnung. Aber nicht die Vergangenheit, auch nicht die Zukunft, sondern die

---

*) Bei aller Vorliebe Friedrichs d. Gr. für die Franzosen und deren Literatur war er nichtsdestoweniger in seinem Denken und Fühlen ein echt deutscher Fürst und für die Franzosen durchaus nicht eingenommen. Schon 1754 schreibt er: „Das Phlegma unserer guten Deutschen ist, was man auch sagen mag, geselliger als der Übermut der Franzosen. Es ist wahr, daß wir schwerfällig, träg sind; aber der Witz der Franzosen ist eine Schminke, die nur die Mißgestalt der Züge deckt. Der minder glänzende, gesunde Menschenverstand führt uns, eben seiner Richtigkeit wegen, zur Tugend, und ohne Tugend gibt es keine dauernde Freundschaft."

Voltaire wurde mit einem hohen Gehalte nach Sanssouci berufen. Sehr bald zeigte derselbe seine Unverträglichkeit und seine Habgier, seinen Hochmut und seine Spottsucht. Als er sich nun gar verleiten ließ, mit einem Berliner Juden ein vom Könige wiederholt verbotenes Wuchergeschäft zu unternehmen, an das sich noch verschiedene andere Betrügereien knüpften, wurde das Verhältnis zu ihm gelöst. In solchen Dingen verstand der König keinen Spaß. Er wurde schon nach wenigen Jahren 1753 seines Amtes wieder entlassen. Auf seiner Rückreise nach Frankreich wurde er in Frankfurt festgehalten, da er einen Band Gedichte des Königs mitgenommen hatte, den er natürlich wieder zurückgeben mußte.

Gegenwart ist es, welche den sinnenden König beschäftigt. Trotz seiner französischen Schulung ist er doch kerndeutsch und ein Feind alles Abklatsches und alles Scheins. Daher schmerzt es ihn, daß die deutsche Dichtkunst „vom fremden Schwan die weißen Federn borgt", daß auf dem Gebiete der Poesie sich keine Spur des ureigenen Lebens zeigen will, die deutsche Literatur sich nur in Nachahmungen abmüht und die Vorbilder nicht einmal erreicht. Es schmerzt ihn dies um so mehr, als bei anderen Völkern das Emporblühen der Poesie Hand in Hand mit großen politischen Erhebungen und ruhmreichen Kriegstaten gegangen ist, und keiner großen Zeit die großen Sänger gefehlt haben. Und so sinnt und sorgt der alte, unermüdliche Held in seinem Sanssouci und ahnet nicht, daß jene Morgenröte, nach der er sich sehnt, den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe eigenartige, von aller Nachahmung freie, bewundernswerte Dichtungen geschaffen hat und mit seiner Rechten fast den vollen Dichterkranz berührt. Auf diesem tragischen Geschick des Königs beruhet vorzugsweise der Reiz des Gedichts und der Aufbau desselben.

Geibel hat mit diesem Gedichte in kurzen Zügen zugleich ein schönes Gesamtbild von dem Leben und der Persönlichkeit Friedrichs des Großen gegeben, das schon deshalb die Sympathie gewinnen mußte, weil keine andere Persönlichkeit unserer Geschichte so sehr das lebendige Eigentum der Nation geworden, so sehr in zahllosen Geschichten und Anekdoten in alle Kreise des Volkes eingedrungen ist, als Friedrich II. Zum Versmaß hat er sehr bezeichnend den von den Franzosen überkommenen Alexandriner in sechsfüßigen Jamben gewählt, der seit Opitz über ein Jahrhundert in Deutschland geherrscht hatte, zur Zeit unserer klassischen Epoche jedoch für einen Anklang an den Zopfstil galt und gänzlich mißachtet wurde, in neuerer Zeit aber, wie Gottschall bemerkt, von Geibel, Freiligrath und einigen anderen Dichtern wieder zu Ehren gebracht ist, indem sie ihm eine freiere Behandlung angedeihen ließen, teils durch eingestreute Spondeen und Daktylen, teils durch verschiedene andere Verseinschnitte neben der Hauptzäsur, teils durch ein Hinzufügen von vierfüßigen Jamben, was auch bei unserm Gedichte geschehen ist. Ist schon dadurch die dem Alexandriner anhaftende Eintönigkeit vermieden worden, so hat Geibel außerdem noch durch die Anordnung der Reime dafür gesorgt, indem die 3. und 6. Zeile für sich einen Reim haben und aus dem Rahmen des Alexandriners, der nur aus vier Zeilen besteht, herausgehoben sind. In der vorliegenden Gestalt hat der Vers sogar einen malerischen und beweglichen Charakter bekommen und paßt trotz seiner französischen Abstammung trefflich zu der lebendigen Schilderung des deutschen Helden.

Der Tod des Tiberius.

Bei Kap Misenum winkt' ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten,
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Efeu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüßige Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.

Doch heut', wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften; Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut', als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.
Und jetzt mit halberstickém Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: „Schaff' mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran,
Wie Rauchgewölk, und ballt sich zu Gestalten. —
Sieh, von den Wunden heben sich die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus und Drusus und Sejan —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?

'ś ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!"

Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer
Und sank zurück in tödlichem Ermatten!
Dann, aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunst — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz' dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und, ins Inn're lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großtat sah'n
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht, als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wild're Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und kraß verstellt, wie eine Larve, sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank —".

Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wie alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehn;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespie'n,
Sie und das Chaos setz' ich ein als Erben,
Für sie dies Zepter!" —

Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.

Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Zepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Wesertal;
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle,
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte,
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein anders Bild in seinen Heimatstraum:

Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tot;
Er aber schaute kühn ins Morgenrot,
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

Einen größeren Gegensatz hat es nie in der Weltgeschichte gegeben, als derjenige ist, welcher sich in den letzten Zeiten des römischen Reiches darbietet. Während die ungeheure, römische Universaltragödie in den wildesten Szenen austobt, unter stetem Aufruhr und Blutvergießen, von Zweifeln überschüttet und der Verzweiflung zustrebend, ohne Kraft, das Alte zu erhalten, und ohne Kraft, etwas Neues zu schaffen, aller sittlichen Überzeugung entkleidet, einem wahnsinnigen Luxus verfallen, während dieses ganze wüste Wesen, das kein weiteres Recht hatte, als das Recht, unterzugehen, austobt, hebt sich der leise Flügelschlag einer neuen Zeit, regt sich die Seele eines neuen Lebens mitten im Todeskampf des alten. Durch die grauenhafte Nacht der Greuel und Verbrechen dringt das erlösende Morgenrot des Christentums mit seinem unendlichen Inhalte, dringen die unverdorbenen Völker der germanischen Wälder, um auf den Trümmern der alten, faulen, satten Welt eine neue zu erbauen, die Unnatur des überfeinerten Luxus, die Lieblosigkeit des häuslichen und ehelichen Lebens, die Glaubens- und Sittenlosigkeit zu stürzen.*) Dieser Gegensatz ist

*) Der Untergang des großen, römischen Reiches enthält die warnende Lehre, daß Staaten unfehlbar dem Untergange verfallen, wenn ihre Kultur nicht Hand in Hand mit der Sittlichkeit geht. Vergl. Schillers Gedicht: Der Spaziergang. Bd. III der „Erläuterungen". Es ist wohl nicht zufällig, daß gerade die Literatur unserer Zeit eine ganze Reihe Dichtungen, gleichsam als warnende Zeichen, hervorgebracht hat, die das niedergehende

es, den Geibel durch sein Gedicht, das jenem Kontraste gemäß auch in zwei Hauptteile zerfällt, in ergreifender Weise poetisch darstellt. Der dem Wahnsinn und der Verzweiflung verfallene Tiberius wirft mit irrer Hand in der Angst des Todes den Stab des weltbeherrschenden Roms hinaus in die Nacht; ein Kriegsknecht aus den deutschen Wäldern hebt ihn auf, und

Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden.
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Tiberius, der Nachfolger des durch Senatsbeschluß für einen Gott erklärten Kaisers Augustus, starb im 76sten Lebensjahre und regierte von 14—37 n. Chr. Er war ein Stiefsohn des Augustus und der fürchterlichste Mann seiner Familie, den sein Lehrer schon einen Tonklumpen mit Blut durchknetet genannt hatte. Tücke, Heuchelei, Sinnlichkeit und Grausamkeit waren die vorherrschendsten Eigenschaften seines Charakters. Nur die gänzliche sittliche Versunkenheit des entnervten, römischen Volks machte es möglich, daß ein so schrecklicher Tyrann, wie Tiberius, den Zepter in den Händen haben konnte. In seinem Leben spiegelt sich denn auch die ganze Verworfenheit der damaligen Zeit ab; er ist das getreueste Abbild und das getreueste Kind derselben. Diese Wechselbeziehung hat der Dichter an mehreren Stellen hervorgehoben.

Zuerst führt uns derselbe nach dem Kap Misenum, an dem reizenden und üppigen Golf von Neapel gelegen, wo der Kaiser in einer prunkvollen Villa in den letzten Jahren seiner Regierung öfter weilte, von dort die sklavisch gehorchenden Römer regierte und ungestört sich allen Lüsten und Reizmitteln der Schwelgerei und des Luxus überließ. Wenn die Sonne sank, ging es zu Tische, wo das weiche Ruhebette, reich mit Gold und Silber verziert, zum Niederlegen einlud, Flötenspiel die Gänge des Mahles einführte und lockige Knaben „mit Efeu um die Stirne", die feinsten Gerichte, frisch übers Meer gekommen, und die edelsten Weine Siziliens darreichten. Hübsche Kranzwinderinnen aus Korinth legten die kühlsten und duftigsten Blumen der Jahreszeit den auf Rosenpolstern in Prachtgewändern ruhenden Gästen um Haupt und Brust,

---

Rom schildern. Ich erinnere an Hamerlings „Ahasverus", an Ecksteins historischen Roman „Die Claudier", an Wilbrandts „Arria und Messalina", an Halms „Fechter von Ravenna", an Dahns „Kampf um Rom" usw., in denen die Sittenverderbnis, der freche Materialismus, die Öde und innerliche Hohlheit götterlosen Daseins mit den sattesten Farben geschildert wird.

und „silberfüßige Dirnen" schwangen leicht geschürzt mit fliegenden Haaren in berauschtem Tanz den mit Efeu und Weinreben umschlungenen Stab des schwärmenden Gottes Dionysos. Immer bacchantischer ward die Lust, immer wilder und üppiger Tanz und Gelächter, bis der Schimmer des Morgens hereinbrach in den wahnsinnigen Taumel, und das Dämmerlicht die wüsten Gäste trennte. Dieses Bild der Nacht, welches der Dichter als Einleitung von dem Leben in dem fürstlichen Hause am Golf von Neapel entwirft, enthält die Farben auch von dem schwelgerischen Leben in der Hauptstadt, wo man die Stunden vor Mittag mit dem Besuch des Theaters oder dem Anschauen der grausamen und blutigen Gladiatorenkämpfe verbrachte, nachmittags die Verkaufsläden musterte, mit vielem Ernst die wichtige Frage einer neuen Mode besprach oder sich über ein beißendes Epigramm, welches eben erschienen war, unterhielt, dann in ein Bad stieg, um die erschlaffte Haut zu stärken und den Appetit für das schwelgerische Mahl zu reizen, welches nach Sonnenuntergang eingenommen wurde, und von dessen wildberauschenden Freuden man sich erst am Morgen unter Scherz und Lachen trennte. Die Arbeit fiel den Sklaven zu, deren Rom eine unerhörte Zahl hatte, wodurch es ebenfalls Mark und Bestand verlor.

Nach dem einleitenden Bilde der nächtlichen, bacchantischen Lust läßt der Dichter ein zweites Bild der Nacht folgen, welches zu dem ersten einen grellen Gegensatz bildet. Dasselbe Haus, vom Glanz der Lichter einst die ganze Nacht hindurch erhellt, steht jetzt so düster, so stumm und unheimlich da, wie eine Stätte des Todes; statt Blütenduft Grabesmoder, statt Saitenspiel und Tanz ein leises Flüstern und scheues Fragen. Was für ein Leben hier zu Ende geht, decken die wenigen Worte in grauenvoller Ahnung auf: „Der greise Tiger stirbt." So leitet der Dichter in der spannendsten Weise die Aufmerksamkeit zu der Hauptperson über, deren äußere Erscheinung er zunächst vorführt. Diese schon ist Entsetzen erregend. Das hohle, leichenhafte Auge, das fahle Gesicht, von ekelhaften Schwären wild zerrissen, die fieberhafte Glut, die den entnervten Körper erzittern macht, kennzeichnen den vollendeten Wüstling, mit dem es zu Ende geht. Kein teilnehmendes Herz drängt sich an sein Lager, um ihm die letzte, schwere Stunde zu erleichtern. Wie die Pest wird er gemieden; nur der Arzt und der Hauptmann der Leibwache, des Hauses Hüter, sind in seiner Nähe.

Bis jetzt hat der Dichter den zum Sterben siechen Kranken noch nicht redend und handelnd eingeführt. Dies geschieht nun in dem folgenden Abschnitte von V. 27—103. Derselbe eröffnet nicht nur einen tieferen Blick in das verworfene Leben des Tyrannen, sondern auch in die Zeit, deren Kind er ist, und zwar in einer

so lebendigen und ergreifenden Weise, wie dies nur ein Dichter auf so engem Raume zu tun vermag. Der erste Schmerzensschrei des sich hoch aufbäumenden Kaisers ist ein Ruf nach Eis, um die brennende Fieberglut zu stillen. Die zweimalige Wiederholung des Wortes Eis, das Aufbäumen des Kranken usw. sind erschütternde Zeichen der furchtbaren Qualen seines Körpers; aber furchtbarer noch als diese Körperqualen sind die Qualen seiner Seele. Und wieder ertönt ein zweimaliger Hilferuf. „O gib mir Lethe, Lethe!" (das Vergessen des irdischen Lebens). Umsonst! Hier hat die Macht des Tyrannen, dem alles sich beugte, ein Ende, so sehr er auch zürnt und tobt. Immer und immer kehren die quälenden Gedanken wieder, immer von neuem treten die blutigen Gestalten an sein Lager und zeigen mit gebrochenem Auge die klaffenden Wunden. Da hilft kein Fluchen; er kann die Erinnerung nicht auslöschen; er kann die Gestalten nicht bannen; er muß sie sehen. Von den Gemordeten sind drei namentlich erwähnt: Germanicus, der Neffe des Kaisers, der in den Kriegen gegen die Germanen siegreich gewesen, und weil Heer und Volk ihn liebte, von dem Mißtrauischen gefürchtet wurde; Drusus, der Stiefsohn des Augustus, und Sejan, sein Günstling, der alle Schwächen seines Herrn meisterhaft zu benutzen gewußt, der trotz seiner Schlauheit doch den Verdacht rege gemacht hatte, daß er nach dem Throne strebe. Mit ihm wurden auch seine unschuldigen Kinder und Verwandten getötet. Wie wenig dem Tyrannen ein Menschenleben gegolten hat, bezeugen die schrecklichen Worte:

's ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!

Wir schauen in diesem Teile des Gedichts in den grauenvollen Abgrund eines Menschenherzens, dem alles nur ein Glücksspiel ist, und das aus dem ganzen, reichen Leben nichts weiter mitgebracht hat, als einen verheerten Körper, eine verödete Seele und eine Brust voll Angst und Pein, aber ohne Reue, nur gequält von Gewissensbissen. Auch das Folgende enthält kein reumütiges Geständnis, vielmehr ein neues Zeugnis von der Verworfenheit des Sterbenden, der so tief gesunken ist, daß er auch den Glauben an Tugend und Wahrheit, den Glauben an alles Hohe und Edle verloren hat und sogar in der Angst und in dem Gefühle des Untergangs nicht einmal die Sehnsucht nach etwas Besserem empfindet, sondern seine eigene Nichtswürdigkeit damit rechtfertigt, daß alle nichtswürdig seien. Tiefer kann der Mensch nicht sinken.

Indem der Kaiser seinem Arzte darlegt, wie er geworden ist, was er ist, eröffnet der Dichter in der ungezwungensten Weise den Blick in den sittlichen Zustand der damaligen römischen Welt, welcher jeder höhere Halt, jeder Stützpunkt eines belebenden, über

die Zeitlichkeit sich erhebenden Glaubens fehlte und darum dem Überdruß und der Spottsucht verfallen war, welche jeden Aufschwung unmöglich machen. Die edelsten Regungen des Herzens wurden dem wildesten Sinnengenuß geopfert. Angebereien, Verstellung und Mordversuche waren an der Tagesordnung; ein Bruder verriet den andern, um in der Gunst des Herrschers zu steigen, wodurch allein sich eine hohe Stellung gewinnen ließ. Jeder verdiente Mann, der sich einen Anhang erworben hatte, kam in Gefahr. Die eheliche Treue war geschwunden, besonders in den höchsten Kreisen. Schon vor der Regierung des Tiberius war der sittliche Verfall Roms bereits in der kaiserlichen Familie des Augustus in erschreckender Weise zutage getreten. Julia, die Tochter des Kaisers, hatte sich ohne Rücksicht auf Anstand, Sitte und Zucht den ärgsten Ausschweifungen ergeben; auch andere Glieder der kaiserlichen Familie hatten ein so zügelloses Leben geführt, daß sie aus Rom verbannt werden mußten; Livia, des Kaisers dritte Gemahlin, soll sogar ihre beiden Stiefenkel insgeheim durch Gift aus dem Wege geräumt haben, um dem Tiberius den Thron zu verschaffen. Die alten, einfachen Sitten, die strengen Tugenden der Vorfahren waren unter Augustus längst geschwunden, Genußsucht und Vergnügen an ihre Stelle getreten, so daß man selbst den Kriegsdienst scheute und bereits anfing, diesen den Mietssoldaten zu überlassen. Und wie gräßlich aufregend waren zum Teil die Vergnügungen, namentlich die der Gladiatorenkämpfe, wo man Sklaven sich ohne alle Schutzmittel angreifen ließ; so daß ohne Ausnahme der Getroffene den tiefen Schwertwunden erlag. Tausende von Gladiatoren haben da ihr Leben ausgehaucht; Tausende wurden gemordet, als sie selbst durch Mord sich zu erlösen und die Rückkehr in die Heimat zu erkämpfen hofften. Der dämonisch-grauenvolle Mordreiz, den die gewaltsame Tötung eines Menschen ausübt, erfaßte alle Stände, alle Geschlechter:

„Wo war
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken,
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."

Verfallen den Mächten der Finsternis, rafft der Sterbende sich noch einmal in wilder Verzweiflung empor, als Macro den Namen des Thronerben nennt. So viele hat er schon aus dem

Wege geräumt, von denen er argwöhnte, daß sie nach seiner Herrschaft trachteten. Der Gedanke an einen Thronerben versetzt ihn daher in rasende Wut. Keuchend schüttet er stoßweise eine Flut von Lästerungen gegen denselben aus. Und wenn es für ihn keine Rettung mehr gibt, so soll alles, was um ihn lebt und ist, dem Untergange verfallen. Nicht den Kaligula, sondern die Rachegeister und das Chaos setzt er zu Erben ein.*) Mit diesem furchtbaren Vermächtnis scheidet er vom Leben. Grauenvoll, wie es ist, hat es sich an Rom erfüllt, obschon nicht sogleich, und mußte sich erfüllen, denn Rom war zum Untergange reif.

Den Übergang zu dem zweiten Teile des Gedichts hat Geibel wunderbar schön vermittelt. Der irre, vor Todesangst am ganzen Leibe bebende Kaiser wirft den Stab der Herrschaft hinaus in die dunkle Nacht. Ein Kriegsknecht aus den germanischen Wäldern steht Wache haltend im Hofe,

— — zu dessen Füßen rollte
Des Szepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.

So führt uns der Dichter ganz unmerklich aus dem ersten Teile des Gedichts in den zweiten, in welchem er durch eine erhabene Fernsicht dem Voraufgegangenen nicht nur einen versöhnenden Abschluß gibt, sondern auch mit jeder Zeile auf dem düsteren Hintergrunde des bisherigen Bildes ein anderes, schöneres entrollt, welches durch seinen Gegensatz um so mehr in lichten, hellen Farben sich hervorhebt, ein Bild von unsern Vätern, den urkräftigen Germanen, die gewaltig an Leib, furchtbar in der Schlacht, dabei einfach menschlich und rein in ihren Sitten, plötzlich aus den düstern Wäldern des Nordens auftauchten, den Kampf mit dem weltbeherrschenden, kriegskundigen römischen Staate aufnahmen, als dieser auf der höchsten Stufe äußerer Macht und Kultur stand, in langem Ringen schließlich siegten und eine neue Ordnung der Dinge veranlaßten. Hervorgerufen ist dieses Bild deutschen Lebens durch die träumerische Sehnsucht des Kriegsgefangenen nach der Heimat, nach Weib und Kind und Wald. Diese Sehnsucht leitet ganz ungezwungen zu dem häuslichen Leben der Germanen über und breitet zugleich eine stille Wehmut über diesen Teil des Gedichts. Fürstliche Häuser mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten

*) Der Nachfolger des Tiberius, Kaligula, ein entarteter Sohn des Germanicus, übertraf jenen noch an unsinniger Verschwendung und tigerartiger Grausamkeit. Laster und Ausschweifungen aller Art stürzten ihn in Wahnsinn, worauf in dem Gedichte der Ausdruck „blöder (blödsinniger) Knabe hinweist. Das Maß des Mordens, der Schwelgerei und Tyrannei machte endlich Nero voll. Mutter und Kind, Freunde und Verwandte waren ihres Lebens nicht mehr sicher.

und Prunkgeräten finden sich in den düstern Wäldern Deutschlands nicht; aber was unendlich höher steht als diese Zeichen der Kultur: Treue, Geradheit, Biederkeit und häusliches Glück. Dort sitzt noch das liebe Weib an der Schwelle des Hüttleins, emsig und fleißig die Spindel drehend, während ihr Knabe, von kriegerischem Mute erfüllt, Arm und Waffe prüft; dort gilt noch Wort und Handschlag; dort darf noch der Freund dem Freunde trauen, dort sind überhaupt noch alle Bedingungen vorhanden, welche notwendig sind, um das Leben durch einen höheren Inhalt zu weihen.

Wunderbar schön hat der Dichter in dem träumerischen Sinnen des wachthabenden Kriegsknechts die charakteristische Eigenart des deutschen Wesens angedeutet, neben dem Alltäglichen sich noch in etwas anderes, Höheres zu versenken, eine Eigenart, die auf die verschiedenste Weise in der Geschichte und Poesie des deutschen Volks zum Ausdruck gekommen ist. Dieses Höhere war zunächst die christliche Kirche. Die kurze Hinweisung auf den Kreuzestod des duldenden Weltheilands hat darum auch nach dieser Seite eine charakteristische Bedeutung und ist vom Dichter glücklich begründet worden. Zugleich wird durch diese Hinweisung der schreckliche Tod des Tiberius in einen ergreifenden Gegensatz gestellt. In den Schlußzeilen ist dann der Gegensatz des Ganzen noch einmal in energischer Weise zusammengedrängt. Das grauenvolle Bild der Nacht endet bedeutungsvoll mit dem anbrechenden Morgenrot, das tiefe Weh einer verworfenen Zeit mit dem Hinblick auf die Lebenskraft einer besseren.

Was nun die Anordnung des Gedichts betrifft, so ist auch diese so meisterhaft, daß unter den neuern Gedichten es nicht viele geben möchte, die in einem so beschränkten Rahmen ein so lebensvolles und so viel umfassendes Bild gebracht hätten, wie es hier geschehen ist. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ferne Räume und sich fernstehende Personen hat der Dichter auf eine höchst wirkungsvolle Weise in dramatischer Lebendigkeit zu einer szenischen Einheit zu verknüpfen gewußt. Auf die kunstvollen und doch so natürlichen Übergänge aus einer Szene in die andere ist schon wiederholt aufmerksam gemacht worden. Der Zauber des Gedichts beruht aber nicht allein auf dem wirkungsvollen Aufbau der dramatisch bewegten Szenen und auf seinem visionären Schlusse, sondern ebensosehr auf seinem sprachlichen Ausdruck. Derselbe ist überall groß, schön und energisch. Von außerordentlicher Schlagkraft sind besonders die an den Stellen der Erregung und der Leidenschaft angewandten Bilder und bildlichen Ausdrucksweisen, die das Sinnliche vergeistigen und das Geistige versinnlichen, wie z. B. „im Busen trag' ich den Vesuv"; „der greise Tiger stirbt"; „aus jeder Großtat sah'n der Selbstsucht Züge mich versteinernd

an"; „was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren, an meinem Blut"; „doch grimmer brennt das Denken". Auch die hier und dort gebrauchten, kühnen und ungewöhnlichen Wortformen sind von großer Wirkung, wie z. B. „und wo die Säulen düstern"; „als sonst es pflag"; „verfault erfand ich alles Wesens Kern"; „kraß verstellt"; „jach sprang er auf". Nicht minder wirksam sind die charakterisierenden Beiwörter, wie: silberfüßige Dirnen, berauschter Tanz, der greise Tiger, der blöde Knabe, die irre Hand, düstere Wipfelkronen, blank jedes Wort, langes, gelbes Haar, kühnes, blaues Auge usw. Die Wirkung der Beiwörter hat der Dichter an einigen Stellen noch dadurch erhöht, daß er sie dem Hauptworte nachgestellt hat: „dem Leichenblick, dem stieren"; „ein Kriegsknecht, blondbärtig, hoch"; aber auch da, wo dieses nicht geschehen ist, sind sie kein müßiger Schmuck. Dem ernsten Inhalt des Gedichts entspricht der in langen Zeilen sich bewegende Jambus, der unter allen Versmaßen vorzugsweise der rhythmische Träger des über den Tiefen und Rätseln des Lebens grübelnden Geistes ist. So haben wir denn auch hier nach Inhalt und Form ein Gedicht, mit dem sich nur wenige in der gesamten Poesie der neueren Zeiten messen können. Und doch nannte eine scheelsüchtige und hochmütige Kritik Geibels Poesie eine Poesie für Backfische. Daß Geibel mehr ist als ein Dichter für Backfische, beweisen schon die an dieser Stelle besprochenen Gedichte. In seinen neueren Gaben hat er unserer Nation Schöpfungen dargebracht, deren Tiefe und Gedankengehalt, bei vollendeter Formenschönheit ihm eine hervorragende Stellung in der großen Fülle des lyrischen Nachwuchses sichern.

Gudruns Klage.

1. Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe;
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einst geschienen
Die güldne Kron' im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein' Speis' und Trank sind Sorgen
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Tränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing ich mein Leid.

4. Kein Dräuen soll mir beugen
Den hochgemuten Sinn!
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren,
Wie Spinnweb' acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauscht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umsonst zur Meereswüste
Hinspäh' ich jede Stund';
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst, zu sühnen,
Zu retten, ach, zu spät,
Wenn schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl laß ich hier das Leben,
Die Treue laß ich nicht!“

Unter den deutschen Sagen nehmen diejenigen, welche die Treue besingen, eine hervorragende Stelle ein. Bis in die ältesten Zeiten zurück reicht der Ruf deutscher Treue, die als eine hervortretende, nationale Tugend der Germanen schon von den Römern gepriesen wurde. Vor allem war es die Treue, welche die Mannen ihrem Führer im Kampfe bewahrten, die den Römern Achtung einflößt. „Schande und Schimpf ist es,“ sagt Tacitus, „für das ganze Leben, lebendig die Schlacht verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen.“ — Und „unsern Vater vergessen wir vielleicht, unsern Herrn können wir nie verschmerzen,“ so sprechen die Mannen in der Heldendichtung von Wolfdietrich. Man braucht nur des Nibelungenliedes zu gedenken, um sich zu vergegenwärtigen, daß die deutsche Mannentreue als ein Grundzug germanischen Wesens schon in unsern ältesten Dichtungen gefeiert worden ist. Aber nicht nur die Volks-, sondern auch die Kunstpoesie ist reich an solchen Stoffen, welche die Treue als einen leuchtenden Zug deutschen Wesens verherrlichen. Ein Volk aber, das von seinem ersten Auftreten an durch alle Jahrhunderte hindurch diesen Zug seines Wesens gefeiert hat, muß von dem hohen Werte desselben auch durchdrungen sein; denn was als das Höchste und Herrlichste den Volksgeist erfüllt, das stellt dieser auch in der Poesie am liebsten dar. Und nicht nur in dem Verhältnis der Mannen zum Führer hat die sprichwörtlich gewordene deutsche Treue ihren Ausdruck gefunden, auch die Treue des Weibes gegen den geliebten Mann ist von Sage und Dichtung mit dem schönsten Glanze umwoben worden. Das herrlichste Beispiel bietet in dieser Beziehung

die alte Heldensage „Gudrun", der Geibel den Stoff zu dem vorliegenden Gedichte entnommen hat.*)

Wer mit dem Inhalte der Sage nicht vertraut ist, erkennt doch schon aus dem Gedichte, daß Gudrun königlicher Abkunft war, in einer feindlichen am Meere gelegenen Burg gefangen gehalten wurde und dort alles Elend, welches namentlich die grimme Königin über sie verhängte, zu erdulden hatte, weil sie dem geliebten Manne Herwig, ihrem Verlobten, treu ergeben blieb. Gibt auch das Gedicht nicht an, was man mit den Mißhandlungen und Drohungen bezwecken wollte, so ist doch aus demselben unzweifelhaft zu erkennen, daß damit die Einwilligung Gudruns zu einem andern Bündnis erzwungen werden sollte. Es hatte nämlich der in dem Gedichte nicht genannte Normanne Hartmut, Sohn des Normannenkönigs Ludwig, früher um ihre Hand geworben, war aber mit seiner Werbung zurückgewiesen worden, weil er dem reichen Friesenkönige Hettel, dem Vater der Gudrun, nicht ebenbürtig genug erschien. Eine gleiche Zurückweisung hatte ein zweiter Freier, Siegfried von Morland, erfahren. Nur Herwig, der König von Seeland, war glücklich in seiner Bewerbung gewesen. Nach Jahresfrist sollte er, wie es die Sitte der Zeit gebot, die geliebte Braut heimführen. Inzwischen aber fiel der abgewiesene Siegfried mit einem starken Heere in sein Land. Herwig war nicht mächtig genug, ihm die Spitze bieten zu können und rief daher Hettel mit seinen Mannen zu Hilfe. Die Abwesenheit des letzteren benutzt nun Hartung mit seinem Vater Ludwig zu einem Einfall in Hettels Land. Mit Gewalt bemächtigen sie sich der Gudrun und führen sie mit ihren Mägden von dannen. Ehe sie jedoch das Normannenland erreichen, setzen ihnen Hettel und Herwig nach. Es kommt auf einer Insel zu einer langen, blutigen Schlacht, in welcher Gudruns Vater fällt und von beiden Seiten die Kämpfenden fast aufgerieben werden. Die Räuber benutzen die hereingebrochene Nacht und entfliehen mit ihrer Beute. Die Friesen sind zu schwach, um ihnen nachsetzen zu können. In Trauer und Tränen erblickt Gudrun das Gestade des Normannenlandes. Man bietet anfangs alles auf, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen (Str. 4), um ihr Herz zu berücken und es dem Hartung zuzuwenden; als dieses nichts hilft, schreitet man, namentlich die Mutter Hartmuts, die Königin Gerlinde, zu Mißhandlungen. Worin diese bestehen, ist im Gedichte angegeben.

Gudrun, die eine der reichsten Kronen tragen sollte, von Kindheit an nur von goldenen und silbernen Gefäßen gespeist hatte, muß ruhelos die harten Dienste der niedrigsten, unfreien Magd

*) Siehe „Dichtungen aus dem Mittelalter" Bd. V der „Erläuterungen".

verrichten, jahrelang Kälte und Hunger erdulden wie die ärmste Tagelöhnerin, nicht nur die Wäsche besorgen, sondern auch die Öfen heizen, Stuben und Kammern fegen, ja sogar mit den langen, schönen Haaren ihres Hauptes Tische und Bänke vom Staube reinigen. Beim Grauen der Morgenfrühe muß sie nach dem Strande eilen, durch Reif und Dornen hin, und dort, bebend vor Frost, die Gewande der grimmigen Königin in kalter Morgenluft waschen. Kein freundliches Wort, kein Ehrenplatz unter königlichen Frauen wird ihr zuteil, kein Spiel und Kurzweil ihr bereitet, des Leides aber jeden Tag genug.

„Mein' Speis' und Trank sind Sorgen
Und Kummer mein Gespiel."

Es hätte nur eines einzigen Wortes von ihrer Seite bedurft, die grausame Mutter Hartmuts würde ihre beste Freundin geworden sein, würde ihr Elend in Glanz und Herrlichkeit verwandelt haben. Aber sie hält fest an der Treue gegen ihren Verlobten, obschon sie sich keiner Hoffnung auf Erlösung mehr hingeben kann, nachdem so viele Jahre vergeblichen Harrens verstrichen sind und sie bereits fühlt, daß sie den Qualen und der Pein erliegen werde (Str. 6 und 7). Lieber aber will sie aller Rechte ihrer königlichen Abkunft sich berauben lassen, lieber als Magd ins Grab steigen, als sich mit dem Kleide der Untreue schmücken, und wäre es von Gold und Seide.

Der Dichter hat in wirksamer Weise das tiefe Weh und das lange, lange Leid der verlassenen Königstochter in eine lebensvolle Beziehung zu der Örtlichkeit des fremden Landes gesetzt, zu dem fernen, düsteren Meere des Nordens, wodurch die Klage der Heimatlosen um so ergreifender wird. Mächtiger könnte ihr großes Leid nicht ausgesprochen werden, als es in den Worten ausgesprochen ist:

Das Meer ist tief und herbe;
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein.

Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.

Nicht minder bekunden die Tränen, die sie einsam weint, die Tiefe ihres Schmerzes, zugleich aber auch das stolze Selbstgefühl ihrer großen Seele, das sie nicht einen Augenblick vergessen läßt, welchem edlen und mächtigen Stamme sie entsprungen ist. Nur die wilden Schwäne des Meeres sollen einen Klagelaut aus ihrem Munde vernehmen und die Träne in ihrem Auge sehen, sonst niemand. Es ist dies ein neuer Zug in dem Charakter der „hochgemuten" Maid, ein Zug, der mit der heldenhaften Charakter-

festigkeit, die sie in der ausharrenden Treue beweist, zusammenfällt. Dieselbe starke, ritterliche Seele, welche die Treue bis in den Tod bewahrt, ist auch stark, die Tränen ihren Peinigern zu verbergen. Und so würde das hochgemute Mädchen auch nicht von dannen ziehen ohne Sühnekampf (Str. 6). Die im Sturm des Krieges genommen worden, will auch im Waffenkampf wieder errungen werden. So verlangt es nicht nur ihr ritterlicher Stolz, sondern auch die Ehre jener starken Zeit, der Gudrun angehört. Es geschah denn auch, was das Gedicht andeutet. Nach dreizehn Jahren konnte endlich in Gudruns Vaterlande eine Heerfahrt zu ihrer Befreiung ausgerüstet werden. Ortwin und Herwig treffen in der Morgenfrühe das Mädchen barfuß und zitternd vor Frost am schneebedeckten Strande, als sie auf Kundschaft nach demselben ausgefahren sind. Sie hätten es auf der Stelle mit sich nehmen können. Dies ist aber weder nach Ortwins, noch nach Gudruns Sinn. „Hätte ich hundert Schwestern zu verlieren," sagte Ortwin, „so möchten sie lieber hier alle sterben, als daß ich sie heimlich mit mir nähme." Die beiden Fürsten fahren zurück nach ihrer Kriegsflotte und verkünden dem Heere die Schmach, welche der Gudrun so lange Jahre hindurch ist angetan worden. Der Sturm auf die Normannenburg wird sogleich vorbereitet, und andern Tages kommt es in der Morgenfrühe zu einem furchtbaren Kampfe, Hartung wird gefangen, Gerlinde und Ludwig getötet und Gudrun über Leichen hinweg im Triumphe heimgeführt. Der Dichter, dem es nur darauf ankam, die ausharrende Treue, das mutige Dulden und den niemals sich entwürdigenden Adel einer deutschen Frauenseele zur Erscheinung zu bringen, hat das Ende der alten Heldensage in seine Dichtung nicht mit aufgenommen, dieselbe aber ganz in den poetischen Äther der Sage getaucht und mit dem schönen Grundgedanken derselben geschlossen:

„Wohl laß ich hier das Leben,
Die Treue laß ich nicht!"

Diese Worte könnten auch die Überschrift des Gedichts bilden, das durch die Kunst des Dichters zu einem der ergreifendsten Zeitgemälde gestaltet ist. Schon der landschaftliche Hintergrund harmoniert trefflich mit der düsteren Klage der Gudrun und übt auf Phantasie und Gemüt eine nachhaltige Wirkung. Ein öder, nordischer Strand, an dem mit dumpfen Schlägen sich die Brandung bricht, über welche der kalte, graue Himmel der Märzsonne sich traurig wölbt, dazu in der Ferne eine altersgraue Burg, rufen an sich schon eine melancholisch-wehmütige Stimmung hervor, ganz geeignet, Sinn und Herz auf das einzige Wesen an dem Strande in der fesselndsten Weise hinzulenken. In dem Gudrunliede erscheint die hehre Maid mit der treuen Hildeburg an dem öden Strande;

Geibel läßt sie allein auftreten und erhöhet auch dadurch das Mitleid für die Verlassene und Einsame, welche ein schweres Geschick fern von der Heimat in aussichtsloser Gefangenschaft hält, die sie mit einer unbeugsamen Willensstärke erträgt. Zartes und Starkes sind in dem Liede in einer Weise gemischt, wie solche den alten Heldendichtungen eigen ist. Von schwärmerischer Sehnsucht findet sich in der Klage der Gudrun keine Spur. Die verletzte Ehre ihrer königlichen Abkunft preßt ihr zwar Schmerzenslaute aus, aber sie demütigt sich nicht und erwartet von den ersehnten Rettern Sühne für die angetane Schmach.

Volkers Nachtgesang.

1. Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und stumm;
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod schleicht draußen um.
Schweb' hoch hinauf, mein Geigenklang,
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

2. Wohl finster ist die Stunde,
Doch hell sind Mut und Schwert;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Herd.
O Lebenslust, wie reich du blühst,
O Heldenblut, wie kühn du glühst!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

3. Ich denke hoher Ehren,
Sturmlust'ger Jugendzeit,
Da wir mit scharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unsern Bannern saß der Sieg,
Als wir die ersten Narben
Erwarben.

4. Mein grünes Heimatleben,
Wie tauchst du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
Herüber an mein Ohr;

So säuselt's in der Rebenflur,
So braust der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

5. O Minne, wundersüße,
Du Rosenhag in Blust,
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut' aus tiefster Brust!
Du roter Mund, gedenk' ich dein,
Es macht mich stark, wie firner Wein;
Das sollen Heunenwunden
Bekunden.

6. Ihr Kön'ge, sonder Zagen
Schlaft sanft, ich halte Wacht;
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid:
Gott grüß dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

Das voraufgegangene Gedicht bringt eine Szene aus dem Gudrun-Epos, das vorliegende hat seinen Stoff dem Nibelungenliede entnommen. Wer mit dem Inhalte desselben nicht vertraut ist, erkennt doch aus dem Gedichte, daß die betreffende Szene einer längst vergangenen Zeit angehört und zwar der Zeit, in welcher die Hunnen (Heunen) eine Rolle in der Geschichte spielten; erkennt ferner, daß Volker schon im Mannesalter sich befindet, bereits manchen Kampf bestanden hat und am Vorabend eines neuen, grimmen Schwerterstreites Wacht hält, damit die Könige nicht von den Heunen über Nacht überfallen werden, und erkennt drittens, daß er Sänger und Held in einer Person ist. Wer die Könige sind, ist nicht gesagt; wohl aber ist angedeutet, daß ihre Heimat, wie die Volkers, am Rhein gelegen ist, da, wo dieser Fluß vom Schwarzwalde begleitet wird, und daß sie jetzt fern von der Heimat im Lande der Heunen weilen. Eine Andeutung, wie sie dahin gekommen sind, enthält das Gedicht nicht; ebensowenig gibt es Auskunft über die Ursachen des bevorstehenden Kampfes.

Wenden wir uns daher zur Lösung dieser Fragen an das Nibelungenlied. Aus demselben erfahren wir, daß die Könige dem Geschlechte der Burgunden angehören, daß sie Gunther, Gernot und Giselher heißen und alle drei Brüder der Kriemhild sind, welche nach der Ermordung ihres unvergeßlichen Gemahls Siegfried, des

edelsten deutschen Helden, sich nach dreizehnjähriger Trauer mit dem mächtigen Hunnenkönige Etzel (Attila) im Ungarlande vermählt hat, und zwar aus keinem anderen Grunde, als um mit der ihr dadurch zuteil gewordenen Macht endlich die Ermordung Siegfrieds rächen zu können. Der Mörder desselben war einer ihrer eigenen Verwandten, der grimme, gefürchtete Hagen, gewesen. Ihre Brüder hatten, außer Giselher, um den Mordplan gewußt und in denselben gewilligt. Nach dreizehnjähriger Ehe glaubt Kriemhild genug Einfluß und Macht gewonnen zu haben, um ihren Plan ausführen zu können. Auf ihre Veranlassung ladet der Hunnenkönig, der von ihrem Vorhaben keine Ahnung hat, die Burgunden zu einem großen Hoffeste nach Ungarn ein. Hagen, der den eigentlichen Zweck der Einladung durchschauet, rät von der Fahrt dorthin ab, schließt sich aber, um nicht feige zu erscheinen, dem Gefolge der Könige, das aus vielen Tausenden besteht, an, mit ihm Volker aus Alzei, der fröhliche Spielmann, und noch eine ganze Reihe anderer Vasallen mit ihren Knechten. Es fehlt auf dem Zuge des Heeres nach Ungarn nicht an warnenden Zeichen, die sich bis in die Burg Etzels fortsetzen, wo Kriemhild bei dem Empfange ihrer Brüder nur dem Giselher den Willkommengruß reicht, was die Burgunden veranlaßt, der Sitte zuwider die Schwerter nicht abzulegen, selbst nicht beim Kirchgange und beim Gastmahl. Kriemhild, die es zunächst nur auf Hagen abgesehen hat, weiß eine große Zahl Hunnen zu gewinnen, um ihn zum Kampf herauszufordern, als er wenige Tage nach der Ankunft in dem großen Burghofe mit Volker auf einer Steinbank sitzt. Aber der bloße Anblick dieser beiden gewaltigen, deutschen Helden genügt, die Hunnen vom Angriff am lichten Tage zurückzuschrecken und lieber die Nacht abzuwarten, um die Burgunden dann im Schlafe zu überfallen. Hagens Vorsicht vereitelt diesen Plan. Als die Könige mit ihren Mannen in dem weiten Königssaale zur Ruhe sich begeben, erklärt er, die Nacht hindurch zu wachen und den Eingang zum Saale zu hüten. Sogleich ist Volker bereit, ihm treu zur Seite zu stehen. Beide legen ihre „lichte" Rüstung an und schließen ein Freundschaftsbündnis auf Leben und Tod. Volker nimmt außer Schild und Schwert auch seine Fiedel, von der er sich ebensowenig wie von seinem Schwerte trennen kann, mit auf die Wachstätte, lehnt den Schild an die Wand des Saales, ergreift die Fiedel, setzt sich unter des Hauses Tür auf einen Stein und läßt nun sein Lied weit in die dunkele Nacht hinaus ertönen.

„Da klangen seine Saiten, daß all das Haus erscholl;
Seine Kraft und seine Stimme, die waren beide voll.
Süßer und sanfter zu geigen hub er an;
So spielt er in den Schlummer gar manchen sorgenden Mann!"

Diese Strophe aus dem Nibelungenliede bildet die Grundlage zu Geibels Gedicht, das, jener Strophe entsprechend, den fröhlichen Sinn, den heiter-trotzigen Mut und die altdeutsche Mannentreue und Kampfeslust der feindlichen, hunnischen Tücke gegenüberstellt, welche, den offenen Kampf fürchtend, die Nacht erwählt, um die Helden im Schlaf zu überfallen und zu morden. Hagens wird nicht gedacht.

Der auserkorenen Zeit und dem bösen Vorhaben entsprechend, wird in der ersten Strophe von den Sternen, deren Licht in den meisten Dichtungen als ein freundliches gepriesen wird, bezeichnend gesagt, daß sie „kalt und stumm" herniederleuchten, gleichsam wie tot. Die genannten Beiwörter bezeichnen indes nicht allein das Unheimliche der Lage. Ebenso bezeichnend ist die Anwendung des unbestimmten Fürwortes „Es" in der dritten Zeile und des Zeitwortes „schleichen" in der vierten. Sämtliche Ausdrucksweisen verleihen dem Anfange des Gedichts etwas Düsteres, zumal wir weder erfahren, woher das Klirren mit den Waffen rührt, noch wer die Herumschleichenden sind. Daß auf das Leben Volkers es abgesehen ist, unterliegt jedoch keinem Zweifel und sagen schon dessen Worte: „Der Tod schleicht draußen um". Die darauf folgenden Zeilen bilden zu der unheimlichen und gefahrdrohenden Nacht, in der die Sterne kalt und stumm herniederleuchten, Waffen im Dunkeln klirren und der Tod lauernd herumschleicht, einen schönen Gegensatz, nach Inhalt und Form; der Vers verlängert sich zwei Zeilen hindurch, fröhlicher Gesang und Klang ertönt in die dunkele Nacht. Er verkündet den Feinden, daß der von ihnen gefürchtete Held, dessen Anblick sie schon am Tage zurückgeschreckt hat, nicht nur nicht schläft, sondern auch frohen Mutes ist.

Die 2. Strophe schließt sich ihrem Gedankeninhalte nach eng an die erste. Nicht nur Gesang und Klang durchbricht zum Schrecken der Feinde die finstere Stunde der Nacht, hell in dieselbe hinein leuchtet auch die blanke Rüstung des Helden. Dieselbe gibt mehr noch als der Geigenklang der feigen Tücke gegenüber kund, daß der Held kampfbereit ist und keine Furcht kennt. Die Aussicht auf Kampf hat den Fiedelspieler sogar in eine so freudig-gehobene Stimmung versetzt, daß er frohlockend singt:

„O Lebenslust, wie reich du blühst,
O Heldenblut, wie kühn du glühst!"

Obschon er nicht mehr im jugendlichen Alter steht, fühlt er sich doch verjüngt, der Sonne gleich, die bei ihrem Untergange ebenso feurig und majestätisch erglühet wie bei ihrem Aufgange.

Ohne Kampf keine Lebensfreude — ist der Grundgedanke der zweiten Strophe, ohne Kampf keine Ehre und keine Minne ist der

Inhalt der folgenden. Zunächst gedenkt der Held des Sachsenkrieges, den er in seiner Jugend unter den Burgundenkönigen mitgemacht und in dem er sich durch hervorragende Tapferkeit „hohe Ehren" erworben hat. Mit welcher ungestümen Freude er in den Kampf gezogen war, sagt das Wort „hinjauchzen", und mit welcher Lust das Gekrach der Schilder sein Ohr vernahm, das wildfreudige „Hei". Ebenso bezeichnend ist das bewahrte Andenken an die ersten Wunden, deren Narben ihn gleich Ehrenzeichen mit freudigem Stolz erfüllen.

Einen sanfteren Ton nimmt das Lied in den folgenden Strophen an. Die Erinnerung an die Jugendkämpfe ruft in dem Helden auch die Erinnerung an die schöne Heimat wach, deren Bild in dem fremden Lande der Hunnen und in der stillen, unheimlichen Nacht mit einer solchen Lebendigkeit vor seine Seele tritt, daß sein Ohr nicht nur das Rauschen der Wipfel im Schwarzwalde, sondern auch das Säuseln der Blätter in den Rebenfluren und das Brausen der Wellen in dem Rheinstrome zu vernehmen glaubt, ja sich sogar mit seinem Lieb auf dem schönen Strome zur Frühlingszeit dahinfahren sieht.

Bei dem Gedanken an die Minne erwacht die Kampfeslust von neuem. War die letztere doch in alter Zeit eng mit der Minne verbunden. Den Frauen zulieb wurde turniert und der Preis von ihrer Hand empfangen; den Frauen zulieb zog der Held auf Abenteuer aus, und je gefährlicher diese waren, desto mehr Ehre und Achtung erwarb er sich. Die Minne feuerte zu den kühnsten Taten an und verlieh im Augenblick der größten Gefahr, oder wenn die Kraft zu erlahmen drohte, neue Stärke, „wie firner (alter) Wein" dies tut.

Die letzte Strophe bringt zunächst den Anlaß des Nachtgesanges, woran sich eine Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit schließt, deren Glanz nicht verdunkelt werden kann. Der Anlaß legt zugleich ein Zeugnis ab von der Mannentreue der alten Zeit, in der man freudig das Leben einsetzte, wenn dem Könige Gefahr drohte. Die Strophe endet, dem Inhalte des Liedes gemäß, mit einem heldenhaften Schlusse, mit einem „Gott grüß dich, grimmer Schwerterstreit!" Unzweifelhafte Zeichen hatten dargetan, daß der kommende Tag „im blutigen Kleid" anheben werde. Als Antwort darauf ertönt das mutige, freudige „Gott grüß dich!" dem anbrechenden Morgen entgegen. Gesang und Geigenklang sind zu Ende. Das Schwert tritt an die Stelle des Geigenbogens, den nun ein anderer ergreifen wird, um den Tag über zum Tanze aufzuspielen. Der andere ist der Tod.

Das Gedicht führt uns nicht nur in die kampfreiche Zeit früherer Jahrhunderte, in der das ganze Leben auf Kampf gestellt war und darin aufging; es bringt zugleich auch eine treffliche Charakteristik Volkers, des fröhlichen Spielmanns, der dem bevor-

stehenden Kampfe, trotz der Übermacht der Feinde, nicht nur mit einem „Gott grüß dich" ins Auge schaut, sondern auch von Liebe und Wein singt und mit seiner Fiedel „gar manchen sorgenden Mann in den Schlummer spielt". Was die Form des Gedichts betrifft, so bestehen die ersten vier Zeilen jeder Strophe aus dreifüßigen Jamben mit sich umarmenden Reimen, und zwar derart, daß die erste und dritte Zeile jedesmal weiblich reimen und dadurch eine Silbe mehr erhalten, die zweite und vierte dagegen mit männlichen Reimen enden und dadurch um eine Silbe kürzer sind. Die fünfte und sechste Zeile sind die längsten. Sie enthalten je vier Versfüße, reimen männlich und bilden in jeder Strophe den Höhepunkt des mutigen Aufschwungs, worauf dann die Strophe rasch mit zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Reimen schließt, und zwar so, daß der zweite Reim wie ein schöner, echoartiger Nachklang des ersten sich vernehmen läßt.

„Volkers Nachtgesang" und „Gudruns Klage" gehören einer großen Reihe neuerer Dichtungen an, deren Stoff aus dem Mittelalter genommen ist, aber nicht im Sinne der romantischen Schule, deren Streben auf die Umkehr zum Mittelalter gerichtet war, ein Standpunkt, den die Dichter etwa seit den dreißiger Jahren verlassen haben. (Vgl. den Abschnitt über Schlegel und Tieck.) Jene Gedichte bilden einen bezeichnenden Zug in der Literatur der Zeit und unterscheiden sich von den Dichtungen der Romantiker außer durch die angegebene Richtung auch durch die kunstvollere Form. Ich lasse noch ein derartiges Gedicht von Felix Dahn folgen, das sich an „Volkers Nachtgesang" gewissermaßen anschließt und dessen Besprechung gleich den beiden voraufgegangenen Gedichten ebenfalls dazu beitragen wird, denjenigen Schülern, welche Bildungsanstalten besuchen, in denen die Heldendichtungen des Mittelalters nicht besprochen werden, wenigstens einige Persönlichkeiten aus denselben vorzuführen.*) Diese Gedichte reihen sich beim Unterricht am besten an die früher besprochenen Heldendichtungen Uhlands an.

*) F. Dahn, geb. 1834 zu Hamburg, Professor für deutsches Recht und Staatsrecht, hat nicht nur vortreffliche Balladen und Romanzen, sondern auch Dramen und Lieder gedichtet. Den größten Beifall hat sein umfangreicher Roman: „Ein Kampf um Rom" gefunden, ein Geschichtsgemälde, welches das fast dreißigjährige Ringen der Ostgoten um die Herrschaft in Italien vorführt.

16. Hagens Sterbelied.

1. Nun werd' ich sehr alleine,
Die Fürsten liegen tot —
Wie glänzt im Mondenscheine
Der Estrich blutig rot!

2. Die fröhlichen Burgunden,
Wie nun so still sie sind!
Ich höre, wie aus Wunden
Das Blut in Tropfen rinnt.

3. Es steiget aus dem Hause
Ein Dunst von Blute schwer —
Schon kreischen nach dem Schmause
Die Geier ringsumher.

4. Es schläft der König Gunther
In fieberwirrem Schlaf,
Seit ihn vom Turm herunter
Ein spitzer Bolzen traf.

5. Und Volker liegt erschlagen,
Der lachte, wie er fiel:
„Nimm all mein Erbe, Hagen,
Nimm du mein Saitenspiel!"

6. Er trug, vor Hunnentücken
Beschirmt, die Fiedel traut
Auf seinem sichern Rücken,
Den nie ein Feind erschaut.

7. Sie scholl wie Nachtigallen,
Wenn Volker sie gespannt,
Wohl anders wird sie schallen
In meiner harten Hand.

8. Vier Saiten sind gesprungen —
Drei haften noch daran —
Ich habe nie gesungen,
Ich bin kein Fiedelmann.

9. Doch treibt mich's, zu versuchen,
Wie meine Weise geht:
Ich denk', ein gutes Fluchen
Ist auch kein schlecht Gebet.

10. So sei'n verflucht die Weiber!
Weib ist, was falsch und schlecht.
Hie um zwei weiße Leiber
Verdirbt Burgunds Geschlecht!

11. Und Fluch dem Wahngetriebe
Von Liebe, Pflicht und Recht!
Erlogen ist die Liebe,
Und nur der Haß ist echt.

12. Die Reue ist der Narren!
Nur das ist Atmens wert,
Zum Tode auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert.

13. Und hätt' ich zu beraten
Neu meine ganze Bahn,
Ich ließe meiner Taten
Nicht eine ungetan.

14. Und käm', der Welt Entzücken,
Ein zweiter Siegfried her —
Ich stieß ihm in den Rücken
Zum zweitenmal den Speer!

15. Was reißt ihr, feige Saiten?
Versagt ihr solchem Sang? —
Ha, wer mit mächt'gem Schreiten
Kommt dort den Hof entlang?

16. Und näher — immer näher —
Ein Schatten riesenlang —
Das ist kein Hunnenspäher,
Das dröhnt wie Schicksals Gang.

17. Auf, Gunther, jetzt erwache!
Den Schritt kenn' ich von fern;
Auf, auf! der Tod, die Rache,
Und Dietrich kommt von Bern!

Felix Dahn.

Der Nachtgesang Volkers schließt mit den kampfverheißenden Worten: „Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid, Gott grüß dich, grimmer Schwerterstreit! Dann magst du, Tod, zum Reigen uns geigen!“ Diese Worte haben sich erfüllt! Hagens Sterbelied legt Zeugnis davon ab. Obschon das Gedicht den Kampf selbst nicht vorführt, so ersehen wir doch aus demselben nicht nur, daß er stattgefunden hat, sondern auch wo und in welcher furchtbaren Weise. Außerdem bringt es, und darauf hat es der Dichter vorzugsweise abgesehen, eine Charakteristik Hagens. Zum vollen Verständnis des Gedichts ist indes eine Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede, wenigstens seinem Inhalte nach, notwendig.*) Die Besprechung hat deshalb das Bezügliche heranzuziehen, oder mitzuteilen. Was zunächst den Ort betrifft, wo der Kampf stattgefunden hat, so erfahren wir aus dem Gedichte, daß er nicht im Freien, sondern in dem Raume eines großen Gebäudes, welches einen Hof umschloß und dessen Fußboden aus Estrich bestand, geführt worden ist. Der in dem Gedichte erwähnte Turm, von welchem herab ein Bolzen den König Gunther verwundete, läßt ferner das Gebäude als Teil einer Burg erkennen. Es ist die Burg Etzels (Attilas), die, wie alle fürstlichen Burgen jener Zeit, einen großen Hofraum begrenzte, flügelartig in den Hof hineinragte, dessen Eingange gegenüber sich das lange Hauptgebäude befand, welches in seinem zweiten Stockwerke einen großen Empfangs- und Festsaal hatte, zu dem vom Hofe aus eine mächtige Treppe führte. Dieser Saal war es, wo der Kampf stattfand. Wie grimmig derselbe gewesen sein muß und wie groß die Zahl der Gefallenen, geht daraus hervor, daß nur noch zwei am Leben sind, daß ferner der Dunst des vielen Blutes die Geier aus weiter Ferne herbeilockt, und daß man das Blut sogar tröpfeln hört. Das Nibelungenlied gibt die Zahl der im Saal Getöteten auf mehrere Tausende an.

Der Kampf entbrannte beim Mittagsmahle, an welchem Etzel mit seiner Gemahlin Kriemhild und die Edelsten der Hunnen teilnahmen. Auch der Sohn der Kriemhild, der fünfjährige Ortlieb, war anwesend, und wurde den Burgundenkönigen vorgestellt. Das Gefolge der Könige, die Knechte und niedrigeren Dienstleute, speisten in einem anderen, fern gelegenen Saale unter der Obhut von Dankwart, Hagens Bruder. In diesem Saale brach der Kampf zuerst aus, indem Blödelin, der Bruder Etzels, auf Anstiften der Kriemhild die Burgunden mit einer großen Zahl von Hunnen überfiel. Heiß war der Kampf. Die Burgunden wurden trotz tapferer Gegenwehr alle, bis auf Dankwart, niedergemacht; aber auch die Hunnen hatten große Verluste erlitten. Unter ihren Gefallenen befand sich auch Blödelin, der von Dankwart einen solchen Schlag erhielt, daß

*) Siehe Band V der „Erläuterungen“.

Haupt und Helm ihm vor den Füßen lagen. Bluttriefend kommt Dankwart im Königssaale an und verkündet, was geschehen ist. Da springt Hagen auf, ergreift sein Schwert, und der erste Schlag, den er mit demselben führt, gilt dem Haupte Ortliebs, welches der Kriemhild blutig in den Schoß springt. Den Schild auf den Rücken geworfen, tobt er, einem Rasenden gleich, durch den Saal, links und rechts jeden von den Hunnen niederhauend, der sich ihm entgegenstellt. Volker, sein trauter Waffengenosse, folgt seinem Beispiele. Da springt Dietrich von Bern, der Ostgoten König, der auch anwesend war, auf den Tisch, läßt seine mächtige Stimme erschallen, die wie ein Schlachthorn erdröhnte, und gebietet Ruhe. Die Schwerter senken sich, und Dietrich verlangt, da er an dem Kampfe sich nicht beteiligen will, mit seinen Mannen freien Abzug und führt unter seinem Schutze auch Kriemhild und Etzel aus dem Saale. Volker und Dankwart verwahren die Tür, daß niemand mehr entweichen kann. Sämtliche Hunnen werden niedergehauen und die Toten dann die Stiege hinabgeworfen. Aber neue Scharen von Hunnen, durch Kriemhilds Worte und Gold gewonnen, dringen ein, und der Kampf entbrennt wieder und währt bis zur Nacht. Da wendet sich der junge Giselher, der Lieblingsbruder Kriemhilds, an diese und bittet die Schwester, den Kampf einzustellen. Sie ist dazu bereit, wenn man ihr den Mörder Siegfrieds, den Hagen, ausliefere. Aber die Burgunden wollen lieber untergehen, als die Treue brechen. Nun läßt Kriemhild während der Nacht den Saal an vier Enden anzünden. Die Burgunden werden jedoch auch Herr des Feuers, indem sie die herabfallenden Brände mit den Schilden auffangen und sie in den Blutlachen ersticken. Zur kurzen Ruhe dienen ihnen die Leichen als Sitz; mit dem Blute der Erschlagenen löschen sie, auf Hagens Rat, den brennenden Durst. Am Morgen sind ihrer nur noch sechshundert in den rauchenden Trümmern des Saals, und da sie auch jetzt Hagen nicht ausliefern, so beginnt der schreckliche Kampf von neuem und währt den ganzen Tag hindurch, bis zuletzt nur noch der König Gunther und der grimme Hagen die einzig Lebenden in dem Saale sind, von den kämpfenden Hunnen aber nicht einer übriggeblieben ist. Dieses ist in der Kürze der Verlauf des furchtbaren Kampfes, mit dessen Ende das vorliegende Gedicht beginnt.

Von den vielen Gefallenen gedenkt Hagen nur der burgundischen Könige und Volkers. Die Könige sind Gernot und Giselher, Gunthers Brüder. Am längsten verweilt Hagen bei Volker, dem er mehrere Strophen hindurch einen Nachruf widmet, ein Zeichen, wie lieb dieser Kampfgeselle ihm gewesen ist. Dreierlei hebt er zum Lobe des Helden hervor: zunächst die Todesverachtung, mit welcher derselbe vom Leben geschieden war, ein Zug alt-germani-

scher Helden, welche nicht nur der Wunden lachen, sondern mit lachendem Munde auch dem Tode ins Auge sahen, der nach ihrem Glauben die im Kampf Gefallenen nach Walhalla in Odins Saal führte, wo sie an den Schwertspielen der Götter teilnehmen durften, wenn sie fröhlichen Sinnes gefallen waren und vor dem Tode, der den meisten Menschen ein Grauen einflößt, keinerlei Zagnis kundgegeben hatten. Zweitens rühmt er an Volker, daß er niemals die Flucht ergriffen habe, und drittens gedenkt er seines meisterhaften Saitenspiels. Die Fiedel auf dem Rücken und das Schwert in der Hand — so zeigte er sich überall, so war er auch gefallen und hatte im Verein mit Hagen den Hunnen die Bekämpfung der Burgunden vorzugsweise erschwert. Seinen Tod rächte Hagen mit erneuertem, furchtbarem Wüten.

Jetzt nimmt er das Saitenspiel des Helden, welches dieser ihm sterbend vermachte — ebenfalls ein Zeichen beiderseitiger Freundschaft — und damit beginnt der zweite Teil des Gedichts, das eigentliche Sterbelied, wozu die voraufgegangenen Strophen nur die Einleitung bilden, indem sie über Ort, Zeit und Anlaß des Liedes Auskunft geben.

Notwendigerweise muß dieser zweite Teil, als Sterbelied, Gedanken an einen nahe bevorstehenden Tod und einen Rückblick auf das durchlaufene Leben enthalten und muß außerdem die sittliche Seite des Menschenlebens als Ergebnis der zurückgelegten Laufbahn offenbar werden lassen. Alles dreies ist der Fall und zugleich zur Charakteristik Hagens verwandt. Bezeichnend für diesen ist schon, daß der Furchtbare sich nicht zu einem Gebet aufraffen will, sondern in der letzten, schweren Stunde des Lebens sein Lied mit den Worten einleitet:

„Ich denk', ein gutes Fluchen
Ist auch kein schlecht Gebet",

wozu er dann sogleich übergeht. Sein erster Fluch gilt den Weibern, die er insgesamt falsch und schlecht nennt und alsdann hinzufügt:

„Hie um zwei weiße Leiber
Verdirbt Burgunds Geschlecht!"

Wer die zwei sind, sagt das Nibelungenlied. Es ist Kriemhild, die Gemahlin Siegfrieds, und Brunhild, die Gemahlin Gunthers, die beide in der Eifersucht über den Wert ihrer Männer in eine so bittere Feindschaft miteinander gerieten, daß Brunhild den Hagen veranlaßt, um Kriemhild zu kränken, den Siegfried zu ermorden, wozu jener um so bereitwilliger ist, da schon längst es ihn verdrossen hat, daß der Glanz und die Macht Siegfrieds ihn und das burgundische Königsgeschlecht, welches bis dahin als das erste gegolten hatte, in den Schatten stellten, und Siegfried überall als der hehrste und beste Held gepriesen wurde.

Mit dämonischer Erbitterung verflucht er dann nicht nur die Liebe, sondern alles, was aus Pflicht und Recht hervorgeht. Im Haß allein sei Wahrheit; Liebe, Pflicht, Recht dagegen seien Wahn, Lug und Trug. Unbeugsam und rücksichtslos mit dem Schwerte beim Haß und Stolz bis zum Tode auszuharren, sei allein des Lebens wert. Kein Wort der Klage und der Trauer kommt aus seinem Munde, kein Wort der Reue geht über seine Lippen. Mit stolzer Selbstbefriedigung sieht er auf die durchlaufene Bahn seines Lebens zurück. Er ist bereit, zum zweitenmal einen Siegfried zu töten, wenn derselbe auch der ganzen Welt Entzücken ablocke. (Die Reue sei für Narren.) — Damit endet sein Sang. Die Saiten reißen, als wäre selbst ihnen das Lied zu grauenhaft. Ihr Zerspringen leitet zu dem Schlusse, welcher die strafende Gerechtigkeit angekündigt, trefflich über. Vier Saiten waren bereits gerissen, als Hagen die Geige ergriff. Vier Helden, und zwar die am wenigsten schuldbeladenen, waren nicht mehr: Gernot, Giselher, Dankwart und Volker. Sie hatten im heißen Kampf den Heldentod gefunden. Die Hauptübeltäter sind noch am Leben: Gunther, Hagen und Kriemhild, als die letzten der Burgunden. Daß auch diese die Vergeltung treffen wird, deutet nicht nur das Zerspringen der drei Saiten, sondern auch der Schluß des Liedes an und zwar in erschütternder Weise. Kaum hat Hagen sein Lied mit dem unbändigen Trotz geschlossen, einen zweiten Siegfried abermals morden zu wollen, da hört er, wie die Ruhe der Nacht an der Stelle seines Liedes von mächtigen Schritten unterbrochen wird, die über den Hof hinweg immer näher kommen. Dann sieht er einen Schatten, riesengroß, und erkennt sogleich in dem Kommenden Dietrich von Bern, dessen mächtiges Schreiten ihm wie „Schicksals Gang" erdröhnt. Dem arglosen Siegfried hatte er heimtückisch den Speer in den Rücken gestoßen, als der edle Held, nichts Böses ahnend, die Waffen abgelegt und zu einem Trunke an einer Quelle sich niedergebückt hatte; jetzt steht plötzlich ein Held, dem Siegfried ebenbürtig, aber in voller Rüstung vor ihm, Dietrich von Bern, ein zweiter Siegfried, gleichsam wie heraufbeschworen. „Es ist der Tod, die Rache," ruft er dem toten Gunther zu, dem schuldbeladensten der burgundischen Könige, der nicht nur in den Mord Siegfrieds gewilligt, sondern auch am meisten unter den Einfluß des übermächtigen Hagen sich gestellt hatte. Sechsundzwanzig Jahre waren seit dem Morde vergangen. Da erfüllte sich das Wort des sterbenden Siegfrieds, welches er seinen Mördern zurief, als er mit dem Tode rang, und das Blut seiner Wunde die Blumen des Grases rötete:

„Mein mordlicher Tod
Mag euch noch gereuen in der Zukunft Tagen,
Glaubt mir in rechter Treue, daß ihr euch selber habt erschlagen!"

So ist denn endlich die Stunde der Vergeltung gekommen. In welcher Weise sie den Hagen und den Gunther trifft, und was den Gotenkönig zwang, doch noch einzugreifen, sagt das „Sterbelied" nicht und kann es nicht sagen. Dasselbe enthält nur das Vorspiel zu der Nemesis. Daß diese aber eine furchtbare sein wird, läßt das Lied bereits ahnen, welches durch seine kunstvolle Komposition ergreifend wie eine Tragödie voll Sünde, Schuld und Vergeltung wirkt.

Notwendigerweise mußte der Dichter, indem er in der letzten Stunde Hagens die Vergeltung sich ankündigen läßt, in der Exposition seines Liedes den grenzenlosen Jammer vorführen, den der Schuldbeladene durch die Ermordung Siegfrieds über die Burgunden gebracht hat. Es geschieht dieses von Str. 1 bis 8. Die Fürsten liegen tot; der Estrich ist gerötet von Blut; man hört dieses aus den Leichen in Tropfen rinnen; die Geier kreischen schon nach dem Schmause; Gunther ist verwirrt und redet in fieberwirren Träumen, und Volker, der tapferste Kampfgenosse Hagens, ist erschlagen. Alles dieses ist aber nicht imstande, den Kampfesmut des furchtbaren Hagen zu brechen und ein Gefühl von Reue in ihm wachzurufen. Seine Flüche leiten zu dem Höhepunkte, den das Gedicht in der 14. Str. erreicht, über, worauf dann das Zerspringen der Saiten die Katastrophe ankündigt, die mit dem Erscheinen Dietrichs abschließt, dessen Einführung nach dem unmittelbar vorhergegangenen neuen Frevel Hagens in einer Weise geschieht, daß er wie ein Gesandter der ewigen Gerechtigkeit erscheint, die, wenn auch spät, die Schuld nie ungestraft sein läßt.

Dahn hat seinem Gedichte die Überschrift „Hagens Sterbelied" gegeben und hat dadurch schon angedeutet, daß er den Inhalt desselben in die letzte Stunde und an den letzten Aufenthaltsort des Nibelungenhelden verlegt hat. Ort und Zeit hat er höchst sinnig in freier Erfindung zu einer Charakteristik des Helden benutzt. Wir fühlen uns zu Hagen ebenso hingezogen, wie von ihm abgestoßen: hingezogen durch seinen ungebrochenen Kampfesmut und seine ausharrende Mannentreue, abgestoßen durch seinen despotischen Willen und sein Häufen von Schuld auf Schuld ohne jedes Gefühl von Reue. Hagen ist eine dämonische Natur, von wilder Energie, einzig in der Literatur dastehend. Nur der finstere Buttler, der in seiner Rache und in seinem stolzen Selbstbewußtsein auch zum zweitenmal einen Wallenstein ermorden würde, erinnert an ihn. Wie das Nibelungenlied berichtet, so war schon die äußere Erscheinung Hagens Grauen einflößend. Er war von riesenhafter Gestalt, mit breiter Brust, langen Beinen und finstern, unheimlichen Augen, so daß Dietelinde, die Tochter des edlen Rüdiger, der auch in dem Kampfe fiel, bleich und wieder rot wurde, als sie bei der Ankunft der Burgunden-Könige in Bechlarn dem Hagen

auf den Wunsch des Vaters und nach der Sitte der damaligen Zeit auch den Empfangskuß reichen soll. Sie hätte es lieber nicht getan.

Was nun das schließliche Eingreifen Dietrichs von Bern betrifft, so erfahren wir aus dem Nibelungenliede, daß die Mannen Dietrichs, welche von diesem abgeschickt waren, um Erkundigungen über den Kampf einzuziehen, von den Burgunden, namentlich von Hagen und Volker, verhöhnt wurden, daß es dann von Worten zu Taten kam, und daß dabei im heißen Kampfe sämtliche Gotenrecken, bis auf Hildebrand, den Waffenmeister Dietrichs, fielen. Da macht sich in Schmerz und Trauer Dietrich auf, um Gunther und Hagen zur Rede zu stellen. Er bietet ihnen Frieden und verspricht, sie in ihre Heimat zu bringen, wenn sie sich ihm gefangen geben. Sie weisen die Aufforderung zurück. Solange sie noch ein Schwert in den Händen führen, wollen sie kämpfen und lieber untergehen, als sich ergeben. Dietrich bezwingt sie, führt sie gefesselt zu Kriemhild und nimmt dieser das Versprechen ab, sie zu schonen. Nun fordert Kriemhild von Hagen den ihr geraubten Nibelungenschatz. Hagen aber will geschworen haben, ihn nicht herauszugeben, solange einer von seinen Herren lebe. Da läßt Kriemhild den Gunther töten, trägt sein Haupt vor Hagen hin, und als dieser sich jetzt noch weigert, den Ort zu nennen, wo der Schatz liegt, nimmt sie das Schwert des Gefesselten, welches dieser dem sterbenden Siegfried genommen, und schlägt ihm damit das Haupt ab, zum Entsetzen Etzels und zur Empörung Hildebrands, der auf sie losspringt, da sie ihr Wort nicht gehalten hat. Ihren Aufschrei nicht achtend, erschlägt er sie. An Gunther und Hagen erfüllte sich durch eine wunderbare Verkettung von Begebenheiten ein zweites Wort Siegfrieds, welches er sprach, als er mit dem Tode rang, daß sie nämlich durch ihren Mord „mit Schanden von guten Recken geschieden sein sollten". Nicht im Kampf, der Helden ehrt, sind sie gefallen, sondern gefesselt, wie auf einem Richtplatze, was in dem tragischen Schluß unseres Gedichts durch die Worte: „Auf, auf! der Tod, die Rache!" ahnungsvoll angedeutet ist, indem diese Worte von dem darauffolgenden, für sich bestehenden Satze: „Und Dietrich kommt von Bern!" getrennt dastehen.

Thema.

Volker und Hagen.

(Eine Vergleichung.)

In welchem mittelalterlichen Heldenepos beide vorkommen — ihr Geburtsort — ihre Stellung zu den Burgunden-Königen — die ihnen gemeinsamen Heldentugenden und die darauf sich gründende Freundschaft — Unterschied in ihrem Charakter und in ihrem Untergange.

---

17. Kriegslieder aus dem Jahre 1870.

Das ewig denkwürdige Jahr 1870, welches in so wunderbarer, alle menschliche Berechnung überholender Weise die lang gehegte Sehnsucht des deutschen Volks nach Kaiser und Reich in Erfüllung gehen ließ, den alten Erbfeind Deutschlands auf seinem eigenen Boden mit wuchtigen Schlägen durch eine fortlaufende Kette glänzender Siege bis zur vollständigen Erschöpfung niederwarf, die heilige Glut patriotischer Begeisterung und Opferwilligkeit in Hütten und Palästen überall entflammte — dieses große, gewaltige Jahr hat auch unsere Literatur mit neuen Blüten deutscher Kriegslieder reich geschmückt — so reich, daß während des Feldzuges selten eine Zeitungsnummer, selten ein Journalheft erschien, in welchem nicht auch ein Kriegslied, mit oder ohne Namen des Dichters, durch die deutschen Gaue geflogen wäre. Wenn je, so erfüllte sich in dieser Zeit Uhlands Wort: „Nicht an wenig stolze Namen ist die Liederkunst gebannt, ausgestreuet ist der Samen über alles deutsche Land.“ — Jeder Volksstamm stellte seine Sänger wie seine Kämpfer, ja selbst jenseit des Ozeans haben unsere Brüder das deutsche Heer in Liedern begleitet, so daß die ganze, frische Einmütigkeit, mit welcher das deutsche Volk in den Kampf zog, selbst dort einen Widerhall fand. Aber nicht nur die „Daheimgebliebenen“ haben gesungen, auch in dem Heere haben die Poeten nicht gefehlt. Es sang, wem Gesang gegeben, und wem er nicht gegeben. Grenadiere und Offiziere, Freiwillige und Landwehrmänner, Ärzte und Krankenträger haben den Pegasus bestiegen, und so hat auch diese Zeit wieder bewiesen, daß das deutsche Volk das poetisch begabteste ist und kein Volk der Erde in der Mannigfaltigkeit der Poesie sich mit ihm messen kann. Da windet ein kranker Offizier seine „Immortellen des Schlachtfeldes“ und schließt den Kampf bei Wörth:

„Und der das Lied gesungen frei,
Liegt auf dem Siechenbette!
Viel lieber wär' er auch dabei,
Wo man gestritten hätte,

Und läg' auf kühler Erde Grund
Ganz ohne Schmerz mit bleichem Mund;
Es kann doch nie ein Leiden
Sein Herz von Deutschland scheiden.“

Ein anderer endet seinen Gesang mit den Worten:

„Wer hat das Lied gemacht?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kamradschaft haben
In der Schlacht und auf der Wacht.“

Die Zahl der Lieder, die im Feld bei Streit und Sturm in Not und Tod entstanden sind, ist nicht klein. Vor Metz und Straßburg, vor Paris und Orleans hat der deutsche Soldat gesungen und gedichtet, gereimt und gestritten, gleich den alten Landsknechten, die heute vor Pontarlier, morgen vor Nancy standen und dann wieder todesmutig vor Turin fochten und sangen, die blutigen Wunden und die schwerste Verstümmelung mit lustigen Scherz- und Spottliedern begleiteten, wie in der grauen Vorzeit des gewaltigen Heldentums der Sage „der grimme Hagen von Tronei und Walter von Aquitanien am Wachisenstein des ausgestochenen Auges und der abgehauenen Hand mit trotzigem Scherz spotteten.“ — Kein Volk hat das Kriegslied so gepflegt wie das deutsche, und kein Soldat ist so gesangslustig, wie der deutsche. Seine Lieder vertreiben ihm die Zeit im nächtlichen Biwak und lassen ihn Hunger und Durst auf dem Marsche vergessen. Sind auch eine Reihe seiner selbstgefertigten Weisen nichts weiter als heitere Reimereien, wie dies z. B. mit dem Kutschke-Liede der Fall ist:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napoleum?
Was hat er 'rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!“

so steckt doch auch in diesen Liedern eine nicht zu unterschätzende, das Gemüt von Mißmut befreiende Kraft, die oft wunderbar stärkend auf die ermüdeten Truppen wirkt. Aber nur der Soldat kann mit heiterem Humor und fröhlichem Herzen dichten und singen, der für die höchsten Güter kämpft und für eine gerechte Sache in den Krieg zieht. Zu Sturmliedern des Demagogentums, zu Hymnen der überspanntesten Gloire, wie der Franzose sie hat, sind unsere Soldaten, Gott sei Dank, nicht fähig gewesen. Während unsere Truppen mit dem ernsten Liede der „Wacht am Rhein“ freudig in den Kampf zogen, stimmten die Franzosen ihre Marseillaise an, mit der sich jedes unversöhnliche Journal bewaffnet, die lärmend gesungen wird, wenn es gilt, Barrikaden zu erbauen, Werkstätten in Aufregung zu bringen, den öffentlichen Frieden zu stören. Lieder, welche die Losung der Unordnung sind, finden sich unter unsern Kampfliedern nicht, und so macht sich auch darin der Unterschied der germanischen und der gallischen Natur geltend.

Gruppiert man die deutschen Kriegslieder nach ihren äußeren An-

lässen, so ergibt sich, daß die meisten derselben in den Kämpfen mit dem französischen Volke ihren Ursprung haben. Hat doch dasselbe uns in zwei Jahrhunderten zwanzigmal mit ungerechten, willkürlichen Kriegen überfallen, so daß von Ludwig XIV. bis Napoleon I. nicht weniger als 66 Kriegsjahre kommen, also von $2^1/_2$ Jahren eines immer ein Kriegsjahr ist; hat doch das französische Volk unter allen seinen Regierungen, unter der alten Monarchie, wie unter der Republik und dem Kaisertume, eine Politik willkürlicher Einmischung und gewaltsamer Eroberung getrieben, dabei planmäßig Deutschland durch Deutsche bekämpft, seine Erfolge stets mit einer rücksichtslosen Härte ausgebeutet und hat uns nicht nur an Land geschädigt, sondern uns auch Opfer und Lasten aller Art auferlegt. Kein Wunder, wenn sich dadurch eine unermeßliche Summe von Ingrimm in unserem Volke ansammelte, so daß viele unserer Kriegslieder, namentlich die aus den Freiheitskriegen, erbitterte Rache gegen unsere Nachbarn atmen und diese zum Losungsworte machen. Der unermüdliche Vater Arndt, dieser treue Mahner und Wecker deutschen Geistes, läßt bei der Fahnenweihe schwören:

„Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache,
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!"

Und Körner, der feurige, todesmutige Jüngling, ruft:

„So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen, deutschen Sache,
O, ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs."

Man merkt fast allen Liedern aus der früheren Zeit es an, daß sie im mühsamen Kampfe, nach schweren Niederlagen, unter hartem Druck und großem Unglück entstanden sind. Unter ganz anderen Verhältnissen entstanden die Kriegslieder des Jahres 1870. Deutschland war nicht unterjocht, war gleich beim Beginn des Krieges mit all seinen Fürsten und Völkern einig in der gemeinsamen Abwehr des Feindes und hatte nicht nötig, sich nach fremder Hilfe umzusehen. Die patriotischen Erregungen der Befreiungskriege waren zum mächtigen, vollen Nationalbewußtsein emporgewachsen. Alles dieses ist auf den Charakter der Kriegslyrik aus dem Jahre 1870 von wesentlichem Einfluß gewesen. Dieselbe ertönt daher mehr in Jubelklängen; denn sie hatte nicht mehr nötig, das Volk aus der Schlaffheit aufzurütteln; nicht mehr nötig, die einzelnen Stämme zur Eintracht zu mahnen, indem der Norden Deutschlands bereits geeinigt war und die süddeutschen Brüder, insbesondere die Bayern, alsbald die Hand an das Schwert legten, als der Kriegsruf erscholl. Daher erklingen auch die Lieder aus

dem Jahre 1870 vorzugsweise in Freudentönen; außerdem haben sie einen stark humoristischen Zug, bei weitem mehr, als die aus den Befreiungskriegen.*) Dafür aber haben diese nach Form und Inhalt mehr Kraft und Tiefe, mehr Volkstümlichkeit und Sangbarkeit, und da ihnen Jahre schwerer Verschuldung und furchtbarer Niederlagen voraufgegangen sind, so zieht sich durch diese Lieder auch mehr der Geist des bußfertigen Gebets und der Geist frommer Zuversicht, die auf die Stunde harret, in welcher Gott vom Himmel das Zeichen der gerechten Erlösung geben wird, und dieses Zeichen blieb nicht aus; es kam in dem furchtbaren Winter von 1812 und dem Brande von Moskau, wodurch der Untergang des mächtigen Korsen vorbereitet wurde. Arndt singt daher:

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war!
Der unsrer Feinde Macht zerblitzet,
Der unsre Kraft so schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Arndts patriotische Leier hat auch nach den Befreiungskriegen nicht geschwiegen. Als im Jahre 1840 Thiers, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, das nie verlöschende Verlangen seiner Landleute nach einem Stück deutschen Rheins wieder zu heller Flamme anfachte, da war es abermals Arndt, der sogleich zur Leier griff und als Antwort sein „All-Deutschland in Frankreich hinein!" erschallen ließ. Gleichzeitig mit ihm sang Schneckenburger seine „Wacht am Rhein". Das junge Deutschland dagegen schwieg. Arndt aber hatte nicht aufgehört, deutsch zu denken und deutsch zu fühlen, und der mehr als 70jährige Mann sang mit jugendlichem Feuer in prophetischer Ahnung das folgende, damals wenig bekannt gewordene Lied:**)

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe den Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

---

*) Von köstlichem Humor ist namentlich Kreußlers Gedicht: „König Wilhelm saß ganz heiter".

**) Als vierzehn Tage nach der Leipziger Schlacht der österreichische Minister Metternich Frankreich den Frieden anbot mit dem Rhein als Naturgrenze, da erhob Arndt seine mächtige Stimme dagegen in dem köstlichen Buche: Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!

Sie wollen's! So reiße denn, deutsche Geduld,
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld.
Auf! Welsche und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen.
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All=Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen.
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All=Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben!
Auf, sammle und rüste dich, stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All=Deutschland in Frankreich hinein!

Wohl nie ist eine Prophezeiung herrlicher in Erfüllung gegangen, als diese. Was den eifrigsten Patrioten noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich galt, das sah Arndt vor mehr denn 50 Jahren schon als unzweifelhaft sich erfüllen: die Einigung Deutschlands und die Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen bei einem Angriffe Frankreichs. Arndt hat festgehalten an der Wunderkraft des deutschen Geistes, den er hat erwachsen sehen und selbst mit hat erwecken helfen; er hat daran festgehalten trotz aller Bedrückungen desselben und trotz aller Verfolgungen, die ihn selbst trafen, und wunderbar hat sich erfüllt, was er geschauet. Es ist diesem großen Propheten des deutschen Volks, auf dessen Seele die deutschen Schmerzen bis zum letzten Augenblicke brannten, nicht vergönnt gewesen, die Tage der Erfüllung leiblich zu schauen. Es ist ihm widerfahren, was den Propheten des Alten Bundes widerfuhr: er ist in die Gruft gestiegen, ehe die Zeit der Erfüllung kam, aber mit dem unmittelbaren Gefühle, daß sie nicht ausbleiben, daß All=Deutschland in Frankreich hineinmarschieren und Abrechnung halten werde mit dem Volke, das von jeher darauf ausgegangen ist, mit Gewalt und mit List unsere Macht zu schwächen, um sich in eitler Selbstsucht und kindischer Ruhmbegier das Übergewicht in Europa zu geben.

* * *

Das Jahr 1870 steht mit dem unvergeßlichen Jahre 1813 in einer so unmittelbaren Beziehung, daß in demselben keine Erinnerung unseres Volks so deutlich und mächtig wachgerufen wurde, wie die an 1813. War es doch wieder dieselbe Nation, welche wie damals ihre Grenzen erweitern, unsere Fluren verheeren und Zwietracht unter die deutschen Fürsten und Völker bringen wollte; war es doch wieder ein Napoleon, der uns den Krieg erklärte und die politischen Gedanken seines Oheims zu seinem Glaubensbekenntnisse gemacht hatte. Dem Andenken an jene Zeit gab denn auch die Thronrede, mit welcher der König Wilhelm am 19. Juli 1870 den norddeutschen Reichstag eröffnete, Ausdruck, indem er sagte: „Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war." Mit Recht weihete daher der greise Heldenkönig, in welchem die eigenen Jugendempfindungen noch frisch und warm lebten, auch wieder das Eiserne Kreuz, jenes schlichte Ehrenzeichen aus den eisernen Tagen der Not zu neuem Preise für alte Tapferkeit. Und dieses Kreuzlein hat sich wiederum bewährt. Unter demselben ist der alte, böse Feind abermals geschlagen worden; die Söhne haben sich der Väter wert erwiesen, und glänzend ist die nächtliche Erscheinung des folgenden Gedichts in Erfüllung gegangen:

1. Die Geister der alten Helden.

1. Wer reitet so spät in der stürmischen Nacht
Vorbei am gewitternden Himmel?
Sind's Geistergeschwader, entboten zur Schlacht?
Ist's wandelndes Wolkengewimmel?
's sind Geisterschwadronen, in dämmernden Reih'n
Die Lüfte durcheilend im mondlichen Schein,
Ihr Marschall voran auf dem Schimmel!

2. Die Tapferen sind's aus der vorigen Zeit,
Entstiegen den dumpfigen Grüften;
Trompeten hörten sie werben zum Streit,
Da zwang sie's, den Rasen zu lüften;
Sie reiten auf Wolken im mondlichen Schein
Hoch über die Berge, hinüber zum Rhein,
Und reißen das Schwert von den Hüften.

3. Es führt sie der Blücher auf brausendem Roß,
Wie flattert sein Mantel im Winde!
Und Gneisenau folgt ihm, der treue Genoß,

Daß der Rat mit der Tat sich verbinde,
Und der finstere York und der schneidige Kleist
Und der Schill, und was weiß ich, wie jeglicher heißt!
Sie reiten mir viel zu geschwinde.

4. Und der dort auf grauem, getigertem Hengst
Gleicht Württembergs tapferem Sohne,
Als der Könige Nestor vertauscht' er unlängst
Mit dem Sarkophage die Krone.
Nun reitet er wieder so rüstig und froh,
Als würf' er noch einmal bei Montereau
Bonapartes Bataillone.

5. Und einen noch hab' ich mit Freuden erschaut
Auf schwarzem, gespenstischem Pferde,
Ans Herze drückt er die eiserne Braut
Mit jugendlich-froher Gebärde;
Willkommen, o Körner, mein Sänger und Held!
Bist erwacht vom Schlummer auf Wöbbelins Feld?
Willkommen mit Leier und Schwerte!

6. So kommen die Geister herüber zum Rhein
Auf jagenden Wolken geflogen,
Tief unten da wälzt er im Mondenschein
Am Loreleifelsen die Wogen;
Sie schau'n, ob die Söhne der Väter noch wert,
Sie sorgen, daß nimmer das tapfere Schwert
Von der Feder wird listig betrogen.

7. Willkommen als Helfer im heil'gen Kampf,
Ihr Helden aus vorigen Tagen!
Schwebt über den Heeren im Pulverdampf,
Wenn unten die Schlachten sie schlagen,
Die Feinde zu schrecken mit Furcht und mit Graus,
Die Freunde zu stärken im blutigen Strauß
Und die Toten gen Himmel zu tragen! Karl Gerok.

In wunderbar schöner Weise ist in diesem Gedichte das Hineinstrahlen der Vergangenheit in die Gegenwart zum Ausdruck gekommen. Der Dichter hat, wie die 1. Str. andeutet, in stürmischer Nacht den Blick zum Himmel emporgerichtet. Kein Schlaf will in sein Auge kommen. Gewitterschwere Wolken jagen in mancherlei Gestalt über seinem Haupte dahin, den Glanz des Mondes fort und fort in stetem Wechsel unterbrechend. So fesselnd diese Vorgänge am Himmel unter anderen Umständen hätten sein können, das Herz des Dichters weilt nicht bei ihnen, obwohl sein

Auge darauf gerichtet ist. Er ist von einem anderen Gedanken erfüllt, von einem Gedanken, der nicht nur ihn, sondern jedes deutsche Gemüt damals einzig und allein Tag und Nacht bewegte, der keinen Genuß, keine Freude aufkommen ließ, das persönliche Wohl und Wehe für kleinlich achtete und auch dem herrlichsten Naturschauspiele keinen Reiz abzugewinnen vermochte — von dem Gedanken an die Kriegserklärung Napoleons, die seit dem 19. Juli gewitterschwer an Deutschlands Himmel stand. Daher gestalten sich ihm die nächtlichen Wolken zu Geistern von abgeschiedenen Helden, die nach der Glaubensart der Ahnen im Grabe keine Ruhe haben und in den Lüften teilnehmen wollen an dem Kampfe, den sie einst selbst gekämpft. Nicht Wolkengewimmel ist's, was der Dichter schauet, es sind Geisterschwadronen aus der Zeit der Freiheitskriege, welche die Kriegstrompete wach gerufen hat. Mit diesem nächtlichen Gesicht ist die schwere, ernste Stimmung, welche damals über Deutschland lag, trefflich wiedergegeben. Sie bildet den einleitenden Teil des Gedichts, das in spannenden Fragesätzen beginnt und dann zu den lebendig gewordenen Toten übergeht.

Voran sprengt auf brausendem Roß Blücher, voll von wildem Feuer, wie ehedem, so daß sein Mantel im Winde flattert; hinterdrein jagt sein treuer Genoß Gneisenau, der kluge Schlachtendenker und Schlachtenplaner; dann kommt der finstere York, der durch seinen Abfall von Napoleon den Anstoß zum Kampfe auf Leben und Tod gegen diesen gab. Der Sieger bei Nollendorf, „der schneidige Kleist", der sich mit dem Degen in der Faust aus einer der schwierigsten Lagen herauswickelte, fehlt ebensowenig wie der tapfere Schill, welcher der erste war, der einen Aufstand gegen Napoleon versuchte. Und noch folgt eine stattliche Zahl von Helden; sie „reiten viel zu geschwind", als daß der Dichter sie alle zu nennen vermöchte. Nur zwei derselben erkennt er noch genau aus der schimmernden Reihe der Geisterschwadronen. Jedem von ihnen hat er eine besondere Strophe gewidmet.*) Der erste, auf grauem, getigertem Hengst, ist der im hohen Alter verstorbene König von Württemberg, der als Kronprinz bei Montereau (an der Mündung der Yonne in die Seine gelegen) mit nur 10 000

*) Karl Gerok wurde den 30. Januar 1815 geboren und ist als Prälat und Oberhofprediger am 14. Januar 1890 in Stuttgart gestorben, hoch geschätzt als Kanzelredner wie als Dichter. Er beherrschte das Wort in ungewöhnlichem Grade. Hell und rein wie Kristall tritt es in seinen Predigten wie in seinen Liedern uns entgegen. Für alles Schöne in Wissenschaft, Kunst und Natur hatte er einen offenen Sinn. Warm schlug sein Herz auch für das Vaterland. Manches Gedicht legt Zeugnis ab von dem, was sein Inneres an großen geschichtlichen Tagen unseres Volks bewegte. Zu dem Schönsten und Erhabensten, was die neuere Lyrik aufzuweisen hat, gehören die „Palmblätter" Geroks, die eine selten große Verbreitung gefunden haben.

Mann den überlegenen Streitkräften Napoleons tapferen Widerstand leistete und dadurch den Verbündeten Zeit gab, sich fester zusammenzuziehen; der zweite ist Theodor Körner. Wie freudig bewegt der Dichter beim Erscheinen desselben ist, geht nicht allein daraus hervor, daß er ihm zweimal ein „Willkommen" zuruft, sondern auch daraus, daß er der geweihten Stätte seiner Gruft gedenkt und seine herzliche Zuneigung noch besonders in den Worten „mein Sänger und Held" kundgibt. Außerdem schließt er die Strophen, welche er der Aufzählung der Helden gewidmet hat, mit Körners poetischem Nachlaß „Leier und Schwert". Leier und Schwert könnte man den Krieg von 1870, wie den Zeitraum von 1813—1815 bezeichnen.

Die 6. Strophe gibt nun an, wohin die Tapferen so eilig reiten, und was sie vorhaben. Daß sie allesamt nach dem bedrohten Rhein eilen, ist schon in der 2. Str. angedeutet; durch die Erwähnung der Lorelei aber wird der Örtlichkeit ein neuer Reiz verliehen, der mit der Geistererscheinung der Helden trefflich zusammenstimmt. Darauf wird dann der Zweck ihres Erscheinens in ebenso kurzer, als bedeutsamer Weise angegeben. Zunächst wollen sie schauen, ob die junge Generation denselben Heldenmut und dieselbe Begeisterung besitzt, mit der sie einst gegen den gleichen Feind König und Vaterland, deutsche Ehre und deutsche Sitte verteidigt haben; sodann wollen sie wachen, daß die Kämpfenden nicht wie ehedem um die Frucht ihrer Siege durch eine neidische Diplomatie listig betrogen werden, daß die Feder nicht wieder verderbe, was das Schwert gutgemacht hat.*) Der Dichter ruft voll Freude darüber jetzt allen ein „Willkommen" zu und wünscht beim Scheiden daß sie gleich mahnenden und helfenden Geistern die junge Kriegerschar auf ihrer Kampf- und Siegesbahn begleiten, aber auch der

*) Trotz der glänzenden Siege und der großen Opfer wurde Deutschland, insbesondere Preußen, in den Befreiungskämpfen um den Preis seiner Anstrengungen durch die Arglist „seiner guten Freunde" gebracht. Alle Patrioten hatten auf eine Zurücknahme von Elsaß und Lothringen, die uns von den Franzosen so schnöde waren geraubt worden, gehofft; aber die Verbündeten setzten es durch, daß diese Provinzen bei Frankreich blieben, wodurch Deutschland nach dieser Seite immer schwach erhalten wurde. Österreich fürchtete sein Übergewicht zu verlieren, das Preußen schon moralisch errungen hatte, und war daher bemüht, dieses in seinem Siegeslauf zu hemmen und das große Werk der Einigung, für welches damals schon viele Herzen in Deutschland glühten, nicht zustande kommen zu lassen. Der englische Neid duldete nicht, daß das preußische Gebiet bis zur Nordsee gelangte; man ließ die lange Linie von Memel bis Trier unnatürlich durchschneiden. — Im Jahre 1870 haben wir zum Glück Verbündete nicht nötig gehabt. An Neidern und unsichtbaren Feinden hat es uns indes nicht gefehlt, aber auch nicht an einem Manne, der besser als Hardenberg es verstand, diese unsichtbaren Feinde ebenso zu besiegen, wie Graf Moltke die sichtbaren. Wir hatten den Fürsten Bismarck!

Toten gedenken und diese gen Himmel tragen mögen. Mit dieser liebevollen Sorge für die Gefallenen schließt das Gedicht in ebenso schöner wie ergreifender Weise ab. Dasselbe hat unter den im Jahre 1870 erschienenen Kriegsliedern mit den meisten Anklang gefunden. Sein geisterhaftes Hinüberspielen einer ruhmreichen Vergangenheit in die bedrohte Gegenwart, die Erinnerung an die dem Volke lieb gewordenen Heldengestalten haben dazu nicht allein beigetragen. Auch die schöne Form und Ausdrucksweise haben das Ihrige dazu getan. Von besonderer Wirkung sind namentlich die Beiwörter in dem Gedichte, von denen einige schon wegen ihrer Neuheit fesseln, wie z. B. „gewitternder Himmel“, „mondlicher Schein“, „dumpfige Grüfte“, andere durch schlagende Charakterisierung wirken, wie: „der finstere York“, „der schneidige Kleist“, noch andere durch das Hervorheben der Farbe, wie: „auf grauem, getigertem Hengst“, „auf schwarzem, gespenstischem Pferde“. Der Reim hat überall einen volltönenden Klang und bewegt sich in einem schönen Wechsel von männlichen und weiblichen Reimsilben, die in den vier ersten Zeilen gekreuzt, dann aber angrenzend und verschränkt erscheinen, so daß folgendes Reimbild entsteht: a b a b c c d. Das jambisch-anapästische Versmaß entspricht ganz der das Gedicht beherrschenden, stürmischen Eile und Hast, die kein Verweilen bei den einzelnen Erscheinungen aufkommen läßt. Eine ins einzelne malende Zeichnung der Geister, etwa nach der Art der „nächtlichen Heerschau“ von Zedlitz, würde die Wirkung nur beeinträchtigt haben, und so gibt sich denn Gerok auch in seinem weisen Maßhalten als echter Dichter zu erkennen. Der Schluß des Liedes hat, wie der Anfang desselben, wiederum Anklänge an die alten Heldensagen, in denen Walküren auf tautriefenden Rossen die Geschicke der Kämpfenden lenken und die gefallenen Helden nach Walhalla geleiten.

2. Hurra, Germania!

1. Hurra, du stolzes, schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und Streit!
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang und Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

3. Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tiefatmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
„Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein, zum Rhein!"
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd, ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag,
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen, deutschen Hort,
Hurra, zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

8. Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Blut's, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

Ferdinand Freiligrath.

Auch dieses Gedicht ist wie das voraufgegangene schon vor den siegreichen Kämpfen der deutschen Truppen entstanden. Es erschien am 31. Juli 1870 in der „Rheinischen Zeitung", muß also bald nach der Kriegserklärung Frankreichs niedergeschrieben sein, gleichsam als Antwort auf dieselbe. Bemerkenswert ist hierbei, daß damals schon fast alle Gedichte von dem zuversichtlichen Glauben getragen wurden, daß Deutschland als Sieger aus dem furchtbaren Kampfe hervorgehen werde. Auch das vorliegende Gedicht ist von dieser freudigen Zuversicht erfüllt und schließt daher mit den Worten:

Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!

Diese Siegesgewißheit, gleich nach der Kriegserklärung, wäre ein frevelhafter Hochmut gewesen, wenn sie nicht auf sittlich berechtigten Grundlagen geruht hätte, oder wenn sie in der dünkelhaften Weise der Franzosen laut geworden wäre. Diese waren des Sieges bereits so gewiß, daß in Paris bei der Kriegserklärung geradezu ein wahnsinniger Jubel herrschte, und der Feldzug nur wie ein Spaziergang nach Berlin angesehen wurde. Mit einem unerhörten Übermute schrieb die Presse: „Die französische Armee ist unbesieglich! Ein Franzose nimmt es mit drei Deutschen auf! Vor den Chassepots kann niemand standhalten. Die Mitrailleusen werden ganze Bataillone niedermähen. Mit den Kolben in den Rücken wird man die Deutschen über den Rhein treiben. Die Sache wird nicht lange dauern. Der Kaiser wird bis nach Königsberg dringen und dort den Frieden diktieren. Die französischen Seetruppen ziehen sich in Brest und Dünkirchen zusammen. Wenn die Preußen noch eine Probe von ihrer Flotte erhalten wollen, mögen sie dieselbe in das Museum nach Berlin stellen." Von solcher Prahlerei, der nicht nur die Zeitungsschreiber, sondern auch die Poeten verfallen waren, findet sich keine Spur in den deutschen Kriegsliedern. Dieselben sind von Übermut wie von Kleinmut gleich fern. Ihre Siegeszuversicht ist gegründet in der Einmütigkeit aller deutschen Stämme und in dem Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit; ihr Zorn ist entsprungen aus der Entrüstung über die frevelhafte Kriegserklärung; ihr Mut aus dem Gefühle der Pflicht, das Leben einzusetzen, wenn das Vaterland bedroht ist. Das sind sittliche Grundlagen und von diesen Gewalten ist auch das vorliegende Gedicht getragen. Die frohgemute Germania, durch welche jene Gewalten in schöner Weise personifiziert worden sind, legt dieselben schon in dem Ausdruck ihrer äußeren Erscheinung dar. Entrüstet über die beleidigende Herausforderung der Franzosen steht sie, von heiligem Zorn entbrannt, leuchtenden Auges und empörten Herzens an der bedroheten Grenze, den Leib kühn vorgebeugt, das blanke Schwert hoch gezückt, bereit zum Kampfe auf Leben und Tod. Freudig und stolz sieht sie, was seit der grauen Vorzeit nicht geschehen war, das gesamte Deutschland unter ihrem Heerbannrufe. Mit dieser Personifikation der einheitlichen, patriotischen Glut, welche die Stunde der Gefahr in den Herzen des deutschen Volks angefacht hatte, beginnt das Gedicht groß und schön und kehrt zu derselben am Schlusse jeder Strophe immer wieder zurück, so daß das frische, mutige „Hurra" gleichsam eine fortlaufende Antwort bildet für den übermütigen Hohn des gallischen Hahns. Diese einmütige Antwort, welche durch ihre Wiederholung noch einen größeren Nachdruck erhält und die „stolze", „schöne" Germania schlachtenfroh umrauscht, bekundet den festen Entschluß, das Schwert

nicht eher zu senken, als bis der räuberische Erbfeind zu Boden geworfen ist.

Die unerhörte Art, mit welcher derselbe den Krieg über Nacht zur Tatsache gemacht hatte, ist in Str. 2 dargelegt. Deutschland dachte nicht an Krieg, verlangte nichts, als in stiller Arbeit unter seinem rauhen Himmel friedlich und genügsam den Boden in emsigem Fleiße zu bauen, ohne Neid und ohne Ruhmsucht gegen andere Völker — da wurde es mitten im tiefsten Frieden von seinem eiteln Nachbar mit Krieg herzlos überzogen, weil derselbe für den Sieg bei Sadowa, der den Anfang zur Einigung Deutschlands bildete, Rache haben wollte! Der Dichter hat die Friedensliebe des deutschen Volkes zu der Kriegslust der Franzosen in einen schönen Gegensatz gebracht; ebenso schön ist nun der heilige Zorn, mit welchem das Ungerechte dieses Krieges von der ganzen Nation als eine ihr zugefügte Schmach empfunden wurde, dargestellt. Im Nu ward Sichel und Ährenkranz fortgeworfen, und so einmütig wie das deutsche Volk in seiner Friedensliebe gewesen war, so einmütig war es jetzt in seinem patriotischen Zorn über die unverschämte Herausforderung. Seiner sittlichen Entrüstung und seinem männlichen Mute hat der Dichter in folgenden Worten einen kräftigen Ausdruck gegeben:

Da fuhrst du auf in hellem Zorn:
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!

Das Losungswort „zum Rhein!“ ist dreimal wiederholt, nicht nur, weil dieser Strom zunächst bedroht war und von den Franzosen von jeher begehrt wurde, sondern auch, weil er unter allen deutschen Strömen, ja unter allen Strömen der Erde den ersten Rang einnimmt, und mit seinen herrlichen Städten und geschichtlichen Erinnerungen der Lieblingsstrom des deutschen Volkes und das schönste Kleinod im Deutschen Reiche ist.

Der übrigen deutschen Ströme wird dann in der folgenden Strophe in einer Weise gedacht, daß auch sie sich empört fühlen über die Frechheit des gallischen Nachbars. Unwillig über die Gier desselben nach dem Besitz des Rheins, sind alle zur Hilfe des Bruders bereit; selbst die deutschen Meere rauschen im Zorn; nicht minder wallen die Fluten des Mains, die damals noch Deutsche von Deutschen trennten, entrüstet auf; auch sie wollen zur Wehr greifen. „Vergessen ist der alte Span“, die schmerzliche Erinnerung des Rheinbundes gesühnt und, hinweggefegt wie Spreu im Gewittersturm, die verhaßte, unserer Friedensliebe aufgedrungene Mainlinie.

Der Main ist überbrückt, und Napoleon hat selbst gegen und wider seinen Willen die Brücke geschlagen. Er hatte auf Vertragsbruch und Aufruhr gerechnet und als Antwort den einmütigen Ruf nach Waffen von den meergepeitschten Küsten im Norden bis zum fernen deutschen Hochgebirge im Süden, von den Fluten der Weichsel im Osten bis zu den finstern Schwarzwaldtannen im Westen erhalten. Zum erstenmal ein großer Krieg, der nicht mit Bruderzwist beginnt, zum erstenmal ein Heer, wie es die Germania noch nie um sich versammelt gesehen hat!

„Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!"

Voll überwallender Freude läßt der Dichter sein „Hurra", das er bis dahin erst am Ende seiner achtzeiligen Strophen ausgerufen hat, jetzt schon in der sechsten Zeile erschallen und wiederholt es in der folgenden:

„Hurra, Germania, stolzes Weib.
Hurra, du große Zeit!"

Getrost können wir in die Zukunft blicken. Mag kommen, was da will; eins ist erreicht, das Beste und Höchste für eine Nation: Deutschland ist einig; sein Träumen und Sehnen von Jahrhunderten ist erfüllt. Frankreich, das unsere Zerrissenheit wollte, hat uns einig gemacht, aber

— „weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!"

„Es muß ja Ärgernis kommen," sagt die Schrift, „doch wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt." Nein, wenn auch mit tränendem Auge, können wir unsere Hände gen Himmel heben, vom König herab bis zum Tagelöhner, und können sprechen: Wir haben den Krieg nicht gewollt. Wir zückten das Schwert nur gezwungen, zückten es für „Heim und Herd",

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurra, zur Kriegesfahrt!

Auch in dieser Strophe läßt der Dichter das „Hurra" schon vor dem Refrain eintreten. Es gilt hier dem männlichen Mute, mit welchem das beleidigte Deutschland für seine höchsten Güter zum Schwerte griff.*)

---

*) Die Franzosen zogen das Schwert aus trotziger Überhebung und aus Ländergier. Als in der Kammer der Abgeordneten einige wenige

Mit gutem Gewissen konnten wir dem Feinde entgegengehen, mit vollem, berechtigtem Vertrauen auf Gott den heißen Kampf antreten. Es ist keine sündige Überhebung, wenn der Dichter ausruft:

„Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!“

Aber ein tiefer Schmerz erfüllte doch dabei das warmherzige Gemüt des deutschen Volks: der Schmerz über das Blut, welches dieser Kampf uns kosten wird. Der Dichter hat der ganzen Schwere dieses Schmerzes in folgenden Worten Ausdruck gegeben:

„Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird.“

Bei uns waren es keine Söldner, keine Turkos und Zuaven, die in den Krieg zogen, es war die ganze Nation. Vom Fürstensohne bis herab zum Erben des Bauernhofs ergriffen Künstler, Gelehrte, Handwerker und Tagelöhner, ja selbst Schüler die Waffen gegen ein Volk, dessen verdorbenes Staatswesen nur mit einer gleißenden Tünche überzogen war, hinter welcher die schnöde, harte Barbarei lauerte, das sich zwar rühmte, an der Spitze der Bildung und Gesittung einherzuschreiten, aber dabei Tausende von unschuldigen Deutschen auf die roheste Weise vertrieb, auf die Krankenträger und Ärzte schoß, die Verwundeten verstümmelte und die Gefangenen mißhandelte. Gegen dieses Volk zog die Blüte unserer Nation, ihr Stolz, ihre Ehre und ihre Freude auch in den Tagen des Friedens.

Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird.
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja!

Der Sieg ist auf unserer Seite gewesen, wie immer, wenn Deutschland einig war und nicht an innerer, fluchbeladener Zerrissenheit und am Dünkel der Kleinstaaterei krankte. Vier Jahre zuvor hatten die Deutschen noch feindlich sich gegenübergestanden, und jetzt waren alle brüderlich vereint in den Kampf gezogen, ein Zeichen von dem unwiderstehlichen Drange nach Einigung, welcher in dem deutschen Volke trotz der voraufgegangenen Kämpfe lebte.*)

Männer sich gegen den Krieg aussprachen, nicht weil sie ihn für ungerecht, sondern weil sie die Zeit nicht für geeignet hielten, da rief ihnen Paul Granier zu: „Jules Favre, Arago, Glais-Bizoin, wir werden euch das Brandmal der Galeerensträflinge auf die Schulter drücken. Und wenn ihr in eurer Sträflingsmütze durch die Straßen zieht, die Kette nachschleppend, dann wird man begreifen, daß die einzige Kanonenkugel, die eurem Mute geziemt, die Kugel am Beine ist.“ Die spanisch-bigotte Kaiserin Eugenie rief nach der Kriegserklärung freudig aus: „Das ist mein Krieg! Wir werden das protestantische Preußen niederwerfen!“

*) Als ein schönes Denkmal dieser Einigung steht die im Jahre 1883 auf dem Niederwalde am Rhein errichtete Germania. Ihre linke Hand stützt sie auf das siegreiche Schwert, ihre rechte hält die Kaiserkrone hoch empor.

Das vorliegende Gedicht gehört unstreitig zu den feurigsten Kriegsliedern aus dem Jahre 1870; es ist, was seinen kriegerischen Ton betrifft, den Liedern Arndts am meisten verwandt. Das wilde Feuer der früheren politisch-sozialen Lieder Freiligraths, die oft in Haß und Streit einer zersetzenden Parteileidenschaft frönten, ist gereinigt und geläutert worden durch den Umschwung, der sich in Deutschland vollzogen hat. Der revolutionäre Geist jener Lieder hat einer wohltuenden, patriotischen Wärme den Platz geräumt. Geblieben ist aber dem Dichter, trotz seines Alters, die ihm eigene hinreißende Frische und Lebendigkeit der Sprache, die farbenreiche Schönheit seiner Bilder und die Gewandtheit in der Behandlung des Reimes, wofür das vorliegende Gedicht Zeugnis ablegt. Die ersten drei Strophen desselben personifizieren, wie schon angedeutet, in bildlicher Schönheit das zornig aufgeregte Nationalgefühl des deutschen Volkes, welches nach langer Mäßigung endlich zum äußersten entschlossen ist, die friedliche Sichel von sich wirft und zum blutigen Schwerte greift; sodann wird wiederum im Bilde der tiefgehende Zorn des ganzen deutschen Landes in dem Brausen und Stürmen seiner Flüsse und Meere versinnlicht, so daß alles, was nur irgendwie Leben zeigt, in Aufregung gekommen ist. In der zweiten Hälfte des Gedichts sind die Gedanken ohne solche Bilder durchgeführt. Dennoch sind auch hier die Stimmungen und Empfindungen des Dichters nicht minder schön zum poetischen Ausdruck gekommen. So ist z. B. die Freude über die Einmütigkeit des deutschen Volks, das plötzlich alle Sonderinteressen verstummen ließ, in der gehobensten Weise in den stolzen Worten ausgedrückt:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!"

Die ersten Zeilen der angeführten Worte deuten auf das bekannte Lied von Arndt hin, das nun endlich eine befriedigende Antwort auf seine Fragen nach dem deutschen Vaterlande gefunden hat. Wie freudig der Dichter davon bewegt ist, bekunden nicht nur die Auslassungen der Zeitwörter in den voraufgehenden Versen:

„Schwaben und Preußen, Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!"

sondern auch der Ausruf, mit welchem diese Partie seines Liedes schließt: „Dies ist All-Deutschlands Ehrentag!" worauf er dann als Gegensatz ein zweimaliges Wehe über Frankreich ausruft, das die Einheit und Macht Deutschlands zu fürchten hat.

Die freudig gehobene Stimmung des Dichters gibt sich besonders aber in dem Refrain kund. Viermal läßt er in demselben das mutige, kriegerische „Hurra" ertönen, diesen gefürchteten Schlacht-

ruf der Deutschen, den die Franzosen so wenig vertragen konnten. Dieser aus voller Brust strömende Ruf mit seinem weithin schallenden A-Laute gibt vorzugsweise dem Gedichte, ähnlich wie bei Körners „Schwertliede", einen feurigen, kriegsmutigen Charakter. Demselben entsprechen denn auch die männlichen Reime, unter denen diejenigen besonders sich hervorheben, welche mit Fremdwörtern gebildet sind, wie: Viktoria, Gallia, Germania, deren Wirkung ebenfalls auf dem kräftigsten aller Vokale, auf dem A-Laute, beruht. Das Feuer der Freiligrathschen Poesie hat sich noch in manchem Gedichte des Jahres 1870 kundgegeben, wie z. B. in der „Trompete von Vionville". Eine seiner besten Gaben ist auch der poetische Brief an seinen Sohn „Wolfgang im Felde", der aus England herbeigeeilt war, um als Freiwilliger unter dem „roten Kreuze" die Verwundeten und Kranken zu pflegen.

Diese Dichtungen beweisen, daß Freiligrath in den letzten Jahren seines Lebens mit dem geschichtlichen Gange der Entwicklung Deutschlands wenigstens insoweit sich ausgesöhnt hat, daß ihn der einigende, nationale Aufschwung mit Begeisterung erfüllen konnte. Der Patriot war in ihm stärker, als der Parteimann, was von Herwegh, dem Chorführer der revolutionären Dichter, nicht gesagt werden kann.

Thema.

Das deutsche Kriegslied.

Das älteste deutsche Kriegslied, von welchem wir Kunde haben, gehört dem 9ten Jahrhundert n. Chr. an. Wenn aus der Zeit vorher keine derartigen Gesänge vorliegen, so ist doch die Annahme, daß es deren schon früher muß gegeben haben, vollberechtigt. Mehr als ein Grund spricht dafür. Ein so tapferes, kriegslustiges und obendrein poetisch veranlagtes Volk, wie die Germanen waren, wofür die erhaltenen Heldensagen derselben deutlich genug sprechen, wird auch seine Kriegsfahrten und Schlachten ebenso wenig wie seine Leichenbegängnisse und feierlichen Umzüge ohne Gesang vollzogen haben, namentlich in einer Zeit, welche es in seinen tiefsten Tiefen aufregen mußte, in der Zeit der Völkerwanderung und der Kämpfe gegen die Römer. Daß auch vor dieser Zeit die Deutschen schon Kriegsgesänge hatten, geht aus der Schilderung, welche der römische Schriftsteller Tacitus von den Germanen entwirft, hervor. Derselbe berichtet, daß sie vor dem Beginn des Kampfes Lieder anstimmten, beim Singen derselben den Schild vor den Mund hielten und dadurch dem Gesange einen eigentümlich kriegerischen Ton verliehen. Ist auch der Inhalt dieser Lieder nicht erhalten, da sie mit der Einführung des Christentums in den Bann getan wurden, so geht schon aus dieser Verurteilung hervor, daß in ihnen der Beistand der Götter angefleht worden ist. Das älteste uns aufbewahrte Kriegslied stammt aus dem Jahre 881. Es verherrlicht den Sieg des Königs Ludwig III. über die Normannen, ist jedoch keine Volksdichtung, was die alten Kriegs-

lieder sicherlich waren, sondern ist, wie man annimmt, von dem Mönch Hucbald verfaßt, enthält aber eine Andeutung, aus welcher man auf die Form der alten Kriegslieder schließen kann, eine Form, die noch heute in den Volksdichtungen gebräuchlich und beliebt ist. In dem genannten Liede heißt es, daß der König mutig dem Heere vorangeritten sei und ein heiliges Lied gesungen habe, und daß seine Krieger allesamt das Kyrieleison anstimmten. Der Vortrag bestand also aus Einzelgesang und aus Chorgesang. Letzterer bildete als Antwort auf die Verse des Vorsängers eine ständige Wiederholung. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß das alte Kriegslied ebenfalls aus Einzelgesang und Chorgesang bestand, die Rolle des ersteren dem Anführer zufiel, die Schar der Krieger mit erhobenem Schilde den Refrain als Antwort sang, und daß dieser ein Anflehen der Götter um Beistand enthielt. In der christlichen Zeit trat Kyrieleison an die Stelle des Anrufens der alten Götter, und dieses hat sich im Mittelalter lange Zeit hindurch behauptet. Noch aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts haben wir Zeugnisse von dieser Art Kriegsgesängen, die man „Leise" (abgekürzt aus Kyrieleison) nannte. Immer noch war es die Volkspoesie, welche das Kriegslied pflegte und bis in das 19. Jahrhundert hinein neben der Kunstpoesie es gepflegt hat. Die Ritterschaft, welche in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der deutschen Poesie sich fast ausschließlich bemächtigte, hat eigentliche Kriegslieder nicht geschaffen. Wie tapfer die Ritter auch das Schwert zu schwingen verstanden, sie durchbrachen die engen Schranken des Minnesangs nicht, mit Ausnahme Walters von der Vogelweide, der wenigstens Lieder zum Preise des Vaterlandes anstimmte. Erst das alle Stände erregende Reformations-Zeitalter belebte den Zweig der Kriegslyrik in allen Schichten des Volks und rief zum Zusammenstehen gegen die Welschen und Türken zum Schutz des Vaterlandes und der Kirche auf. Daß der Bürgerstand an derartigen Liedern sich auch beteiligte, beweist ein Aufruf Hans Sachs' an die „Büchsenmeister" und „Landsknechte" gegen die Türken. Besonders aber pflegten die gesangeslustigen, aus den Volksschichten entsprungenen Landsknechte, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf erwählt hatten, das Kriegslied. Fast drei Jahrhunderte haben sie mit ihren Hellebarden und Spießen, Büchsen und Fahnen an den bedeutendsten Kriegszügen teilgenommen, ihre Erlebnisse in volkstümlicher Laune oft in ihre Lieder mit verwoben und nicht selten auch in denselben aufgefordert, „für das Vaterland mannlich zu fechten", eine Aufforderung, welcher vor der Reformation kaum gedacht wird. Auch liebten sie es, am Schlusse ihres „Liedleins" sich als die Verfasser, ohne Nennung des Namens, erkennen zu geben. Die bedeutendste dieser Landsknechtsdichtungen entstand auf dem Zuge gegen die Türken. Es ist das beliebte Lied zu Ehren des Prinzen Eugenius.

Der Dreißigjährige Krieg, so viel Reimereien er auch erzeugt hat, ist arm an echter, volkstümlicher Kriegslyrik. Erst die Kriege Friedrichs d. Gr. belebten diesen Zweig der Poesie wieder und brachten auch in die Dichtungen eines Gleim, Ramler, Uz, Kleist einen höheren Lebensgehalt, wie Goethe sagt. Volkstümlich sind indes die Kriegslieder derselben nicht. Sie tragen zu sehr das Gepräge der Stubenpoesie, sind meistens zu lang, vor allem aber nicht singbar und waren deshalb nicht geeignet, in die Reihen der Soldaten und des Volkes zu dringen. Daß es in dieser Zeit an echten Volksliedern, welche die wichtigsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges zum Gegenstande ihres Gesanges machten, nicht gefehlt hat, bezeugt die stattliche Reihe der vom Freiherrn von Ditfurth gesammelten Soldatenlieder. Verherrlichung des großen Königs, Spott über die Feinde, namentlich über die Franzosen wegen ihrer schmachvollen Niederlage bei Roßbach, nicht erlahmende Siegeszuversicht, auch wenn das Waffenglück dem Könige

nicht günstig gewesen war, sind die wiederkehrenden Gedanken jener Lieder, die neben der Kunstpoesie einhergingen.

Einen erhöhten Aufschwung nahm das Kriegslied, sowohl das der Kunst- wie das der Volkspoesie, in den Befreiungskriegen. Dreierlei hat dazu beigetragen: die der genannten Zeit voraufgegangene klassische Periode unserer Literatur, der unerhörte Druck der Fremdherrschaft und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, welche den gebildeten Bürgerstand ebenfalls auf den Kampfplan führte, was bei den Kriegen Friedrichs d. Gr. nicht der Fall war. In schöner Form und im hohen Schwunge der Begeisterung riefen die Dichter der Freiheitskriege das gesamte Volk ohne Unterschied des Standes, des Bekenntnisses und der staatlichen Sonderung zu den Waffen, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln und fachten jetzt schon die Sehnsucht nach einem einigen, mächtigen Deutschland und nach Kaiser und Reich an, besonders Arndt, Schenkendorf und Körner. Nicht minder anregend wirkten auch die Lieder, welche aus dem Volke hervorgegangen waren. Den Mittelpunkt derselben bildet Vater Blücher, der volkstümlichste Mann jener Zeit, ihm gegenüber Napoleon, in dessen Persönlichkeit sich aller Haß gegen Frankreich entlud. Die in den Freiheitskriegen angefachte Sehnsucht nach Kaiser und Reich kam nicht wieder zur Ruhe, bis sie in dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 ihre Erfüllung fand. Nichts beweist mehr, wie machtvoll und überwältigend diese Sehnsucht nach und nach geworden war, als daß die deutschen Stämme, welche wenige Jahre vorher (1866) noch im Bruderkampfe miteinander gelegen hatten, in dem genannten Kriege Schulter an Schulter fest und einmütig dem Feinde gegenüberstanden, und daß der Norden wie der Süden, der Osten wie der Westen Deutschlands voll Begeisterung nicht nur seine Heere für die nationale Sache eintreten ließ, sondern auch seine Sänger, welche daheim die ruhmreichen Kämpfe Deutschlands von Anfang bis zu Ende in Liedern feierten. Die Daheimgebliebenen waren es aber nicht allein, welche die Saiten der Leier zu Kriegsliedern stimmten, auch die mit dem Schwerte Kämpfenden taten es: wem Gesang gegeben, und wem er nicht gegeben, jung und alt, hoch und niedrig, bürgerlich und adelig, gelehrt und nicht gelehrt — alle haben in Versen die Kriegszüge begleitet und gefeiert, in einer so großen und so mannigfaltigen Zahl, wie sie keine andere Zeit und kein anderes Volk aufzuweisen hat. In Hunderten von Gedichten kehrt die Mahnung wieder, Deutschland nun für immer frei und einig zu machen, auch das entrissene Elsaß-Lothringen Deutschland einzuverleiben. Nicht minder zahlreich sind die Lieder, welche sich gegen die Urheber des Krieges, gegen Napoleon wie gegen das französische Volk wenden, teils spottend heiter, teils tief ernst. Der Sorge um die ausgezogenen Lieben wird ebenfalls gedacht. Auch fehlt es nicht an Schilderungen einzelner Schlachtszenen und einzelner Truppenteile. Noch ehe das Schwert gezogen war, griffen die Sänger zur Leier. Den Reigen eröffneten Freiligrath, Geibel, Gerok, Grosse, Jordan, Rittershaus. Selbst der Kladderadatsch schwieg nicht. Von jetzt an erschien selten eine Zeitungsnummer oder eine Zeitschrift ohne Kriegslied. Sind auch viele derselben nicht von großem poetischem Werte so legen sie doch ein sprechendes Zeugnis ab, wie frisch das Herz des deutschen Volks schlug. Selbst aus Ländern jenseit des Ozeans, wo Deutsche sich niedergelassen hatten, kamen poetische Grüße. Das beliebteste sämtlicher deutschen Kriegslieder ist damals die „Wacht am Rhein" geworden, welches schon im Jahre 1840 gedichtet wurde, als in Frankreich wieder Gelüste nach dem Rhein in Reden und Schriften laut wurden. Lange wurde die schwungvolle Weise dieses Liedes in friedliebenden Vereinen gesungen, ehe ihm die Tat folgte. 1870 zogen die Truppen mit den Klängen dieses Liedes an die bedrohte Grenze, — und haben es nach manchem heißen

Schlachttage in den eroberten Städten Frankreichs angestimmt, wenn sie in dieselben einrückten. Mit den Klängen dieses Liedes hat die Jugend in den Schulen und auf den Straßen die Kunde der Siege gefeiert, und das Alter hat mit der Weise desselben gern die Siegesbotschaften begleiten hören.

---

3. Kriegslied.

1. Empor, mein Volk! Das Schwert zur Hand
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind bot dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

2. Dein Haus in Frieden auszubau'n,
Stand all dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun,
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergoss'ne Blut!
Vorwärts!

3. Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg,
Und stark der Geist der Lügen;
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch.
Vorwärts!

4. Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen;
Von Stamm zu Stamme lodert's fort,
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

5. Voran denn, kühner Preußenaar,
Voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen;
Das ist des alten Blüchers Geist,
Der dir die rechte Straße weist.
Vorwärts!

6. Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: Flieg, Adler, flieg!
Aus unserm Blute wächst der Sieg!
Vorwärts!

Emanuel Geibel.

Dieses Gedicht hat im wesentlichen denselben Gedankeninhalt wie das voraufgegangene, ertönt aber im Glocken- und Orgeltone, während in Freiligraths Gedicht Schlachtenruf und Trompetengeschmetter braust. Es teilt mit ihm die gleiche Freude und den gleichen Zorn, dieselbe Hoffnung und dasselbe Vertrauen, wenn auch der Ausdruck dieser Empfindungen ein anderer, von einer religiösen Weihe getragener ist. Dort und hier wird in freudiger Weise der Errungenschaft gedacht, die dem deutschen Volke schon vor seinen glorreichen Kämpfen zuteil wurde: des Verschwindens der Mainlinie, die bisher noch immer den Norden vom Süden Deutschlands getrennt und die volle Einigung verhindert hatte. Geibel sieht in der plötzlichen Einigung ein sichtbares Zeichen von oben, welches zu der Hoffnung berechtigt, daß der, welcher in schweren Zeiten unserer Väter Burg war, uns auch in dem bevorstehenden Kampfe seinen unwandelbaren Beistand werde angedeihen lassen. Ist doch Deutschland, wenn es einig war und im Hader nicht zerriß, was Gott zusammengefügt hat, stets siegreich gewesen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war plötzlich mit einer solchen Gewalt erwacht, daß es alle menschliche Erwartung übertraf, zumal wenn man bedenkt, daß die deutschen Völker wenige Jahre vorher sich feindlich gegenübergestanden hatten. Der Dichter erblickt daher in dieser Wandlung mit Recht etwas Wunderbares, das Wirken einer höheren Macht, und schöpft daraus Hoffnung für den Sieg:

Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen;
Von Stamm zu Stamme lodert's fort,
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!

Mit Freiligrath teilt Geibel ferner die Entrüstung über die frevelhafte Herausforderung der Franzosen und hebt mit ihm hervor, wie wenig das deutsche, an Arbeit gewöhnte Volk an Krieg dachte. Freiligrath weist daher auf die friedlichen Arbeiten in Feld und Flur hin; Geibel gedenkt des begonnenen Ausbaues der staatlichen Einigung Deutschlands, die er durch seine Lieder wesentlich gefördert hatte. Aber gerade diese sich vollziehende Einigung war den Fran-

zosen ein Dorn im Auge. Von jeher galt als oberstes Gesetz ihrer Staatskunst, die Parteiung und Ohnmacht des Deutschen Reichs zu erhalten. Denn auf Deutschlands Uneinigkeit beruhete vorzugsweise ihr Übergewicht in Europa, das nach ihrer Meinung ihnen allein gebührte. Daher waren ihnen namentlich die Anstrengungen, welche Preußen zur Einigung Deutschlands machte, verhaßt, und die Schlacht bei Sadowa, die ihnen hätte eine Warnung sein sollen, galt ihnen geradezu als eine Beleidigung Frankreichs, die Rache fordere. „Die mächtige Stellung," so hieß es, „die Deutschland sich errungen, tut unserer ersten Stellung Eintracht, also darf sie nicht geduldet werden. Der Rhein ist unsere natürliche Grenze, und wir sind nicht im Besitz derselben. Das alles sind mehr als gerechtfertigte Gründe zum Kriege." — Schon im August 1866 hatte Napoleon die Festung Mainz verlangt und mit Krieg gedroht, falls ihre Herausgabe verweigert würde. Im Juli 1870 brach er dann endlich, wie Geibel sagt, „den Hader vom Zaun", indem er verlangte, der greise Heldenkönig Wilhelm solle sich verpflichten, daß in aller Zukunft die Kandidatur des Prinzen zu Hohenzollern für den spanischen Thron nicht wieder aufgenommen werde. Niemals ist eine so beleidigende Zumutung einem Monarchen gemacht worden. Auch hat sich kein anderes Volk je bieten lassen, was wir, die Sieger von Sadowa, seit vier Jahren von dem Übermute der Franzosen ertrugen:

„Der Erbfeind bot dir Schmach und Spott;
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!"

Mit diesem gläubigen Vorwärts, dem Losungsworte Blüchers, schließt Geibel jede Strophe. Einen passenderen Refrain hätte der ahnungsvolle Dichter nicht finden können. Am 19. Juli 1870 wurde von Paris aus der Krieg erklärt, und schon nach wenigen Wochen waren mit einer wunderbaren Schnelligkeit die deutschen Heere an der Grenze Frankreichs aufgestellt, und von diesen Heeren hatten manche Truppenteile einen Weg von 80—120 Meilen zurückgelegt. In 180 Tagen haben sie dann 156 mehr oder minder bedeutende Gefechte bestanden, 17 größere Schlachten geschlagen, 26 feste Plätze genommen, 11 650 Offiziere, 363 000 Mann Gefangene gemacht, über 6 700 Geschütze und 120 Adler und Fahnen erbeutet und sind bis in das Herz von Frankreich vorgedrungen. Nie hat ein Heer in so kurzer Zeit solcher Erfolge sich rühmen können. Sieg folgte auf Sieg. Schneller und gewaltiger drangen die deutschen Truppen vorwärts, als die kühne Phantasie des Dichters bei seinem Refrain es ahnen konnte.

Geibel nennt ferner diesen Krieg „ein Weltgericht". Auch dieses Wort hat sich schneller und erschütternder erfüllt, als man

im Juli des Jahres 1870 zu denken wagte. Bereits am 2. Sept., also wenige Wochen nach dem Erscheinen von Geibels Gedichten, war Napoleon in Kriegsgefangenschaft. Aber furchtbarer noch als seine Niederlage bei Sedan war die, welche er bei seinem eigenen Volke erlitt. Noch kurz vorher hatte dasselbe ihn mit ungeheurer Stimmenmehrheit als seinen Herrn von neuem bestätigt, und jetzt gab es ihn auf, warf ihn von sich wie ein abgenutztes Kleid, weil er die unvertilgbare Eroberungslust und die Gier nach Glorie nicht befriedigt hatte. Waren es doch allein diese wilden, wüsten Leidenschaften gewesen, die es in Napoleon I. gefeiert und die es bestimmt hatten, einen Napoleoniden wieder auf den Thron zu rufen. Zwanzig Jahre lang hat es über dessen Staatsstreich hinweggesehen; als es aber in seiner Hoffnung auf Weltherrschaft sich betrogen sah, da zerschlug es den Thron, den es ihm errichtet. Und doch war dies nur der erste Akt der furchtbaren Tragödie.

„Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen."

Der zweite Akt traf das französische Volk selbst. Dieses hatte nach dem Sturze Napoleons die Republik erklärt. Es war dies ein Staatsstreich und ein Treubruch, wie das Kaiserreich es auch gewesen war. Die Republik aber sollte Frankreich retten. Alles, was bisher regiert und kommandiert hatte, wurde des Verrats bezichtigt; die Deutschen, welche in ehrlicher Abwehr eines schändlichen Angriffs nach Frankreich gezogen waren, wurden vor Europa als eingedrungene Barbarenhorden verleumdet; man pries den ungeordneten Freischarenkampf, der im Busch geführt wird; man schoß auf Parlamentäre, man mißhandelte Verwundete und Ärzte. Da ward auch die Republik geschlagen, ihre Heere wurden vernichtet, die Hauptstadt zur Übergabe gezwungen. Das war der zweite Akt, in welchem die vergeltende Macht den ungeheuren Frevel dieses Kriegs rächte. Grausiger noch war der letzte. Geblieben waren trotz aller Niederlagen die furchtbaren Leidenschaften, die man aus Haß gegen Deutschland entfesselt und mit Bewußtsein in allen Provinzen aufgestachelt hatte. Den Regeln des Völkerrechts hatte man Hohn gesprochen, die Gesetze der Ehre und der Moral mit Füßen getreten, die wildesten Ausschweifungen ruhig geschehen lassen, ihnen sogar hilfreichen Beistand geleistet. Da zerbrach in Paris an einem einzigen Tage die Macht der gemäßigten Republik, und nun triumphierten die wildesten Leidenschaften. Hatte man früher die Deutschen mißhandelt, so wurden jetzt Freunde der Versailler Regierung in die Seine geworfen oder als Geiseln in die Gefängnisse geschleppt; hatte man früher unsere Soldaten der Plünderung angeklagt, so begannen jetzt die Plünderungen der öffentlichen Kassen; war früher ein Geschrei der Entrüstung erhoben worden, daß man wagte, Paris

als Festung zu behandeln und auf die Stadt zu schießen, nachdem sie lange genug auf unsere Truppen geschossen hatte, so fielen jetzt die französischen Kugeln in die „heilige Stadt"; hatte man früher in Deutschland den Bürgerkrieg entzünden, Nord und Süd auseinanderreißen wollen, so standen jetzt Franzosen gegen Franzosen, mordeten und plünderten mit unerhörter Wildheit und Grausamkeit Männer und Frauen, Greise und Kinder. Die schönsten Denkmäler wurden zerstört, Gebäude in Brand gesteckt, wie einst zu Rom; es fehlte nur noch ein Nero, welcher zu dem wilden Tanze aufspielte. Uns hatte man eine zweite Bartholomäusnacht bereiten wollen, und siehe, die Franzosen bereiteten sie sich selbst. So hat sich denn auch das andere Wort des Dichters in furchtbarer Weise schnell an unserm Feinde erfüllt: „Komm über ihn und seine Brut das frevelhaft vergoßne Blut!"

Mit heiligem Ernst sind wir in den Kampf gezogen. Das ganze Volk, Fürst, Heer und Bürger, ist einig gewesen in demütigem Aufblick zu dem höchsten Lenker der Schlachten, von dem ersten Tage an, als in unser friedliches Schaffen die freche Kriegsdrohung des Feindes geworfen wurde, bis zum Ende des Kriegs. „Zur Schlacht mit Gott" ging es in den Kampf. „Wir träumten nicht von raschem Sieg", waren aber erfüllt von dem Glauben, daß derselbe aus unserm Blute erwachsen werde. Dieser Glaube hat uns nicht betrogen. Niemand hat dies mehr empfunden, als der greise Heldenkönig. „Mit tief bewegtem Herzen und mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade" verkündete er das Ende des Kampfes, und er hat vom ersten bis zum letzten seiner ewig denkwürdigen Telegramme auf Gottes Gnade hingewiesen. Der Glaube an eine höhere Macht, der auch bei den glänzendsten Erfolgen in aufrichtiger Demut zum Ausdruck kam, hat die deutsche Heerführung ebenso ausgezeichnet, wie die schlachtenkühne Begeisterung. Freiligrath hat in seinem Gedichte „Hurra, Germania!" der letzteren in poetischer Weise feurige Worte geliehen; Geibel dagegen, der an den frommen Sänger Schenkendorf erinnert, hat mehr den religiösen Ernst, mit welchem das deutsche Volk in den Kampf zog, hervortreten lassen.

Seine Muse hat fast alle wichtigen Ereignisse des Krieges bis zum Friedensschluß in frommer Weise begleitet. Am 3. Sept. 1870 sang er:

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm,
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Und den Friedensschluß begrüßt er:

Flammt auf von allen Spitzen,
Ihr Feuer deutscher Lust,

Und weckt mit euren Blitzen
Ein Danklied jeder Brust.
Das grause Spiel der Waffen
Mit Gott ist's abgetan,
Und, die das Schwert geschaffen,
Die Palmenzeit bricht an.
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht!

Geibel hat das seltene Glück gehabt, daß er erfüllen sah, was er prophetisch geschauet, ein Glück, welches einem Arndt, einem Schenkendorf und Rückert nicht zuteil geworden ist, die wie er nach Kaiser und Reich sich gesehnt haben und wie er für Deutschlands Ehre und Macht eingetreten sind, die gleich ihm in trüben Zeiten die Saiten ihrer Leier nicht zum Aufruhr und zur Empörung stimmten, sondern ausharrten im Hoffen. Es gereicht dieses namentlich Arndt zu großer Ehre, der viele Jahre hindurch unverdiente Verfolgungen erduldete und doch mehr für Deutschlands Wohl getan hatte, als die Dichter des jungen Deutschlands.

4. Zwei Berge Schwabens.

1. Zur Wendenacht des Jahres,
Beim stillen Sternenlicht,
Ward mir ein wunderbares,
Erhabnes Nachtgesicht.

2. Nachts um die zwölfte Stunde
Stand ich am Bergesrand,
Sah dämmern in die Runde
Mein schwäbisch Heimatland.

3. Vom Zollern bis zum Staufen
Sah ich die Schwabenalp
Am Horizont verlaufen,
Der Mond beschien sie falb.

4. Aus Nachtgewölken ragte
Des Staufen kahles Haupt,
Das edle, viel beklagte,
Des Diadems beraubt.

5. Doch wie die Wolken wallten,
Wuchs langsam draus empor
Von riesigen Gestalten
Ein geisterhafter Chor:

6. Die alten Schwabenkaiser,
Das edle Staufenblut,
Die starken Eichenreiser,
Die tapfre Löwenbrut.

7. Sie reckten ihre Glieder,
Sie standen hoch und stark,
Als fühlte jeder wieder
Das alte Heldenmark.

8. Voran dem stolzen Trosse
Erhob sich feierlich
Der alte Barbarosse,
Der Kaiser Friederich.

9. Er trug die Kaiserkrone,
Den Mantel und das Schwert,
Womit er einst vom Throne
Des Reiches Macht gemehrt.

10. Dann drängten sich die Söhne,
Die Enkel her um ihn,
Zuletzt der bleiche, schöne,
Der Knabe Konradin.

11. Ein jeder mit den Waffen,
Den Kronen, die er trug,
Auch sah ich Wunden klaffen,
Bei manchem Mann im Zug.

12. Und ohne Steg und Brücken
Ging wolkenleis ihr Gang
Den vielgezahnten Rücken
Der Schwabenalp entlang.

13. Die Nebelmäntel schleiften
Langhin am Bergessaum,
Die Wolkenschuhe streiften
Der Wälder Gipfel kaum.

14. Und wo zur letzten Strecke
Sich das Gebirg verzweigt,
Als Hüter an der Ecke,
Die Zollernburg aufsteigt.

15. Da schien der Zug zu halten.
Im letzten Mondenschein
Zerflossen die Gestalten
Zu grauen Wolkenreih'n.

16. Mir schien's, die Fürsten legten
Am Berg die Kronen hin,
Mir war's, die Geister flögen
Wie segnend rings um ihn.

17. Und wie ich stand und lauschte,
Kühl streifte mir's das Haar,
Ein Morgenwehen rauschte,
Aufstieg das junge Jahr.

18. Und allgemach im vollern,
Im klaren Tageslicht
Erhub der Hohenzollern
Erwachend sein Gesicht.

19. Den Kaiserpurpur legte
Das Morgenrot ihm an,
Zu krönen ihn, bewegte
Die Sonne sich heran.

20. Und bis hinab zum Staufen
Mit hellem Rosenschein,
Begann's zu überlaufen
Die grauen Bergesreih'n.

21. Ein Adler tät sich wiegen,
Die Schwingen ausgespannt,
Mit stolzen Wendeflügen
Hoch ob dem deutschen Land.

22. Und rings im Land erklangen
Die Glocken allzugleich,
Den Segen zu empfangen
Fürs deutsche Kaiserreich.

Karl Gerok.

Dieses Gedicht entstand, wie aus seinem Inhalte hervorgeht, am 1. Jan. 1871. Am 1. Jan. desselben Jahres ging das Nachtgesicht des Dichters in Erfüllung: die deutsche Kaiserkrone, nach der das Volk über sechzig Jahre sich gesehnt hatte, strahlte auf dem Haupte eines Hohenzollernschen Fürsten. Das nächtliche Gesicht war zur Wirklichkeit geworden. Dem Dichter ward seine Vision „zur Wendenacht des Jahres beim stillen Sternenlicht". Ahnungsvoll weist schon dieser Zeitpunkt auf die Bedeutsamkeit des später eingetretenen Ereignisses hin; denn mit der Kaiserkrone auf dem Haupte eines Hohenzollern ist auch ein Wendepunkt in der Geschichte des so oft zerrissenen Deutschland eingetreten, dessen Geschicke nun auf festerem Grunde als früher ruhen. Wurde doch das Gold dieser Krone gehärtet im heißen Schlachtenfeuer eines geeinten Deutschland; ihre Diamanten wurden erworben in Siegen treuer Waffenbrüderschaft, die an Größe alles überragen, was die Weltgeschichte

aufzuweisen hat.*) Noch nie ward in so unberechenbarer Weise und unter so großartigen Verhältnissen und Ereignissen eine Kaiserkrone angenommen. Vierundsechzig Jahre war Deutschland ohne jenes Symbol seiner früheren Größe und Macht gewesen. Am 1. Aug. 1806 verkündete Napoleon I.: „Ich erkenne das deutsche Reich nicht mehr an.“ Am 6. Aug. desselben Jahres legte Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder und erklärte das heilige römische Reich für aufgelöst, welches unter ihm in dem Rheinbunde seine unwürdigsten Tage gehabt und den alten Glanz unter dem Zepter seines Hauses schon längst eingebüßt hatte. Das deutsche Volk aber hat die Sehnsucht nach seiner alten Herrlichkeit treu in seinem Herzen bewahrt, hat in Sagen und Liedern nicht lassen können von der einstigen Auferstehung jener Herrlichkeit und hat diese insbesondere an das Erwachen des alten Barbarossa aus dem glanzvollen Geschlechte der Hohenstaufen geknüpft. In ungeahnter Weise ist nun derselbe, wie unser Gedicht ausführt, erwacht, nicht im Kyffhäuser, auch nicht er allein, sondern das ganze Geschlecht der Hohenstaufen ist in der „Wendenacht des Jahres“ in der Schwäbischen Alb aus seiner Stammburg emporgestiegen, um nach dem Hohenzollern zu wandeln, dort die Reichskleinodien niederzulegen und den Berg mit kaiserlichem Segen zu weihen. Durch das Erwachen sämtlicher schwäbischer Kaiser hat der Dichter der alten Sage einen größeren Glanz verliehen, und durch den Zug nach dem Zollernberge hat er ihr auch einen bestimmten Abschluß gegeben. Das Hoffnungsreiche derselben hat in diesem Zuge endlich seine Erfüllung gefunden, und der geschichtliche Abschluß ist in nicht minder wunderbarer Weise auch ein natürlicher geworden, indem die Zollernburg in demselben Gebirgszuge liegt, wie die Stammburg der Hohenstaufen, so daß die Schwabenalb gleichsam dazu bestimmt gewesen ist, eine hehre Kaiserbrücke zu werden, welche die alte und die neue Zeit verbindet. Mit großer Meisterschaft hat der Dichter gerade dieses ausgeführt, sowohl den feierlichen Zug der Kaiser über jene Brücke, wie auch ihr Erwachen. Es nimmt denn auch dieser Teil den größten Raum des Gedichts ein. Er beginnt mit der 5. Str. und endigt mit der 17. Vor dem Zuge der Kaiser charakterisiert der Dichter erst in bildlicher Weise das mannhafte Geschlecht der Hohenstaufen; er nennt es „die starken Eichenreiser“, „die tapfere Löwenbrut.“ Dann kün-

*) „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden,“ hatte der tiefer blickende König Friedrich Wilhelm IV. der Frankfurter Kaiserdeputation gesagt, und „die Einigung Deutschlands nur durch Blut und Eisen“ Fürst Bismarck. Beides ist in Erfüllung gegangen. Auf friedlichem Wege wäre es nimmer erreicht worden! An Bemühungen nach dieser Seite hat es nicht gefehlt; sie scheiterten allesamt.

digt er ihr Erwachen an. Daß dieses ein freudiges ist, bezeugen schon die ersten Lebenszeichen, mit welchen die Helden aus dem „Staufen“ emporsteigen. Die folgenden Strophen schildern nun den Zug derselben auf dem Rücken der Schwabenalb entlang, der im höchsten Grade kunstvoll ausgeführt ist, indem der Dichter alles vermieden hat, was die Täuschung des geisterhaften Vorgangs beeinträchtigen könnte. Er hat daher mehr angedeutet als ausgeführt und als wirksames Mittel insbesondere die Wolken benutzt, deren rätselhafte Gestalten an sich schon die Phantasie erregen. Namhaft gemacht werden nur zwei Kaiser: der noch in aller Munde lebende Barbarossa, welcher den Zug eröffnet, und der in der Blüte seiner Jahre in Neapel enthauptete Konradin, welcher als der letzte der Hohenstaufen den Zug beschließt. Wie gewaltig manche von ihnen in heißen Schlachten gerungen haben, bezeugen die klaffenden Wunden. Als der Zug vor der Zollernburg angekommen ist, nimmt jeder die Krone von seinem Haupte, legt diese als Zeichen der Huldigung an der Burg nieder, worauf dann alle im Chor vor ihrem Scheiden noch segnend den Berg umschweben. Hiermit endet der zweite Teil des Gedichts (der erste gibt in einleitender Weise Ort und Zeit der Vision an), dessen geisterhafte Vorgänge das magische Licht des Mondes beleuchtet.

Die Nacht ist vorüber, der Morgen eines neuen Jahres bricht an, und damit beginnt der dritte und letzte Teil. Wie Kaiserpurpur legt sich das Frührot um den Zollernberg; die Strahlen der aufgehenden Sonne vergolden krönend die Wiege des neuen kaiserlichen Geschlechts; in wunderbarer Pracht überläuft die ganze Schwabenalb ein heller Rosenschein; hoch in den Lüften wiegt sich mit weit ausgespannten Schwingen ein Adler, und Glocken erklingen ringsum im Lande, nach langer Zeit zum ersten Male wieder als Glocken eines Deutschen Kaiserreichs und rufen das deutsche Volk in der Morgenfrühe des neuen Jahres zur Kirche, um Gott zu loben und zu preisen. So endet die lebensvolle Darstellung, welche mit einem seltenen Reichtum von poetischen Mitteln die Vergangenheit mit den Ereignissen der Gegenwart zu einem schönen einheitlichen Ganzen verknüpft, mit einem hoffnungsreichen Ausblick in die Zukunft und einem freudigen Aufblick nach oben, ganz der religiösen Stimmung gemäß, welche Deutschland beim Beginn des Jahres 1871 erfüllte.

Was die in dem Gedicht vorkommenden geographischen und geschichtlichen Andeutungen betrifft, so sei folgendes bemerkt: Die Schwabenalb ist ein Teil des schwäbisch-fränkischen Jura. Sie begleitet den Oberlauf der Donau und wird auch die Rauhe Alb genannt, zieht sich als steiler Gebirgswall in einer Höhe von mehreren tausend Fuß in nordöstlicher Richtung durch Schwaben, ist auf dem Kamme fünf bis zehn Stunden breit, vielfach zerklüftet, fluß- und

regenarm und hat auf kühnen Bergvorsprüngen, oder auf vereinzelt gelegenen Kegelbergen die Stammburgen vieler edlen Geschlechter. Der Hohenstaufen ragt am östlichen und der Hohenzollern am westlichen Ende der Schwabenalb empor. Ersterer ist ein baumloser Gipfel, auf welchem nur noch wenige Mauerreste Spuren des alten Stammschlosses zeigen. Der Hohenzollern ist ein bewaldeter Berg und etwas höher als der Hohenstaufen (V. 20). Im Anfange dieses Jahrhunderts war das Schloß seinem gänzlichen Verfalle nahe. Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. stellten es wieder in erhabener Schönheit her.

Die staufischen Kaiser regierten von 1137—1254. Sie haben nicht nur die deutsche Kaiserkrone getragen, sondern auch die italienischer Staaten, mit denen sie fortwährend im Kampfe lagen. Der letzte von ihnen, der 16 jährige Konradin, ward in Neapel zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Vergleichen wir noch zum Schluß das „Nachtgesicht" des Dichters mit dem, was am 18. Januar 1871 geschah, so erscheint die Wirklichkeit nicht minder wunderbar, als die Dichtung. An jenem Tage wurde fern von der deutschen Grenze vor den Toren der Hauptstadt Frankreichs, wo im Laufe der Geschichte die Deutschen fünfmal siegreich gewesen sind, der neue Kaiserthron errichtet. — In wunderbarer Weise hatten sich die Ereignisse so gestaltet, daß die Huldigung zu Versailles stattfinden konnte, in dem Schlosse Ludwigs XIV., dem alten Tempel derjenigen Macht, die Jahrhunderte hindurch die Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahne geschrieben hatte. In diesem Tempel französischer Herrlichkeit standen am 18. Januar 1871 rechts und links von einem mit roter Decke bekleideten Altare, welcher das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug, diejenigen Truppenteile, welche die siegreichen Fahnen Deutschlands nach Versailles begleitet hatten. Den Fahnen selbst, von Fahnenträgern gehalten, war ein Platz auf einer Erhöhung des Festraums angewiesen worden. Auf der nördlichen Langseite des Saales hatten sich die Offiziere so geordnet, daß der Mittelraum vor dem Altare frei blieb. Hier hatte der König Aufstellung genommen, im Halbkreise um ihn standen die Prinzen und Fürsten, hinter den Fürsten und ihnen zur Seite die Generale und Minister. Am Altare warteten die Feldgeistlichen des Amts. So war das gesamte deutsche Volk in Versailles vertreten. Im Waffenschmuck umstand es den greisen Heldenkönig, brüderlich als Kinder einer großen Familie, wie in unserer Dichtung die Zollernburg zur Wendenacht des Jahres von den Hohenstaufenkaisern umringt erscheint. Auch die feierlichen Klänge fehlten nicht, denn Lob- und Danklieder zum Preise des Höchsten ertönten aus dem Munde der wackeren Kämpfer; voll Andacht erflehten sie den Segen über den

kaiserlichen Herrn und stimmten dann aus tiefbewegtem Herzen unter den Klängen der Militärmusik das „Nun danket alle Gott" an. Zuletzt erfolgte die Verkündigung des Kaiserreichs, die alsbald in raschen, elektrischen Schwingungen ganz Deutschland durchflog und noch rascher als der stolz emporgestiegene Adler am Schlusse unserer Dichtung dem deutschen Volke das Morgenrot einer neuen Zeit verkündete.

So war denn der alte Traum der Nation in wunderbarer Weise, nicht durch Zufall, sondern unter Gottes Fügung einer sittlichen Weltordnung in dem Lande des Erbfeindes zur Wahrheit geworden und die so lange beseufzte Ohnmacht des deutschen Volks in die Nacht der Vergessenheit getaucht. Wieder auferstanden waren Kaiser und Reich, mächtiger, stärker und herrlicher, als je. Macht und Einheit der deutschen Nation bestehen nun nicht mehr bloß in schönen Erinnerungen der Vorzeit oder in Träumen alter Sagen; sie sind lebendig geworden, sind groß und majestätisch in die Wirklichkeit eingetreten unter der harten Arbeit und der zähen Ausdauer eines Fürstenhauses, das von jeher es als seinen Beruf erkannte, keine andere Politik zu treiben, als die nationale, und das nun den Lohn seiner hohen Verdienste um die Nation gefunden hat. An dem funkelnden Golde der neuen Kaiserkrone haftet kein Fluch und kein gebrochener Eid, kein Parteihader und kein Blut gestürzter Herrscher.*) Rein und makellos erglänzte es auf dem greisen Haupte des Mannes, der sein ganzes Leben hindurch die deutsche Einigung und feste Staatsordnung im Auge gehabt hatte, der sich im hohen Alter noch mit ungebeugter Kraft an die Spitze der deutschen Heere stellte, alle Mühsal und Entbehrungen eines harten, ruhelosen Kriegslebens mit bewundernswerter Ausdauer ertrug und inmitten der Kämpfe das deutsche Einigungswerk vollendete; der treu in seinem Herzen das Vermächtnis seiner unvergeßlichen Mutter bewahrt hat: mit unwandelbarem Gottesvertrauen festzuhalten an Preußens Beruf, und der keine Gelegenheit hat vorübergehen lassen, wenn es galt, ein nationales Werk zu feiern, von der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms bis zur Einweihung des Kölner Doms und der Errichtung des Denkmals auf dem Niederwalde. Genau 170 Jahre vorher hatte sein Urahne

*) Das Reich und das Kaisertum sind ohne Zwang aus dem Geiste der Nation hervorgegangen und beruhen auf der Achtung der Rechte des Volks wie der Fürsten. Einen großen Anteil an der Begründung desselben hat der wahrhaft deutsch gesinnte König Ludwig II. von Bayern gehabt, der dem Könige von Preußen nicht nur seine Armee unterstellte, sondern demselben auch später im Namen der deutschen Fürsten die Kaiserkrone anbot, was ihm für alle Zeiten ein ehrendes Denkmal in der Geschichte sichern wird.

Kurfürst Friedrich III. im Schlosse zu Königsberg sich die neue, preußische Königskrone aufgesetzt und damit der künftigen Größe des preußischen Staats ein „Es werde!“ zugerufen. Wenn wir an uns vorüberziehen lassen die Heldenkaiser der Hohenstaufen, die Kreuzfahrer und Alpenübersteiger: keiner unter ihnen ist, der Deutschland so mit Macht und Einheit ausgerüstet hätte, wie der Kaiser Wilhelm. Das Kaisertum der Hohenzollern wird aber kein mittelalterliches sein, wie die Romantiker es geträumt hatten; dafür bürgt schon der Umstand, daß zum erstenmal ein protestantischer Fürst den deutschen Kaiserstuhl einnimmt; dafür bürgt die Geschichte des Hohenzollernschen Fürstenhauses, das von jeher zum Wohle des Staates die Duldung und nicht einseitige Interessen auf seine Fahne geschrieben hat; dafür bürgt das kaiserliche Wort Wilhelms, welches er an das deutsche Volk gerichtet: „Uns aber und Unsern Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!“

---

18. Literaturgeschichtlicher Rückblick.

Werfen wir auf Grund der besprochenen Dichtungen und der hier und dort eingeflochtenen literaturgeschichtlichen Bemerkungen einen Rückblick auf den Gang, welchen unsere Literatur nach ihrer klassischen Periode im Laufe des Jahrhunderts genommen hat, so springt zunächst in die Augen, daß mehr als früher die politische Lyrik gepflegt worden ist. Zweierlei ist dabei von großem Einfluß gewesen: das erwachte Nationalbewußtsein und die Einwirkung der geschichtlichen Ereignisse. Jede politische Regung in und außerhalb Deutschlands fand im Liede einen Widerhall. Die ersten Klänge der genannten Lyrik galten der Befreiung des Vaterlands von dem maßlosen Elend und dem unerträglichen Drucke der französischen Fremdherrschaft. Kampf, todesmutige Tapferkeit, freudige Bereitschaft zu jedem Opfer war die Losung aller Lieder jener Zeit. Wie ein brausender Hymnus religiös-patriotischer Begeisterung erklangen sie in allen Schlachtliedern. Die ganze Nation stand in dieser Zeit auf einer höheren Stufe als vor dem Kriege. An diese Befreiungsklänge reihten sich gleichsam als Fortsetzung derselben die sogenannten Griechenlieder, welche für den Verzweiflungskampf der Griechen gegen die drückende und grausame Herrschaft der Türken eintraten, wobei die Begeisterung für das alte, klassische Hellas nicht wenig mitgewirkt hat. Auch der verunglückte Aufstand der Polen wurde in gutmütiger, weltbürgerlicher Verblendung in sentimentalen deutschen Liedern gefeiert, obschon die Polen preußische Provinzen ihrem durch fortwährende Zwietracht untergegangenen Reiche einzuverleiben gedachten. Die Polen- wie die Griechenlieder sind der Vergessenheit anheimgefallen. Einen zum gewaltsamen Umsturz der deutschen Zustände auffordernden Charakter nahm die politische Lyrik nach der französischen Julirevolution (1830). Die engherzige Vielstaaterei, ein Zerrbild deutscher Einheit, die drückende Politik Metternichs, welche jeden Gedanken an eine wirkliche Einheit Deutschlands als Verbrechen bezeichnete und mit Zensur und Kerker brandmarkte, ferner die nach den Freiheitskriegen unerfüllt gebliebenen, berechtigten Hoffnungen, die geglückte Revolution der Franzosen, auf deren Preßfreiheit und Reden im Parlament man mit Neid blickte

— alles dieses verschaffte den revolutionären Liedern trotz des Verbots große Verbreitung. Es ist eine beschämende Tatsache, daß man damals mit Bewunderung auf Frankreich sah, welches man nicht lange vorher auf Tod und Leben bekämpft hatte, zumal die Franzosen obenein wieder Gelüste nach dem Rhein laut werden ließen. Die Dichter aus den Freiheitskriegen und mit ihnen eine Reihe anderer beteiligten sich trotz der Trauer über die unerfüllt gebliebenen Hoffnungen eines geeinigten und geachteten Deutschlands an der vaterlandslosen, unklaren Richtung nicht, welche keine Heilung und Besserung der inneren Schäden hätte schaffen können, indem man schließlich an allem Bestehenden in Staat, Kirche und Gesellschaft rüttelte und statt zu einigen noch mehr Zwietracht säte. Den Sturmgesängen des Umsturzes gegenüber ertönten daher auch reine Klänge der deutschen Leier, und auf die Gelüste der Franzosen nach deutschen Gebietsteilen folgten als Antwort kräftige patriotische Stimmen, von denen namentlich das Lied „die Wacht am Rhein" das beliebteste geworden ist und in den denkwürdigen Jahren 1870 und 1871 auf den Schlachtfeldern in Frankreich von deutschen Kriegern und auch daheim von jung und alt gesungen wurde. Die eben genannten Jahre, in denen die lang gehegte Sehnsucht nach Kaiser und Reich endlich in Erfüllung ging, haben der patriotischen Leier eine Liederfülle entlockt, wie kein Jahr zuvor und eine Umstimmung hervorgerufen, in die auch die revolutionären Dichter freudig mit einstimmten. Nimmt man zu all den erwähnten politischen Liedern noch diejenigen, welche sich auf Schleswig-Holstein beziehen, auch diejenigen aus Friedrichs d. Gr. Zeit, so möchte es wohl kein Volk geben, welches eine solche Mannigfaltigkeit und einen solchen Reichtum politischer Lyrik aufzuweisen hat, als das deutsche, aber auch kein Volk, welches so lange Zeit hindurch infolge seiner eigentümlichen Geschichte nach Einigung hat ringen müssen, wofür die politische Lyrik ebenfalls Zeugnis ablegt.

Außer den gewaltigen geschichtlichen Ereignissen ist auf den Entwicklungsgang unserer Literatur in diesem Jahrhundert die Fehde, welche die Gründer der romantischen Schule gegen die Klassiker eröffneten, ebenfalls von großem Einfluß gewesen. Jene forderten den Klassikern gegenüber, die bisher anerkannten Vorbilder der alten Griechen nicht maßgebend sein zu lassen, sondern vielmehr die Poesien der germanischen und romanischen Völker des christlichen Mittelalters; ferner verlangten sie, die Poesie zum alles beherrschenden Mittelpunkt des gesamten Lebens zu gestalten und dieses darin aufgehen zu lassen, alle Gattungen der Dichtkunst ineinander zu verschmelzen und Kunst- und Naturpoesie miteinander zu vereinen — eine an sich schon phantastische Idee, welche den Keim des Todes um so mehr in sich trug, als die Erzeugnisse der wenig begabten

Stimmführer der Romantik die großen Leistungen Schillers und Goethes samt denen ihrer Vorgänger und Zeitgenossen nicht erreichten, geschweige übertrafen. Ohne eigene schöpferische Kraft griffen sie zu den wunderlichsten Mitteln, gelangten mehr oder minder zu einer äußerlich dem römischen Katholizismus angepaßten Lebensform und verirrten sich schließlich in eine erträumte, phantastische Weltanschauung, welche mit den Forderungen der Klassiker im grellen Widerspruch stand. Ihre poetischen Erzeugnisse fielen denn auch bald der Vergessenheit anheim. Was aus ihren Strebungen fruchtbringend hervorgegangen ist, gehört dem begabteren und von Phantasterei freieren Nachwuchse der romantischen Schule an. Diese hat, ohne gegen die Klassiker zu eifern, unserer Literatur sehr wertvolle Schätze hinzugefügt, Dichtungen, welche in klassischer Form aus nationalen Ideen entsprungen, deutsche Ehre und deutsche Treue, deutsche Tapferkeit und deutsche Minne in Balladen, Romanzen und Mären verherrlichen, nachdem die in Handschriften erhaltenen Überreste der staufischen Ritterliteratur des gesanglustigen Mittelalters aus dem Staube der Archive ans Tageslicht gezogen worden waren. Bis in den heidnischen Volksglauben unserer Väter ging der Forschungseifer. Die vielen Elfen-, Nixen- und Märchendichtungen sind die Frucht dieser Forschungen. Auch von alten, guten Volksliedern wurden Sammlungen veranstaltet und der eigentümliche Reiz dieser einfachen und zarten Dichtungen nachgeahmt. Außerdem pflegte man mehr als früher die mundartliche Poesie, so daß durch die Anregung der Romantiker eine Fülle und Mannigfaltigkeit von lyrischen und episch-lyrischen Dichtungen in unsere Literatur kam, wie solche die früheren Jahrhunderte nicht aufzuweisen haben. Ferner wurden durch meisterhafte Übersetzungen wie durch nicht minder vollendete Nachbildungen auch die außereuropäischen Schätze unserer Literatur einverleibt, wodurch die von Herder angeregte allumfassende Weltpoesie verwirklicht wurde, das vergleichende Sprachstudium sich erweiterte und durch die Nachbildung fremder Vers- und Strophenformen unsere Sprache an Reichtum in der Ausdrucksweise gewann, ohne dem heimischen Geiste untreu zu werden. Die Neigung zum Ausländischen, welche durch den inzwischen eingetretenen erleichterten Verkehr der Völker untereinander und durch Auswanderung nach verschiedenen Erdteilen mit jedem Jahrzehnt mehr und mehr sich geltend gemacht hatte, brachte zu den poetischen Naturschilderungen der Heimat auch neue fremdländische Stoffe aus allen Zonen und bereicherte dadurch unsere Poesie auch nach dieser Seite. Neben dem angeführten Aufschwunge machte sich aber zugleich, wenn auch nur kurze Zeit, eine Gegenströmung geltend, die jeder sittlichen Weltanschauung bar war und darauf ausging, den idealen Zug unseres Volks durch frivolen Hohn

und Spott zu zerstören, eine Erscheinung, welcher wir in der Geschichte überall begegnen. Strömung und Gegenströmung machen sich stets den Rang streitig. Abgesehen von der genannten kurzlebigen Richtung, hat die lyrische und die episch-lyrische Poesie die Höhe, auf welche die Klassiker sie gebracht hatten, zu wahren gewußt, nur auf dem dramatischen Gebiete nicht, obschon eine Reihe Dramen würdevoll denen der Klassiker sich anreihten, wenn sie auch deren Höhe nicht zu erreichen vermochten. Eine Verirrung boten zunächst die sogenannten Schicksalsdramen, in welchen Schuld und Sühne nicht aus dem Charakter und der Gesinnung des Menschen mit sittlicher Notwendigkeit sich entwickeln, sondern als ein dunkeles, über ihn verhängtes Schicksal erscheinen, dem er nicht zu entrinnen vermag. Nicht minder verwerflich sind diejenigen Dramen unserer Zeit, die nach materialistischem oder realistischem Rezepte nichts mehr von Schuld und Sühne, von sittlichen Konflikten und deren Lösung wissen wollen, Dramen, in denen der Materialismus und Egoismus das einzig Wahre des Weltlaufes sein soll, ohne daß die sittlichen Forderungen zu ihrer Geltung kommen und einer Weltanschauung huldigen, welche mit den stärksten Reizmitteln um den Beifall der gedankenlosen Menge buhlt. Diese Dramen werden sicherlich ebenso der Vergessenheit anheimfallen, wie es mit den Schicksalstragödien der Romantiker geschehen ist. Immerhin bleibt es eine beschämende Tatsache, daß nach dem großen Aufschwunge, den unsere Nation nach dem deutsch-französischen Kriege genommen hat, das Theater rückwärts gegangen ist.

Register über die ersten vier Bände.*)

*) **Der fünfte Band** enthält die Besprechung von Dichtungen aus dem **Mittelalter:** Das Hildebrandslied. Der Heliand und der Krist. Das Nibelungenlied. Gudrun. Parzival. Der arme Heinrich. Gedichte von Walther von der Vogelweide und von Hans Sachs. Reineke Fuchs. Volkslieder. Außerdem zwei Abschnitte: **„Literaturgeschichtliches aus der älteren Periode unserer Poesie bis zur Blütezeit der höfischen"** und **„Die kleineren Heldendichtungen der Volkspoesie, welche den Sagenkreisen des Nibelungenliedes angehören."**

Die besprochenen Stücke finden sich in „Gudes Auswahl deutscher Dichtungen aus dem Mittelalter". 5. Aufl. 1901. (Leipzig, bei Friedrich Brandstetter. Preis: 1,60 M., geb. 2 M.)

Themen-Verzeichnis.

Vierte Reihe. (8. u. 9. Aufl.)

Fünfte Reihe. (5. u. 6. Aufl.)

